Gesammelte Werke: Bd. Lebensblätter; Auswahl. Betrachtungen ..

Richard Dehmel

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817
LIBRARIES

838
D322
R3
v.3

Richard Dehmel

Gesammelte Werke

in drei Bänden

Dritter Band

S. Fischer, Verlag, Berlin
1913

Erſtes bis fünftes Tauſend.
Alle Rechte vorbehalten, auch das der Überſetzung.
Copyright 1913 S. Fiſcher, Verlag, Berlin.

Lebensblätter

Novellen in Prosa

Auswahl

Die Rute

Eine bedenkliche Geſchichte

Er mußte ſelber lachen. Wenn ihn einer ſo ſähe: jetzt, mitten in der Julihitze, die Ofentür aufſchraubend. Und nun hinein mit der Rute in das offene Loch! Er bückte ſich noch tiefer und freute ſich, wie die harten Birkenreiſer die dünne Schicht Aſche zerritzten. Die war noch vom Winter her; das kühle Ockergelb der ſanften Fläche tat ihm ordentlich wohl. Da lieg du!

Er machte langſam wieder zu. Ja, das fehlte noch grade: dieſer Popanz im Hauſe. „Gott ſieht, Gott hört, Gott ſtraft" — er richtete ſich auf — das hatte er glücklich abgeſchafft; nun ſollte wohl die Rute hinterm Spiegel Jehovah ſpielen.

Dieſe Mütter! eine wie die andere. Es mußte doch noch immer etwas unbewußte Judenſeele in ihr ſtecken: du ſollſt, mein Kind, weil deine Eltern das ſo wollen. Na warte, Schatz!

Er ſetzte ſich an ſeine Arbeit zurück. Ein unverſchämter Sonnenſtrahl ſtach blendend von der Wand her über den Schreibtiſch weg; grade von dem Bild der Beiden her. Er rückte zur Seite und ließ den Eindruck auf ſich wirken. Hm: ruppig genug ſah ſein Töchterchen aus, da unter der grellen Glasplatte auf der ſchwülen Kupfertapete: ſo den Finger im Mäulchen, neben der mild zuredenden Mutter. Köſtlich, dieſer eigenſinnige Moment.

Und nun ſollten dem heißen Herzchen dieſe Momente wohl mit der Rute ausgetrieben werden: ein artig Kindchen, eine Puppe aus ihr werden. Heilige Mutterliebe!

Als ob ſie nicht Zeit genug hätte, die Einſicht der Kleinen zu üben! den ganzen Tag über! während Er ſich um das bißchen Leben placken mußte. Und ſie hatte doch zur Genüge an ſich ſelbſt erlebt, und auch an ihm, daß nur die Einſicht, die wirklich bewußte Selbſtanſchauung, den Menſchen ein bißchen

265883

menſchlicher macht. Aber natürlich: „Kinder, die wiſſen nichts von ſich" — nnd da iſt es für die liebe Mutter viel bequemer, ſie mit der Rute zu traktieren. Als wenn Eltern wüßten, was ſolch Kind für ſeine Zuknnft darf und nicht darf.

Ja, das würde wohl nnn wieder einen zähen Kampf der Seelen geben. Wie ſie neulich reizend fein gelächelt hatte, als ſein polniſcher Freund ihn im Scherz den Hahnrei ſeines Bewußtſeins nannte. Ja, das war Waſſer auf die Mühle ihrer weiblichen Unwillkürlichkeit.

Er mußte wieder lachen. Das Geſicht: wenn ſie nun im Oktober zum erſten Mal wieder heizen würde und ihr dann die Rute aus dem gelben Loch entgegenſtarrte, die langvermißte. Vielleicht grade an ſeinem Geburtstag. Wie ſie ſich dann nach ihm umdrehn würde, mit ihren goldnen Augen, ihren dunkeln, da beim Ofen knieend. Und das rechte Auge, ihr Weſensauge, würde groß und ruhig von Verſtändnis leuchten, und von Einverſtändnis; aber in dem kleineren, linken, dem Gattungsauge, durch die Wimperſchatten des zu ſchwachen Lides, würde dieſer frauenhafte Vorwurf zittern, daß ſein vorbedachtes Schweigen ſie wohl habe beſchämen ſollen. Still um ihre ſchmalen Lippen würde ein neuer Wille dämmern, bis in die zärtlichen Mundwinkel hin; und dann würde er zu ihr treten und ſie küſſen wie damals, als ſie ſich noch lieben mußten, als ſie noch nicht Freunde waren.

Er ſtand auf. Blos fünf kleine Schritte bis zum Ofen. Wie das ſchmale Zimmer ihn getäuſcht hatte! Oder das lange Mittelfeld des perſiſchen Teppichs? — Er ſah die wunderlichen Ranken des bunten Bortenmnſters in der Mittagsſonne glühen. Er fühlte die Freude wieder, wie ſie ihm zum vorigen Geburtstag das ſchöne alte Ding von ihrem Spargeld geſchenkt hatte. Er ſah hinüber auf ſein Arbeitsfleckchen nnd lächelte.

Aber grauſig öde war ſie wirklich, dieſe ewige juriſtiſche Begriffsſtoppelei! Noch dazu jetzt, mitten im blühenden Sommer.

Er trat ans Fenſter und ſah das dunkelblanke Blättergrün der magern Pappel drüben vor der grauen Straßenfront im heißen Himmelslicht blitzen; wie allein ſie ſtand, ſo mitten in der Großſtadt. Die Kupfertapete des Zimmers kam ihm immer ſchwüler vor. Ja, er mußte mal wieder hinaus in den Wald! zum Vater Förſter! Richtig: morgen, zu Mutters Geburtstag! Den hätt er beinah wieder vergeſſen.

Gott ja, das Elternhaus —: am Eichenhain, am Pappelbach, rings weit am Waldrand hin das freie Feld, die hellen Wieſen, und fern am andern Horizont die kleine Ackerbürgerſtadt mit dem kümmerlichen alten Kirchturm, dem gelbgetünchten Schulhaus —: Kindheit.

Er ſetzte ſich. Der Alte, der natürlich würde wieder tun wie Rübezahl: als ob der unverhoffte Eintritt ſeines Älteſten ihm höchſtens ſeinen grimmigen Bart verwirren könne. Blos die ſtahlblauen Augen würden plötzlich etwas dunkler ſchimmern unter den ſilbrigen Brauen, die kleinen ſcharfen Pupillen eine Sekunde lang größer ſein, die Backenfurchen um die mächtige Naſe ein bißchen tiefer werden: „Na, Junge?“

Er hatte doch wahrhaftig noch immer etwas wie Gewiſſensangſt vor dieſem wetterroten Geſicht mit dem dichten, faſt ſchon weißen Bart und Kopfhaar, dieſer Hakennaſe und dem ſtrengen, forſchenden Blick, der zuweilen doch ſo herzinnig blitzen konnte. So hatte er als Kind ſich immer den lieben Gott gedacht; geträumt. Damals wohl aber noch dunkelbärtig.

Die dicken Falten um die Naſenwurzel, ja und die ſchroff geſchwungene Stirn, die hatte er vom Vater; nur die Augen, die waren wohl mehr nach der Mutter geſchnitten, auch mehr grau als blau, mehr Stimmung als Wille. „Du biſt wohl wunderlich, Jung'?“ das war von je ihr herbſter Tadel geweſen; ſie verſtand jeden Menſchen mit ihrer Nachſicht. O liebes Mutterherz: morgen! —

O, wie würde ihre ganze ſchlanke Geſtalt von warmer

Liebe zittern, von faſt ängſtlicher Freude, bis hinauf ins wellenkrauſe Schläfenhaar, die grauen Augen, die vielen Runzeln der feinen Züge, all die kleinen Sorgenfältchen um den hagern Mund, die Runen der Mutterſchaft. Ja, ſie war immer noch ſchön, die alte Mutter; aber ihr Schönſtes doch die gütigen Lippen, ſo umſtrahlt von Runzel an Runzel. Das war ihm immer wie der Ausdruck ihres ganzen zärtlichen Lebens; als zuckte in dieſen vielen Fältchen tiefrot ihr verſchwiegenes Herz, wie um den feinen Purpurſaum am Stempelkrönchen der Narziſſenblüte der keuſche Geruch der gelblichen Narbenfalten.

Denn Narziſſen, ja, das waren ihre Lieblingsblumen. O, wie ſie die zu pflanzen wußte! Nur einzeln durften ſie ſtehen, hin und wieder, die reinen, weißen, ruhigen Sterne über dem grünen Gartenraſen, daß die zarte bräunliche Kelchblatthülle oben um den ſchlanken Stengel deutlich ſichtbar war an jeder, wie ein langer däniſcher Handſchuh um den Arm einer adligen Dame. Ja, ſie verſtand die ganze Welt.

Und morgen würde er ſie küſſen, und ſie würde ihren wunderlichen Jungen auch verſtehen, wenn er dann allein hinaus ins Freie ginge, irgendwo an eine Wald-Ecke hin, wo der ſchattenſchaukelnde Wind durch ein Lupinenfeld herüberſtriche. Wie er ihn ſchon roch, den ſüßen Geruch der tauſend goldgelben Blütenkerzen, ſo am Rand des ſammtgrüngrauen Fingerblättermeeres liegend, mit der heißblauen Himmelsglocke drüber; — warum war er blos Juriſt geworden?!

Dieſer Dummejungentick. Blos um dem Alten zu zeigen, daß er ſeine paar Groſchen nicht nötig habe, auch zum teuerſten Studium nicht. Und nun — nun war er Rechtsanwalt: Er mit ſeinem Achſelzucken über alles ſogenannte Recht. Er würde doch noch Schriftſteller werden. Hol der Teufel die Kundſchaft!

Aber Weib und Kind? Und dann würde der Alte von neuem über verrückte Projekte reden und die Mutter wieder

Gram auf ihre alten Tage haben; sie sah ihn ohnehin schon immer mit der stillen Scheu des Mitgefühls bei seinen Besuchen an.

Nun, morgen würde er die Kleine mitnehmen. Sie war jetzt Mensch genug, ihn zu begleiten; und dann würde eitel Innigkeit und Einigkeit im Forsthaus herrschen, wie neulich zu Ostern, als seine Frau ihn mit der Kleinen begleitet hatte. Dann würden die Eltern sich mehr als Großeltern fühlen und an den Sohn nicht soviel Fragen stellen, soviel verfängliche Lebensfragen.

Er erhob sich und öffnete die Tür. „Recha!" rief er über den Flur. Dann setzte er sich zurück an den Schreibtisch und nahm ein Aktenstück zur Hand.

„Erich?" trat sie fragend ein, die Finger auf der Klinke lassend.

Er blickte auf. „Wo ist die Kleine?"

„Spielen gegangen; sie muß bald wiederkommen." Sie drückte die Klinke fest; es klang, als ob sie etwas von ihm wollte.

Er schob sich wieder vor den Aktenstoß. Wie schön es ihm noch immer war, dies edelsemitische Nasenprofil, zu dem die braune Flechtenkrone um die Stirn so königlich paßte, daß die kleine Gestalt dadurch größer schien. Er liebte sie doch wohl noch. Also Vorsicht! Jetzt trat sie hinter seinen Stuhl.

„Du! Erich!"

„Hm?"

„Ich muß dir etwas sagen. Ich habe gestern eine Rute gekauft."

„So?"

„Ja. Es ging nicht mehr anders. Wirklich: sie wird mir gar zu unnütz."

„Detta oder die Rute?"

„Nein du, wirklich, es ist mir ernst."

„Mir auch!" Er drehte ſich um nach ihr. „Übrigens möchte ich morgen zu den Eltern fahren und die Kleine mal allein mitnehmen; mach mir, bitte, den Rucksack zurecht." Sie nickte. „Aber bitte, nur das Nötigſte; auf zwei Tage blos." Sie nickte wieder. „Und — na aber, was haſt du denn?" Sie kämpfte mit Tränen.

„Erich!" Sie bezwang ſich. Nur das linke Auge kämpfte noch. Er zog ſie an ſich.

„Sieh mal, Herze, verzeih! Aber wirklich: was ſollt ich wohl erwidern? Du kennſt doch meine Anſicht! Kinder ſind doch keine jungen Affen; wenigſtens dann nicht mehr, wenn die beliebte Prügeldreſſur beginnen ſoll. Du nennſt die Detta bockig, und wer weiß was alles, weil —: blos weil ſie jetzt im dritten Jahr iſt. Wenn ſie im zwanzigſten ſein wird, wirſt du das Charakter an ihr nennen."

„Aber —"

„Nein; genug jetzt, bitte. Ich wäre heute auch was Beſſers, hätte mich der Hundekantſchu meines Alten nicht immer eigenſinniger gemacht. Bring ihr Pflichtgefühle bei, ſoviel du willſt; aber nicht mit Schlägen, muß ich bitten." Er wies auf ſeinen Büſcherſchrank: „Da! lies was über Suggeſtion! Du haſt doch deinen bewußten Willen." Um ihre Mundwinkel huſchte etwas wie ein feines Lächeln. Aha! ſie dachte an den Hahnrei des Bewußtſeins; dieſer verdammte Pole! — „Die Rute jedenfalls verbitt ich mir." Beinahe hätte er nach dem Ofen gezeigt.

„Du ſcheinſt auf meinen bewußten Willen grade nicht viel Wert zu legen."

Er ließ ſie los. „Schockſchwerenot! nun werde gar noch empfindlich!"

„Nun, nun" — begütigte ſie ſogleich; und wieder dies huſchende Lächeln.

„Na, was lachſt du denn in einem fort!"

„Ich?" Sie ſah ihn groß und ruhig an.

Da flog die Tür auf. „Hater! ich habe beide Hände voll Sonne!" kam das Ungeſtümchen hereingewirbelt. Wie ihr die blonden Lockenfäden um die heißdunkeln Augen hingen! und um das merkwürdige Trotznäschen! „Sieh mal, Mutter!" öffnete ſie die Fäuſtchen.

„Willſt du morgen mit Hater zu Ovater fahren?" fragte die Mutter.

„Nein!" fuhr das Näschen in die Höh.

„Aber Ovater wird ſich ſo freuen, und die liebe Omama!"

„Großmutter!" betonte er.

„Nein!" ſtampfte das Beinchen.

„Na, dann bleib nur hier" — er nahm ſacht ihre Händchen und ſtrich langſam jeden Finger gerade. „Dann wird Vater ganz allein die große ſchwarze Juno bellen hören — wau-wau-wau" — er fixierte ſie — „und die bunten Tuckehühnchen ſpielen ſehen" — er ließ die Händchen plötzlich frei — „tuck-tuck-tuck, ücke-rü-üh! — Und —"

„Große Muhkuh! Detta doch mit!" hob ſie hüpfend die Ärmchen aus einander. „Tuck-tuck-tuck, ſehr lieb" — jubilierte ſie und umſchlang die Kniee der Mutter.

Die nickte ihm zu, verſtändniswillig. Blos: ſchon wieder dies unbewußte Mundwinkelzucken! —

*

Der ſchwerfällige Poſt-Omnibus rumpelte aber wirklich etwas ſehr vorſintflutlich. Und die holprige Landſtraße hätte auch wohl längſt eine neue Schüttung vertragen können. So konnte man ja ſeekrank werden auf den zerſeſſenen Sprungfedern.

Er reckte ſich und wollte den Hut aus der Stirn ſchieben. Aber die heiße Vormittagsſonne ſtach grad an dem ſchlafenden Kutſcher vorbei prall in den offenen Vorderſitz; das Braunrot des verſchoſſenen Polſterplüſches ſchweelte ſchon beinah wie

verſengt. „Schweiß und Staub — Schweiß und Staub“ — hörte er die beiden Gäule ihren gewohnten Klappertrab traben. Die jungen Rüſtern an der ſandigen Straßenkante ſahen aus, als bedürften ſie vor Hitze ſelbſt des Schattens.

„Hater“ — und ſinnend zeigte die Kleine auf den nickenden Fuhrmann vor ſich — „ßpielt die Feitße mit dem Wind?“ Die Peitſche wippte in der Hand des Schlafenden im Takt der Gäule hin und her; die Zügel in der andern Hand mußten wohl die Bewegung vermitteln.

„Nein, mein Kind, der Wind iſt weggegangen von der Peitſche.“

„Wo iſt denn der Wind?“

„Schlafen gegangen.“

„—ßlafen gangen?“

„Ja“ —

„Wo ßläft er denn?“ Herrgott, dies ewige Gefrage!

„Er ſchläft!“ Sie war doch wirklich ein unglaublicher Quirl.

„Er ßläft?“

„Ja!“

„Wo denn?“

„Auf den Wolken.“

„Wolken?“ fragte ſie zögernder.

„Ja“ — ſagte er kleinlaut und blickte weg; kein einziges Wölkchen ſtand am Himmel.

„Wo denn aber?“ fragte ſie ebenſo kleinlaut.

Er ſchwieg.

Wie ſie ihn ſchon in der Eiſenbahn mit ihrer Neugier fortwährend gepeinigt hatte! Na, Gott ſei Dank: jetzt ſchien ſie auch mit einzuſchlafen. „Schwarzer, Brauner“ — „Schwarzer, Brauner“ — hörte er wieder den Trott der Gäule. Jetzt war ſie ſchon im Nicken. Die Peitſche hatte ſie wohl eingewiegt.

Er dachte an geſtern. Es mochte doch wohl nicht ganz

leicht ſein, ſie immer und immer um ſich zu haben. Wie ſeine Mutter wohl mit ihr auskommen würde? „Du wunderlicher Jung'!"

Eigentlich könnte er den Sonnenſchirm aufſpannen, den ihm Recha geſtern als Geburtstagsgeſchenk ſchon in Bereitſchaft gehalten hatte; in manchem war ſie doch ſehr vorbedacht. Er langte nach dem ſorgſam eingehüllten Ding. Aber der Staub, der würde es unſauber machen. Es war doch ſchließlich ein Geſchenk für die Mutter! Das nimmt man doch nicht in Gebrauch vorher. Ach Torheit: kindiſche Rührgefühle! Nein, Ehrfurcht: der Geburtstag der Mutter! —

Ob ſeine Geſchwiſter das heute wohl auch ſo fühlten? verſtreut in der Fremde, geboren aus Einem Schooß, der heute vor Jahren und Jahrzehnten in andrer Fremde geboren worden. Schooß aus Schooß — er blickte ſein Kind an —: und Schößling neben Schößling. Er ſah die nahen jungen Bäumchen an der Straßenkante vorüberſchwinden, jedes ewig den andern fern. Er ſah ſie in der Ferne der Alleeflucht eng zuſammenrücken, immer enger; ſie führten in die Heimat — von ihr her — fort, fort von ihr — o Elternhaus! —

Ja, ſo von ferne, jetzt: wie dehnte ſich ſein Herz den alten Eltern entgegen! Und dann, wie hob's ihm die Arme hoch, hin um ihren Hals, im erſten Augenblick des Wiederſehens; immer noch. Dann war er ganz ihr Kind, ihr Blut, Leben von ihrem Leben, hingegeben, unbewußt, wie ans Herz der Natur. Er ſah ſich ſchon kopfbückend in die kleine Stube treten, durch die niedrige Tür, ſah Lindenzweige an die Fenſterſcheiben tippen, ſah die zwei blanken Schränke aus Birkenholz, die Gewehre und Rehgehörne, das wohlig grüne Schattenlicht.

Doch dann — dann trat auch ſchon das andre Leben mit ihm ein und zwiſchen ſie: das mit den Zweckfragen, die der Menſch ſich ſtellt, der Menſch im Gegenſatz zur Natur und alſo auch zum Mitgeſchöpf, zu jedem Allernächſten grade: das Leben des

umgeſtaltenden Geiſtes, der bewußt gewordene Wille zur Zukunft, der ewige Kampf um neue Kultur.

Dann war er nicht mehr Kind, ſie nicht mehr Eltern; dann war er ein Junger, ſie noch die Alten. Dann war die liebe Mutterſprache — o heiliges Wort dem Fühlenden — kein Verſtändigungswerkzeug mehr: dasſelbe wohlgemeinte Wort, es hatte ihnen anderen Sinn als ihm, ſo ſehr er in kindlicher Scheu ſich mühte, den ſteten Zwieſpalt zu verhehlen. Dann war die ſchattenkühle ſtille Stube ſchon manchmal recht ſchwül und drückend geweſen.

Ob ihm das wohl mit ſeinem Kinde auch einmal ſo gehen würde? — Fernliebe?! — Entzückend, wie ſie da ahnungslos ſchlief, im Schatten des ſchlafenden Kutſchers; und heute würde ſicherlich ſie jedweden Zwieſpalt überbrücken. Einſt aber? — Ach was! wenns ihr mal paßte, ſeinethalben mochte ſie Seiltänzerin werden!

Er ſah die Zügelleinen in der Hand des Fahrenden ſchaukelnd auf den Schenkeln der trabenden Klepper hüpfen. Auf ihren Rücken, um die ſchwitzenden Flanken, tanzte das Sonnenlicht hin und her, in großen ſpiegelblanken Flecken; es war doch unerträglich heiß. Die drei Meſſingringe auf den Kumten wippten blitzend auf und nieder mit dem Schulterriemzeug — auf und nieder — in Schweiß und Staub; — er ſah nach der Uhr. Halbzwölf erſt; noch eine Stunde ſo.

Er horchte wieder auf den Takt der Hufe: Schwarzer, Branner — auf und nieder — auf und nieder, Schweiß und Staub. Ah, jetzt: vorn vor den müden Pferdehälſen kam wenigſtens das Dorf ſchon hoch, wo immer angehalten wurde. Da gab es was zu trinken. Und zu rauchen. Zigarren vergeſſen! Er gähnte und lehnte ſich zurück; noch fünf Minuten.

Das Geſchaukel der Pferdeſchenkel wurde immer ſonderbarer; förmlich arabeskenhaft ſchwankten die Spiegelwellen der Flanken. Er ſchloß halb die Augen; das tat ihm wohl. Wie

er alldas bewußt genoß! — Am Kumt die Ringe zuckten glitzernd auf und nieder zu ihm her, wie drei große blendende Sterne; auf und nieder — Schwarzer, Branner — Schwarzer, Branner, Weiß nnd Staub.

Er ſchloß die Augen etwas feſter. Die Sterne blitzten immer weißer. Auf und nieder; weiß und taub.

Nein, das war wohl nicht das rechte Wort; es war wohl Gelb. Ja, Gelb. Süßer gelber Lupinengeruch; ſo wohlig kühl. Es mußte wohl ein Feld wo ſein; Lupinenfeld. Das hatte er wohl überſehen vorhin.

Nein, es war wohl doch nicht gelb. Denn es waren ja Narziſſen. Ja, Narziſſen. Nein, er träumte wohl; nein, nicht! Denn es waren ja drei große, deutliche Narziſſenſterne — blendend weiß — nein fünf — nein ſieben; ſieben weiße Strahlenblüten.

Sieben nickende Narziſſen; mit purpurgoldnem Krönchen jede. Sieben ſchlanke Edeldamen, mit wellenkrauſen Schläfenhaaren. O, wie ſchön! Jede mit ſo grauen Augen; Mutteraugen. Jede hatte um die zarten Arme lange däniſche Handſchuh' an; gelbe.

Und verbengten ſich vor ihm, eine nach der andern, mit den weißen Strahlenhüten. Jede bis zur ſiebenten. Die hielt einen Spiegel; hatte dunkle Augen, dunkelbraune.

Trat die erſte vor; ſagte ihm ein Wort. Und das war ihr Name, nnd den hatte er ſchon gehört; nur beſinnen konnt er ſich nicht dranf. Sagte anch die zweite ihren Namen; auch die dritte. Schloſſen alle mit der Silbe „ſinn", nein „ſein" — Sinn, Sein — auch die vierte, fünfte, ſechſte; und die purpurgoldnen Krönchen nickten. Nur die ſiebente war ſtumm; war blaß; hielt ihm nur den Spiegel hin. Der war blind. Und ſie ſchüttelte den Kopf; und ihr linkes Auge blickte traurig.

Nein, das war doch gar zu luſtig: wie ihr Purpurkrönchen wackelte. Denn das war ja gar kein Krönchen: war ein dicker

roter Hahnenkamm, wippte in der Sonne. War ein ganzer Hahnenkopf — dicker bunter Hahnenhals — der blähte ſich. Schlug mit beiden Flügeln funkelnd durch die Luft — rief ganz laut und deutlich: ücke-rüh-ü-üh! —

Er riß die Augen auf. Wahrhaftig: eben ſtieß der Omnibus mit härterem Gerumpel auf die erſten Pflaſterſteine der Dorfſtraße, und drüben auf dem einen Hofzaun reckte ſich der Hahn und krähte zum zweiten Mal. Der alte Fuhrknecht hob das Stoppelkinn: „jüh, Rackers!“ mit den Zügeln auf die ſchweißbeglänzten Pferdeſchenkel klatſchend. Auch die Kleine wurde langſam munter.

Was der Traum wohl zu bedeuten hatte? Ach, bedeuten: Unſinn! Aber wie er wohl entſtanden war?

Sollte —: Hahnrei des Bewußtſeins? — Hm ...

Das Wort des Polen war ihm doch wohl tiefer gegangen, als er damals dachte.

*

Die Abendſonne ſchien ſich heute förmlich zu krümmen, wie vor Durſt. Immer dicker wurde der kupferrote Ball, da hinter den Waſſerdünſten des ſumpfigen Sees am Horizont. Grade zwiſchen den zwei dickſten alten Pappelſtämmen bei der kleinen Straßenbrücke drüben hing das dunkelrote Ungetüm im fernen Grau, dicht unter dem Zitterſaum des ſchwarzgrünen Laubdaches.

So groß und glanzlos hatte er ſie niemals ſinken ſehen. Nur die breiten drei Brechungskeile, mit denen ſie Waſſer zog, wie die Leute hier ſagten, ſtanden ſtromhell wie aus Goldtopas geſchliffen unter der purpurnen Kugel, zeigend daß ſie noch Licht gab. Der Mittelkeil war nur ganz kurz noch; wie ein mächtiger Strahlenſockel. Vor dem ſchwellenden Gelb der Seitenſchrägen hoben ſich die beiden Pappelſtämme tiefſchwarz ab mit ihren Borkenrändern. Das Laubdach wurde immer dunkelgrüner.

„Wird morgen wieder schwere Hitze geben", sagte der Alte und trat aus der Haustür zu ihm an den Gartenzaun. „Meine ganzen jungen Kiefern werden noch vertrocknen; schlimmes Jahr!" Er zeigte mit der Pfeife in das Astwerk der Akazienkrone über ihnen: „Läßt schon Blätter fallen." Der Tabaksrauch berührte wirbelnd grade eine der verwelkten Blütentrauben.

„Hast du neue Bienenstöcke, Vater?"

„Einen blos" — erwiderte der Alte und setzte sich auf die Bank am Zaun. Nun wies er schmunzelnd auf die Kleine, die an der hohen Haustürschwelle neben „Lotte Goldsnut" hockte. Die Teckelhündin lag, platt alle Viere von sich, wie tot im warmen Sande, und die Kleine war eifrig bestrebt, zwischen die vier Zehen der krummen Vorderpfoten immer drei der abgefallenen Akazienblätter festzuklemmen. Immer wenn sie fertig war mit einer Pfote, streifte sich die Dachsmadam mit der andern die Blätter wieder ab, und das Spiel begann mit Ernst von neuem. Was die Recha nur wollte! die Kleine war ja unglaublich artig.

Jetzt trat die Mutter aus der Tür, in jedem Arm behutsam eine flache Satte voll Dickmilch tragend. Er sprang ihr zur Hand. Wie sich all ihre Runzeln freuten, bis in die liebreichen Augen hinein, als er die eine Schüssel ihr abnahm und sie auf den Gartentisch setzte; richtige Geburtstagsaugen! Und zugleich wars wohl auch die Freude, wie ihrem Ältesten nachher die kühle Labung schmecken würde, so mit Streuzucker drüber und Schwarzbrotkrümeln. Wie die fette Sahne nach dem Eiskeller duftete! Ordntlich winterlich sah die weiche Pelzschicht aus.

„Na, Alterchen?" ließ sich Mutter hören, Vaters Schneehaar glattstreichend — „soll ich hier decken oder unter der Linde?"

„Lieber hier, Mutting," kam er dem Alten zuvor; „hier

ſieht man die Abendſonne ſo ſchön." Die rote Scheibe ſtieß jetzt grade auf den Horizont der Landſchaft; der Strahlenfächer war verſchwunden.

Der Alte griff ſich in den Bart. Sicherlich knurrte er im ſtillen wieder: „Sentimentaler Krempel!" Das war ein Lieblingstrumpf von ihm.

„Die Lindenblüte riecht auch zu ſtark", meinte mit raſcher Abwehr die Mutter; „Abends manchmal ganz betäubend." Dann beugte ſie ſich zu der Kleinen nieder: „na, mein Lämmchen?" ſtrich ihr die Locken ſanft aus der Stirn, ſorglich nach dem Alten blickend, und ging wieder ins Haus. Lotte Goldſnut erhob ſich.

„Hat 'ne zarte Naſe, unſer Muttel", brummte der Alte und griff gemächlich an ſein eigenes Vorgebirge, eine dicke Wolke von ſich paffend; „krigt's ſchon mit den Nerven."

„Ovater" — kam auf einmal die Kleine hinter der Teckelhündin herangependelt — „biſt du der Weihnachtsmann?"

„Woll, mein Mäuschen!" und er nickte beluſtigt. Tief nachdenklich ſah ſie ein Weilchen auf die eine Schüſſel hin, durch deren dunkelgrüne Glaswand der weiße Inhalt ſchimmerte. Dann ging ſie wieder an die Schwelle, wo die verblichenen Akazienblätter auf dem ſandigen Boden lagen.

„Muß doch mal im Hofe nachſehn" — ſagte der Alte und ſtand auf — „ob die Juno etwa los iſt; das Schindluder hat mir neulich einen von den jungen Hähnen abgewürgt." Er reckte ſich. „Kann das Volk auch gleich in den Stall bringen." Er ſchritt ins Haus. Lotte Goldſnut wackelte ihm nach.

Die Sonnenkugel war jetzt nur noch mit dem oberen Drittel ſichtbar, wie das rote nackte Augenſchild eines rieſigen Birkhahns. Nun wurde ſie verdunkelt, faſt verdeckt, von dem ſtrotzenden Euter der grauen Leitkuh, die eben mit der Heerde drüben von der nahen Weide kam. Um die ſchweren Bäuche ſtieg der Staub der Landſtraße auf. Der lahme Spittelhirt des Städt-

chens hinkte barfuß hinterdrein. Durch das hohlere Getön der Brückenbohlen klang die Kupferglocke am Hals der Vorderkuh. Zum Brüllen war die Heerde wohl zu satt. Die Mäuler kauten noch.

Nun war die Sonne blos noch ein faſriger Rand, wie ein glühender Wimpernbogen; das machten wohl die Binſen und das Röhricht in der Ferne. Man konnte faſt mit den Augen verfolgen, wie ſie Strich für Strich untertauchte. Er warf die ausgegangene Zigarre weg und ſtützte ſich feſter auf den Zaun. Jetzt verglomm der letzte Strich, grade oberhalb der einen Pappelſohle, wie hineingeſchrumpft. Es wurde plötzlich etwas heller. Die fahle Dunſtwand ſchien ſich abzukühlen. Das dumpfe Rotgrau lockerte ſich zart ins Grünliche. Durch die ſtummen Pappeln, von Haupt zu Haupt das Fließ entlang, wagte ſich ein Lüftchen; noch beklommen. Jetzt: die trägen Blätter fingen an zu munkeln.

Er fuhr auf: eine verſpätete Biene, von der Linde her, vorbei zu Korbe. Ob ſein Vater die Feierſtunde der Natur auch ſo ins Einzelne mitfühlte? Mit ſo ſinnlicher Andacht? Nein. Das war wohl Nervengehirn. Neue Sinnlichkeit. Auch neue Wiſſenſchaft.

Aber doch: er hatte ihn einmal ſagen hören: „Der Kiefernhochwald, aber Schnee muß liegen, das iſt meine Kirche!“ Aber eben: Kirche: Unnatur! — Da, da drüben die Pappelblätter, oben an der höchſten Spitze, wie ſie ſchwärzlich im blaſſen Luftblau hingen, jeder Rand von einem zarten, zitternden Flimmerſchein umwirkt: wars nicht tief feierlich zu wiſſen, daß ſich da jetzt von unten her die letzten ſcheidenden Sonnenſtrahlen durch den Atemdunſt des warmen Laubes in der Abendkühle goldhell brachen.

„Vater —“ fragte plötzlich die Kleine und ſchob ſich bedächtig auf die Bank, ihr Schürzchen von ſich haltend, das ſie mit Akazienblättern vollgeſammelt hatte — „ſind die Bäume müde, Vater?“ Ihre Augen blickten, weit und träumeriſch

geöffnet, über den Tiſch weg nach den Pappeln. „Wie die Menßen 'tehn ſie da.“

Er mußte nicken; wortlos. Wie die Menſchen! O Kindermund.

Das mußte er der Mutter ſagen; das war ein Wort aus ihrem Geiſt. Die Kleine ſaß immer noch träumeriſch; leiſe trat er in den Hausflur. Und auch den Narziſſentraum ihr ſagen! Ja, und dem Alten helfen ſeine Hähne einſperren; das nahm er immer ſehr hoch auf.

Die Küche war offen. Die Mutter ſtand am Herd, eben einen Eierkuchen in der ziſchenden Pfanne wendend. Nein, das war nicht die rechte Stimmung; lieber morgen Vormittag im Garten. „Ah —“ ſog er unwillkürlich den Geruch des brutzelnden Gebäckes ein.

„Mein großer Junge!“ lachte ſie und griff ihm liebkoſend durch den Kinnbart. „Haſt wohl ſchönen Hunger von dem langen Spaziergang?“

„Wo die Juno blos ſtecken mag!“ wetterte der Alte, aus dem Hühnerhof in die Küche tretend; mit dem Helfen wars alſo auch nix. „Fängt auf ihre alten Tage zu jagen an; muß ihr mal 'ne Ladnng Schrot anſſengen, Kantſchu ſcheint nicht mehr zu ziehen.“ Er war ganz rot vor Ärger; wie ſeine Hähne. „Haſt du ſie nicht bemerkt Nachmittag?“

„Nein, Vater.“

„Konnt mirs denken“, ging das Sticheln los; „liegſt ja immer gleich im Graſe feſt.“ Schwerenot, was ihn das wohl anging!

„Fertig, Kinderchen“ — rief die Mutter und nahm das Gedeck zur Hand, ihm die Teller reichend.

Gottſeidank! atmete er auf, wieder hinaus ins Freie tretend; der Alte hinterdrein mit den Eierkuchen. Aber was war das? das war ja 'ne nette Beſcherung! Auf dem Gartentiſch, mitten drauf, ſaß ſein Töchterlein, eifrig beſtrebt, die ſandigen Akazienblätter in verſchiedenen ſchönen Kringeln auf dem

weißen Sahnenpelz der dicken Milch zurechtzulegen; eben wollte ſie die zweite Satte in Angriff nehmen.

„J du Balg!“ Er beſann ſich; nur keinen Wutausbruch! Weswegen auch? eigentlich wars doch zum Lachen! Er nahm ſich zuſammen und ſprach mit Nachdruck: „Das war aber unartig von dir!“

Sie ſah ihn groß von der Seite an. „Das war darnicht una'tig von mir!“

„Kiek!“ machte der Alte in der Haustür, und der Kobold ſtach aus den ſtahlblauen Augen.

Wollte er ihn vielleicht gar foppen? Na warte! Er ſtellte die Teller hin. „Komm mal runter!“ ſprach er und trat vor ſein Kind.

„Nein!“ ſtemmte ſie die Arme auf. J zum Donner, da ſollte doch gleich —

„Kiek!“ kams abermals von der Haustür her; „Reſpekt ſcheint ſie nicht viel zu haben.“

„Braucht ſie auch nicht! Verlange ich nicht! Ich ſchlage meine Kinder nicht!“ Verdammt: wie war das aus ihm herausgeplatzt? Hätt er das Balg blos nicht mitgebracht!

„Nna“, knurrte der Alte mit Seelenruhe: „die Köter freſſen ja dicke Milch auch ganz gern. Komm, Lotte“ — pfiff er der Dachshündin, die ſich eben durch den Zaun ſchlängelte. Was war der Jöhre blos auf einmal ſo hinterrücks in den Kopf gekrochen?!

„Komm mal her, mein Schäfchen,“ legte ſich jetzt die Mutter ins Mittel und lächelte. Der Alte ſtreichelte die Hündin, die bereits in der fetten Sahne ſchleckte. „Komm, mein Schäfchen; komm her zu mir.“

„Will aber nich!“ bockte ſie erſt recht, die Finger um den Tiſchrand klammernd. Jetzt riß ihm aber bald die Geduld!

„Na, Herzchen,“ lockte die Mutter wieder: „wirſt doch nicht wieder wunderlich ſein?“

Ah: am Nachmittag alſo auch ſchon?! Was ſollte der Alte denn von ihm denken!

„Vater hant nich" — ſtemmte ſie ſich noch feſter.

Teufel, das war denn doch zu bunt! „Willſt du jetzt gleich herunterkommen?!"

„Nein!"

„Detta?!"

„Nein!"

Wie ſie feſthielt! Warte, Kröte! Strampelſt noch? Und mit den Beinen ſtoßen? — „Laß, Mutter! laß mich!" ſchrie er wütend. Und wie das blanke Fleiſch ſich wand! Wie's klatſchte! Wie die Hand ihm brannte! Wie der Racker brüllte! Warte, Satan! —

„Na, na! ſo grob gleich?" hörte er plötzlich den Alten; wie aus einem Nebel her.

„Kanalje!" keuchte er — „marſch!" und beſann ſich. Ganz knallrot, ja, war das Fleiſch geweſen; knallrot wie ein Hahnenkamm. Und — Hahnrei des Bewußtſeins! ſchoß ihm das Blut in die Schläfen; verdammt ja, wie eine Ohrfeige.

Hatte ſie's verdient? fragte etwas in ihm. Sie ſtand muckſtill, mit den Tränen kämpfend. Was würde Recha ſagen? Er ſchämte ſich.

„Hab ſie Nachmittag auch ſchon mal ſtriegeln müſſen," kams wieder von der Haustür her. Kreuzdonner — „Na, entſchuldige nur! Blos mit der Rute ein bißchen auf die Finger."

So —: deswegen alſo „Weihnachtsmann"?! und darum war ſie vorhin ſo ſonderbar artig?! — Er konnte nicht anders, er mußte lachen. Und auf einmal lachten ſie alle zuſammen.

Der Werwolf

Erzählung

An einem ſehr nebligen Oktober-Abend ſprach ſich in dem entlegenſten Vorort einer norddeutſchen großen Handelsſtadt die unheimliche Kunde herum, der Apotheker des Ortes ſei auf

der Eisenbahn während der Rückfahrt aus der Stadt von einem Raubmörder erschossen worden. Es war das ungefähr um dieselbe Zeit, als in einem Vorort der deutschen Reichshauptstadt Berlin ein aus dem Zuchthaus entlassener Schustergeselle die ganze zeitunglesende Menschheit zu unvergeßlichem Gelächter bewegte, indem er kraft einer abgetragenen preußischen Offiziersuniform nebst dazu passender Körperhaltung den versammelten Magistratspersonen die hirnberückende Vorstellung eingab — oder, wie die gebildeten Deutschen sich damals ausdrückten, suggerierte — er solle auf allerhöchsteignen Befehl Seiner Majestät des Kaisers den obrigkeitlichen Geldschrank ausräumen. Auch in jener norddeutschen Villenkolonie war über den musterhaften Gaunerstreich dieses sogenannten Hauptmanns von Köpenick, bei aller damals üblichen Ehrfurcht vor der Würde und Weisheit der Staatsvertreter, noch am Tage des Mordes reichlich gelacht worden; nun aber geriet die Einwohnerschaft, die größtenteils aus begüterten Kaufleuten und gutgestellten Beamten bestand, in eine zunehmende Ernsthaftigkeit. Fast alle mußten sie täglich zur Stadt fahren, um ihren Geschäften nachzugehen; jeder von ihnen sagte sich also, es hätte ihm nach erfüllter Berufspflicht, während er als gebildeter Bürger eines gesitteten Staatswesens auf dem besteuerten Bahnwagenpolster in den wohlverdienten Genuß einer Zeitung oder eines kleinen Schlummers versunken saß, genau desgleichen ergehen können wie dem bemitleidenswerten Apotheker, ja es könnte vielleicht sogar noch geschehen. Denn der Gemordete wurde begraben, ohne daß von dem Raubmörder auch nur die geringste Spur entdeckt war; und wochenlang setzten die städtischen Waffenhändler erstaunliche Mengen von Taschenrevolvern, Stockdegen, Schlagringen und andern Verteidigungswerkzeugen an die erregte Bevölkerung der sämtlichen umliegenden Ortschaften ab, während zugleich bei der Bahnverwaltung die verschiedensten dringlichen Sicherheitsvorschläge

zum Umbau des ganzen Wagenparks einliefen, und bei der Polizeidirektion die mannigfachsten Verdachtsanzeigen, die immer weniger zur Ergreifung des Mörders und immer mehr zur Erregung der Bürgerschaft beitrugen.

Es ließ sich einstweilen nur ermitteln, daß auf der Böschung der Vorortbahn unweit der letzten Haltestelle ein alter Kavallerie-Revolver mit zwei abgeschossenen, zwei noch geladenen und zwei ungeladenen Patronenkammern die Mordtat sowohl wie die Flucht des Täters hinlänglich bezeichnete; auch fanden die Untersuchungsbeamten in nächster Nähe des Mordwerkzeuges die goldene Uhr und Kette des Apothekers, und in dem Bahnwagen hatte bei dem Gemordeten seine entleerte Banknotentasche blutbefleckt auf dem Polster gelegen. Augenscheinlich also war der Verbrecher nach der planvoll durchgeführten Beraubung während der Fahrt aus dem Wagen gesprungen, hatte die Tür wieder zugeschlagen, den Revolver im Sprunge fallen gelassen und dabei in der Hast auch die Uhr verloren; oder er hatte Uhr wie Revolver, um sich nicht später dadurch zu verraten, absichtlich sofort aus der Hand geworfen. Eine Fußspur war auf dem Graswuchs der Böschung nirgends zu erkennen gewesen, und in dem dichten Nebel konnte der Täter sehr leicht noch an demselben Abend nach dem Hafen der Handelsstadt auf offener Straße entkommen sein, hatte sich erst wohl unterwegs an irgend einem Feldteich gesäubert und war dann vermutlich mit falschen Papieren auf einem der vielen Auslandschiffe als Kohlenschipper oder dergleichen schon nächster Tage in See gegangen. Die meisten Umwohner wollten freilich aus allerlei Meldungen entnehmen, er streife noch heimlich im Lande herum; und da der massenhafte Vertrieb von Taschenwaffen jeder Art natürlich etliche freche Burschen zu neuen Gewalttaten anreizte, so schob sie der allgemeine Argwohn immer wieder auf den entschlüpften Raubmörder, obgleich diese ungeübten Gelegenheitsräuber stets bald der Polizei in die Hände fielen.

Im übrigen blieben alle Nachforſchungen, auch Zeitungsaufrufe und Säulenanſchläge, ob irgendwer im deutſchen Reich einen alten Kavallerie-Revolver kürzlich an irgendwen verkauft habe, trotz ausgeſetzter Belohnung erfolglos; man mußte leider den Schluß ziehen, daß der Verbrecher die Waffe wohl ſchon in ſeiner militäriſchen Dienſtzeit irgendwie beiſeite gebracht und für ſeine ſpätere Laufbahn aufbewahrt hatte.

Was die Bevölkerung ganz beſonders erregte, war der ſehr viel Geſprächsſtoff bietende Umſtand, daß der erſchoſſene Apotheker, trotzdem ihm der eine Schuß die Schläfe durchbohrt, der andre die Schädeldecke zerſchlagen hatte, noch lebend, wenn auch bereits bewußtlos in dem Bahnwagen aufgefunden ward. Die ärztliche Leichenſchau ergab, daß die Bewußtloſigkeit wahrſcheinlich erſt einige Minuten nach der Verwundung unter heftigen Schmerzen eingetreten war; und jedermann ſuchte ſich nun zu vergegenwärtigen, was für Gedanken dem Unglückſeligen in ſeinen letzten Augenblicken durch das zerfetzte Gehirn geſtürmt ſein mochten. Dies umſo angelegentlicher, als der Entſeelte bei Lebzeiten in der Ausübung ſeines Berufes faſt jedem einzigen Ortseinſaſſen mehr oder minder nahe gekommen und auch als Perſönlichkeit weit beliebt war: ein ſanfter, ſchmiegſamer, ſchlanker Herr mit einem blonden Chriſtuskopf und — was bei ſeiner Aufgeklärtheit manchem verwunderlich erſchien — von förmlich gottgläubiger Frömmigkeit. So legten denn alle Nachdenklichen ſich ſelbſt und Andern die Frage vor, wie wohl das Gottvertrauen des Apothekers die letzte kurze Bewußtſeinsfriſt nach dieſer gräßlichen Lebenserfahrung innerſt beſtanden haben möge, zumal da bekannt geworden war, daß die Witwe beim erſten Anblick des Toten nur die verzweifelten Worte herausgebracht hatte: „es gibt keinen Gott, es gibt keinen Gott!“ Auch daß ſie den ziemlich hohen Betrag von 150 000 Mark, auf den der knapp vierzigjährige Mann erſt unlängſt ſein Leben verſichert hatte, und welchen ihr die Verſicherungsgeſellſchaft

unverzüglich überwies, mit keinerlei Regung des Troſtes entgegennahm, ſondern vor Schluchzen kaum zu quittieren vermochte, gab der gemütvollen Bürgerſchaft zu vielen teilnehmenden Reden Anlaß. Das menſchliche Mitgefühl der Bevölkerung erſtreckte ſich ſo weit in die Runde, daß der Friedhofsgärtner nach der Beerdigung reichliche vierzehn Tage brauchte, um die Gräber und Beete wieder zurecht zu machen, die unter dem nicht zu hemmenden Andrang von Leidtragenden jeden Alters und Standes, einheimiſchen und auswärtigen, zertreten oder zerrauft worden waren. Und noch mehrere Wochen nach dem Ereignis konnte man in der ganzen Gegend keiner gebildeten Unterhaltung beiwohnen, die nicht ſchließlich zu der Erörterung führte, ob dem verewigten Apotheker, falls es ein Fortleben über das Grab hinaus gäbe, die Nichtentdeckung ſeines irdiſchen Mörders als ein völlig ſachgemäßes Verfahren der himmliſchen Gerechtigkeit einleuchten würde.

Da geſchah es an einem ſchönen Nachmittag, daß ein Gemüſehändler des Ortes, der ſeine Miſtbeete für den Winter herrichtete, durch eine Gartenhecke hindurch ein ſonderbares Geſpräch mit anhörte, das zwiſchen dem Eigentümer des Nachbarhäuschens und deſſen einzigem Freunde ſtattfand. Dieſer Nachbar war allen Leuten ein Rätſel. Als früherer Eiſenbahnſchaffner hatte er infolge einer Zugentgleiſung eine leichte Kopfverletzung erlitten, von der ihm, wenn ſein Gebaren nicht trog, eine dauernde Geiſtesſtörung verblieben war, zwar keine richtig irrſinnige, aber die ihn nach Meinung der Ärzte doch dienſtunfähig erſcheinen ließ; und ſo hatte er vor Gericht erlangt, daß ihm die Bahnverwaltung den Abſchied nebſt angemeſſenem Sühnegeld und — bis ſein Geiſt vielleicht wieder dienſtfähig würde — auch Ruhegehalt bewilligen mußte. Nun tat er von Morgens bis Abends nichts weiter, als daß er vor ſeinem dürftigen Häuschen, für deſſen Erwerbung das Sühnegeld draufgegangen war, in verbieſterter Weiſe hin und her

ſchritt. Zu jeder Tages- und Jahreszeit, bei ſchlechter wie guter Witterung, marſchierte er da in dem ſchmalen Raum zwiſchen Hauswand und Straßenhecke wie ein Wolf im Käfig auf und ab, mit verwildertem buſchigem rotbraunem Bart, beide Fäuſte in die Taſchen vergraben, die Mütze tief ins Geſicht gedrückt und ſcheu die Vorübergehenden muſternd, manchmal mit mißtrauiſch zugekniffenen, manchmal mit feindſelig aufgeriſſenen Augen; ſodaß die Leute im Ort ſchließlich ſagten, wenn er nicht wirklich geiſteskrank ſei, müſſe er es bei dieſer Art Übung allmählich bis zur Vollkommenheit lernen. Außer zu ſeinen Mahlzeiten und ſonſtigen häuslichen Geſchäften, die ſeine Frau nicht für ihn verrichten konnte, wies ſein öffentlicher Lebenswandel nur dann eine Unterbrechung auf, wenn in der Nachbarſchaft irgend ein Todesfall vorkam oder auch blos zu erwarten ſtand. Dann verſchwand er ſofort aus dem Straßengärtchen, ſchloß ſich Tagelang in ſeine Schlafkammer ein oder trollte während der Leichenzeit, wie ein von böſen Geiſtern Verfolgter, in den dichten Haidegehölzen herum, die an den Friedhof angrenzten. Deswegen hatte ein Lehrer der Ortsſchule, der ſich in ſeinen Mußeſtunden mit Abhandlungen über Geſpenſterſagen und Schauermärchen beſchäftigte, einmal am Biertiſch im Scherz geäußert, der rätſelhafte rotbärtige Kerl werde ſich noch als Werwolf entpuppen; und dieſes hingeworfene Wort war als Spitzname an ihm hängen geblieben und dermaßen gang und gäbe geworden, daß kein Kind ſich allein in die Haide wagte, aus Furcht, vielleicht von dem wilden Mann überfallen und abgewürgt zu werden.

Ob der Werwolf ſelbſt merkte oder ahnte, was über ihn gemunkelt wurde, das wußte wohl nicht einmal ſeine Frau; denn zu Geſprächen neigte er nicht, ſondern gab auf Anreden entweder garnichts oder höchſtens ein unwirſches Knurren zurück. Nur ein kleiner krötiger buckliger Flickſchneider, mit dem ſich ſonſt niemand recht einlaſſen mochte, hatte ſich an ihn an-

geniſtet und verſtand ihm zuweilen ein paar Worte oder gar ein Schmunzeln abzugewinnen. Das paſſierte allerdings ſelten genug, nnd blos an beſonders ſchönen Tagen; denn des Flickſchneiders elenden Knochenbau flog beim leichteſten Lüftchen das Zipperlein an, und außerdem war er ſo ſchwach auf den Beinen, daß er dem unermüdlichen Werwolf kaum ein halbes Stündchen lang Schritt halten konnte. Geſchah es aber, dann ſchien ſich dieſer voll tiefen Behagens daran zu weiden, wie das kleine klägliche Klümpchen Unglück mit ſeinem bartloſen Unkengeſicht und ſeiner keuchenden Kläfferſtimme da neben ihm hin und her hampelte, und wie die Leute das ſeltſame Freundespaar verſtohlen von ferne beſichtigten. An einem ſolchen ſchönen Nachmittag alſo — es war ein ungewöhnlich milder November — vernahm der erwähnte Gemüſehändler, hinter der Gartenhecke knieend, wie der Flickſchneider plötzlich den Werwolf fragte, ob er nicht früher, vor ſeinem Eiſenbahndienſt, Sergeant oder ſo'was geweſen ſei. Und als der mißtrauiſch antwortete, er könne ſich nicht mehr an alles erinnern, zog der Andre ein Zeitungsblatt aus dem Rock, das den berüchtigten Kavallerie-Revolver in größengetreuer Abbildung zeigte, und fragte mit pfiffiger Miene weiter, ob er ſich hieran vielleicht erinnern könne; worauf der Werwolf erſt wie entgeiſtert ſtillſtand, dann in ein ſchreckliches Toben und Schluchzen ausbrach und den Krüppel wahrſcheinlich entzweigemacht hätte, wäre nicht die Frau aus dem Hauſe dazwiſchengeſtürzt und auch der Gemüſehändler zu Hilfe geeilt. Natürlich meldete dieſer den Vorgang ohne Aufſchub der Polizei, und am andern Morgen wurde der Unhold von zwei Gendarmen zur Stadt befördert und ins Unterſuchungsgefängnis geſteckt.

Beim Verhör erklärte zunächſt der Flickſchneider mit unterthänigſtem Selbſtgefühl, daß er ſich feierlich dagegen verwahren müſſe, als Freund des Verhafteten zu gelten. Er ſei ein unbeſcholtener Staatsbürger und habe ſich mit dem verdächtigen

Menſchen lediglich deshalb abgegeben, um heimlich dabei herauszuſtudieren, ob derſelbe in Wirklichkeit verrückt ſei oder blos immerfort ſo tue. Die verfängliche Frage nach dem Revolver habe er eigentlich nur geſtellt, weil einem ſolchen heimtückiſchen Müßiggänger doch alles zuzutrauen ſei. Er wolle keineswegs die Behauptung aufſtellen, daß der Werwolf den Apotheker umgebracht habe; es bleibe ja immerhin die Möglichkeit, daß derſelbe den greulichen Wutanfall aus reinem Ärger über die Frage gekrigt oder auch blos geheuchelt habe. Aber er möchte doch nicht verfehlen, die Aufmerkſamkeit der hohen Behörde auf den bedenklichen Umſtand hinzulenken, daß der Verhaftete am Tage des Mordes ſchon ſeit dem Mittag verſchwunden geweſen und erſt wieder am Tage nach dem Begräbnis vor ſeiner Haustür erſchienen ſei. Wenn ſich alſo derſelbe nach alledem vor dem hohen Gerichtshof als ſchuldig erweiſen ſollte, ſo möchte er — und bei dieſen Worten blies ſich des Flickſchneiders Buſenwölbung wie ein Truthahn vor dem ebenfalls verhörten Gemüſehändler auf — ganz ergebenſt befürworten, daß er allein den vollen Anſpruch auf die für die Entdeckung des Mörders ausgeſetzte Belohnung erheben dürfe. Der Beſchuldigte ſaß währenddem mit gänzlich verſtocktem Geſichtsausdruck da; nur als ſein Verſchwinden zur Rede kam, geriet er in merkliche Unruhe, und ſein zuſammengebiſſener Mund ſchien wieder mit inneren Tränen zu kämpfen. Doch bewirkte ſeine Vernehmung nichts weiter, als daß er hartnäckig leugnete oder zumeiſt blos den Kopf ſchüttelte, beſtändig die Augenbrauen runzelnd, wie wenn er die Sache nicht recht begriffe. Und da ſeine Frau nur in einem fort ausſagte, ſie könne ſich hoch und teuer verſchwören, daß ſie nie einen ſolchen oder andern Revolver an ihrem Mann beobachtet habe, ſo mußte das lebhafte Rechtsbedürfnis der aufs ſtärkſte geſpannten Zeitungsleſer einſtweilen damit zufrieden ſein, ſich in neue entrüſtete Leitartikel über die öffentliche Unſicherheit im

allgemeinen, wie über den unheimlichen Werwolf und sein jahrelang freies Herumgerenne im besonderen zu vertiefen.

Indessen ergab der Fortgang der Nachforschungen, daß der Beschuldigte um die Zeit, als Revolver des vielgenannten Systems in der Armee geführt wurden, tatsächlich Sergeant gewesen war, und zwar bei der reitenden Artillerie; auch daß er sich wirklich zur Stunde des Mordes nicht in seiner Behausung befunden hatte. Vor allem aber gelang es dem Flickschneider, der inzwischen zusehends in der Achtung der teilnahmvollen Bürgerschaft stieg und von Tag zu Tag mehr Zuspruch gewann, durch eifrige Umfragen festzustellen, daß die Frau des Verhafteten schon seit Jahren bei sämtlichen Krämern und Händlern des Ortes, bei Schlachtern, Bäckern und Handwerksleuten, beträchtliche kleine Schulden gemacht und ihren Mann für sein lumpiges Ruhegehalt und seine schuftige Faullenzerei — das waren ihre eigenen Worte — einmal laut vor den Nachbarn ausgeschimpft hatte; und außerdem war sie am Tag vor dem Raubmord in der Familie des Apothekers beim Aufscheuern mitbeschäftigt gewesen, sodaß sie von dessen Bahnfahrt zur Stadt wohl irgend etwas vorausgehört und dem Werwolf hinterbracht haben konnte. Es zweifelte demnach niemand mehr, daß dieser sein kärgliches Gnadenbrot, sei es mit, sei es ohne Wissen der Frau, durch den blutigen Handstreich hatte aufbessern wollen und die geraubten Banknoten noch irgendwo verborgen hielt; geteilter Meinung war man einzig darüber, ob er den ruchlosen Entschluß aus echtem Irrsinn gefaßt haben mochte oder immer nur wieder in der Berechnung, daß sich bei standhaft geheuchelter Geistesstörung jede Schandtat ungestraft ausführen lasse.

Zur großen Befriedigung sämtlicher Wohlgesinnten schien durch die nächste Gerichtsverhandlung, die eine öffentliche war, die letztbesagte Meinung bestätigt zu werden; denn als dem Verhafteten all jene Einzelheiten seiner verdächtigen Lebensführung

der Reihe nach vorgehalten wurden, war deutlich zu sehn, wie der handfeste Mann aus seiner gewohnten Halsstarrigkeit allmählich gleichsam herausstrauchelte und schließlich einen hilflosen Blick auf den freundlich lächelnden Staatsanwalt warf. Und als dieser den Blick — was in damaliger Zeit ganz erstaunlich an einem Staatsanwalt war — ohne Strenge erwiderte, vielmehr den erschütterten Angeklagten mit herzgewinnender Stimme fragte, ob er nicht endlich sein Gewissen erleichtern und durch ein mutiges Geständnis vor Gott und den Menschen reinigen wolle, da übermannte den Werwolf ein solches Weinen, daß die meisten Damen im Zuschauerraum, sogar auch die Witwe des Apothekers, nicht anders konnten und laut mitweinten. Das alles aber machte ihn dermaßen wirr, daß er vor fassungslosem Stammeln kein klares Wort zu entgegnen wußte, sondern nur krampfhaft, während die Tränen ihm in den zitternden Bart niederrollten, bald Ja und bald Nein aus der Kehle würgte, bald mit zerknirschten Geberden nickte, bald widerspenstig den Kopf schüttelte. Mehr war aus ihm nicht herauszubringen; und also mußte er, bis sein Gewissen zum vollen Geständnis gereift sein würde, oder bis andere sichere Anzeichen für seine Schuld zutage kämen, in die Untersuchungshaft zurückgeführt werden.

Während sich nun die Bevölkerung zwar im Grunde bereits beruhigt fühlte, aber sich umso gründlicher der immer noch schwebenden Sorge annahm, ob der Gerichtshof den Verbrecher füglich zum Tode verurteilen dürfe oder blos lebenslänglich ins Irrenhaus sperren, ward der sittlichen Spannung der Gemüter durch zwei fast unglaublich widerspruchsvolle, jedoch polizeilich verbürgte Zeitungsberichte ein wahrhaft erschreckliches Ziel gesetzt. Der erste Bericht verkündigte nämlich, daß sich der Werwolf frühmorgens nach jener Verhandlung an einem abgerissenen Hemdärmelstreifen in seiner Haftzelle erhängt und auf die Kalkwand der Zelle die Worte gekritzelt

hatte: „Ich kann nicht mehr. Ich weiß nicht mehr. Gerechter Himmel, es gibt einen Gott.“ Wohingegen der zweite Bericht beſagte, daß der Staatsanwalt am ſelben Vormittag von dem Anwalt der Apothekerswitwe einen langen Eilbrief empfangen hatte, demzufolge der Werwolf nicht der Mörder, ſondern ihr Gatte ein Selbſtmörder war. Und zwar wußte die ſchwergeprüfte Dame dies ſchon ſeit dem erſten Anblick der Leiche, da ihr zugleich von den Unterſuchungsbeamten der Kavallerie-Revolver gezeigt und von ihr als Eigentum des Toten, aus ſeinem — wie man es damals nannte — freiwilligen Militärjahr her, an einem Roſtfleck erkannt worden war. Um indeſſen — ſo legte ihr Anwalt dar — den guten Ruf des Dahingegangenen, ſowohl den moraliſchen wie beſonders den chriſtlichen, ihrer ehelichen Pflicht gemäß nach Kräften aufrecht zu erhalten, habe ſie voller Selbſtverleugnung ſo lange wie möglich zu ſchweigen verſucht und deshalb auch die Verſicherungsſumme ohne Widerſpruch hingenommen, zumal ihr Anrecht nach dem Vertragswortlaut als unanfechtbar gelten könne. Da aber nunmehr ein Unſchuldiger für die blutige Tat ſcheine büßen zu ſollen, und da inzwiſchen auch durch die Verſicherungsgeſellſchaft bedauerlicherweiſe ermittelt worden, daß der Dahingegangene ſein Vermögen in Börſenſpekulationen verſpielt und demnach vermutlich die Ermordung nur zu dem Zweck veranſtaltet habe, ſeine Familie vor dem Bankrott zu retten, ſo glaube Klientin die traurige Wahrheit nicht länger unterdrücken zu dürfen. Dieſelbe gebe der Hoffnung Raum, daß, möge ihr Gatte auch ſchwer gefehlt haben, das allgemein menſchliche Mitgefühl doch ſeinen furchtbaren Opfertod als genügende Sühne anerkennen und nicht noch ſeine Namenserben denſelben entgelten laſſen werde. Welcher Hoffnung dann in der Tat ſowohl der freundliche Staatsanwalt wie die gemütvolle Bürgerſchaft aufs offenherzigſte entſprach, beſonders als man noch erfuhr, daß ſich die wohlgeſinnte Witwe mit der Verſicherungsgeſellſchaft

gütlich geeinigt und ein Drittel der empfangenen Summe in aller Stille zurückgezahlt hatte.

Für den erhängten Werwolf freilich war ihr Bekenntnis leider Gottes einige Poststunden zu spät gekommen. Aber zum Glück war vorauszusehen, daß sich die Witwen der beiden Selbstmörder, da die zweite die erste gerechterweise auf Entschädigung verklagen konnte, im stillen ebenfalls gütlich einigen mußten. Auch blieb ja immerhin unentschieden, ob sich der Werwolf nicht doch vielleicht, als er an jenem Tag seine Wohnung verließ, mit der sträflichen Absicht getragen hatte, den Andern meuchlings auszurauben; und jedenfalls ließ sich gewissermaßen eine Art höherer Gerechtigkeit in dem sonst peinlichen Umstand entdecken, daß dieser auf Staatskosten lebende Heuchler, dessen schlechtes Gewissen ihm nicht einmal den ruhigen Genuß seiner Rente erlaubte, sich kurzerhand selbst gerichtet hatte. Viel erschrecklicher war dem gebildeten Teil der überraschten Bevölkerung die ungeheure Verstellungskraft, die den sanften gottgläubigen Apotheker bis zur letzten Minute befähigt hatte, den Schein des Raubmordes herzustellen und Revolver nebst Uhr noch im Todeskampf aus dem Bahnwagenfenster herauszuschleudern. Doch am allerbedenklichsten war die Ungewißheit und bot jedem gründlichen Zeitungsleser noch auf lange Zeit reichlichen Gesprächsstoff, ob der Werwolf nun doch zuguterletzt, laut seiner rätselhaften Wandinschrift, in wirklichen Irrsinn verfallen sei und sich, dem freundlichen Staatsanwalt folgend, für den Mörder gehalten habe. Den Feinden der bürgerlichen Ordnung natürlich erschien das als ausgemachte Gewißheit; ja, ein ruchloser Schriftsteller jener Zeit nannte es gradezu einen Staatsfall und ein fast noch musterhafteres Beispiel von hirnberückender Eingebung — oder, wie die gebildeten Deutschen sich damals ausdrückten, Suggestion — als das des berühmten Hauptmanns von Köpenick.

Der Menſchenkenner und ſein Gleichgewicht

Novelle aus dem Innern eines Miſanthropen

Jan Goderath war ſein Name; und er war ſtolz auf den Namen. Er hatte ihn wieder zu Ehren gebracht, als kein Menſch mehr dem alten Handelshaus traute. Und nun ging er hier durch die fremde Stadt, die ihn plötzlich an jene Leidenszeit mahnte, und konnte ſich ſeinen Trübſinn nicht deuten; die ganze Stadt ſchien in Trauer verſunken.

Freilich: ein Volksmann war geſtorben: ein ehrlicher Mann, ſelbſt ſeine Feinde mußten das zugeben. Und ſtandhaft war er geſtorben, nach qualvoller Kehlkopfkrankheit, vor der Zeit: ein Opfer ſeiner Beredſamkeit. Aber was ging denn ihn, den reichen Weltmann Jan Goderath, den unabhängigen Handelsherrn, der ausgediente Volksfreund an! und noch dazu ein Italiäner! Dies Volk war ihm doch eigentlich ein Greuel. Was hatte er mit einem Narren gemein, den ſeine Schmerzen begeiſtert hatten, wie andere Narren auch! Wie konnten ihn, den Menſchenkenner aus Hamburg, die Trauermienen des Pöbels in dieſer fremden Stadt ergreifen?

Und erſt dies Genua ſelbſt, la superba, wie dieſe Söhnchen glorreicher Väter ihr Marmorneſt noch immer nannten: was war in die bankrotten Wichte auf einmal für ein Geiſt gefahren? Er beſah ſich die Vorübergehenden; das ſtechende Vormittagslicht behagte ihm plötzlich. War das dieſelbe träge, ſchamlos geſchwätzige Menge, die ihn noch geſtern verdroſſen hatte? Alle gingen ſie ſchleichend wie ſonſt, faſt noch ſchleichender, ohne ihr zweckloſes Gliedergefuchtel, und Keiner kam ihm träge vor. Der enge Corſo wimmelte wie immer dicht von Menſchenköpfen, durch die ſich nur ſelten ein Fuhrwerk ſchob; aber die Kutſcher ſchrieen heut nicht, jede Stimme klang verhalten, wie durch die grauen Paläſte gedämpft, und die Geſichter ſchienen ſich den ſtolzen Mauern anzupaſſen, die düſter in

den blauen Himmel grenzten. Selbſt wenn ein ſchönes Weib vorüberkam, lief ihr kein hündiſcher Blick aus lüſtern ſchwarzen Augen nach; in allen dieſen Augen glomm ein traumhafter Ernſt — was war das nur?!

Schon unten am Hafen war ihm aufgefallen, daß heut die Arbeit ohne Lärm und Flüche nnd Gelächter vor ſich ging; ſogar die Maultiertreiber in den Steinbrüchen ſchlugen weniger roh auf ihr bepacktes Viehzeug los. Doch das, nun ja, das waren Arbeitsleute; denen mochte der geſtorbene Gleichheitsmenſch wohl wirklich etwas bedeutet haben. Aber hier, im Innern der Stadt, was hatten dieſe flunkernden Kaufleute, dieſe Tagediebe nnd Weiberknechte, mit dem Mann des Volkes zu tnn! Und was erſt all die Fremden hier! Was gab dem dürren Franzoſen dort, mit der Orangenblüte im Knopfloch, ſolchen feierlichen Ausdruck, daß die beiden Säulen des alten Portals, vor dem er zufällig wartete, wie ſein natürlicher Rahmen wirkten, trotz ſeines modiſchen Reiſehutes. Tat das der Tod?

Nein; dazu war dies Volk von Beichtkindern zu leichtherzig. Erſt vorige Woche hatte er in Piſa einen hohen, weit beliebten Beamten zu Grabe bringen ſehen: die ganze Stadt war auf den Beinen geweſen, ſämtliche Glocken läuteten, acht Barfüßermönche trugen den Katafalk, all ihre Ordensbrüder ſchritten voraus nnd goldverbrämte violette Prieſter, dazwiſchen Jungfraun in weißen Kleidern nnd Kinder mit grünen Kränzen im Haar, alle mit großen brennenden Kerzen, Chorknaben ſangen Litaneien, zwei Väter Jeſu führten die gebrochene Witwe, die Frauen des Gefolges weinten laut — und eine Stunde ſpäter war von dem ganzen Straßenſchauſpiel auch nicht ein Hauch mehr zu ſpüren geweſen. Und die Piſaner ſtanden doch im Ruf der Gründlichkeit, er ſelber hatte ſich bei ihnen wohlgefühlt, es mußte da wohl vor Jahrhunderten germaniſches Erobererblut in die Bevölkerung gedrungen ſein.

Und heut nun, hier in Genua, wo jedes wälſche Unkraut ſich ſonſt brüſtete, ſchon ſeit dem frühen Morgen dieſe Stille. Ihm war, als ginge er in einem Strom von Wallfahrern. Was hatte all die Menſchen ſo ſeltſam in ſich gekehrt? Der tote Volksmenſch war doch nicht einmal mit Pomp beſtattet worden. Kein Mönch noch Prieſter war dem ſchmuckloſen Holzſarg vorausgezogen; ſechs barhäuptige Arbeiter hatten ihn getragen, keine Träne war gefloſſen, und keine Glocke läutete. Oder wars etwa grade Das? War dieſer ungewohnte ſtumme Eindruck den Schwätzern auf die Seelen gefallen? Dieſer farbloſe Eindruck: der Zug der hundert ſchwarzgekleideten Männer, wie ſie paarweis, alle mit bloßen Köpfen, die Hüte in der Fauſt, finſter und wortlos hinter der Bahre hergeſchritten waren, unter dem ſchwülblauen Himmel. Selbſt einen Offizier der Kriegsmarine hatte er da die Mütze lüften ſehn.

Und hatte nicht er ſelber, Jan Goderath, ſich da ſagen müſſen, daß es doch Ahnen dieſer Männer waren, die hier die ſchlichte Straße von Paläſten, mit dieſer ſtrengen Wucht der Außenwände, dieſer ruhigen Kühnheit innen, einſt hatten bauen können! Er trat hinein in eines der machtvollen Treppenhäuſer. Wenn jetzt durch dieſen Säulenhof, in dem die ſtarre Hitze brütete, ein Mann im Arbeitskittel käme, er würde den Hut vor ihm abnehmen. Was war ihm nur?! Ihn konnte doch der Eindruck von ein paar Dutzend Leidtragenden nicht aus dem Gleichgewicht bringen! Die Zeit lag doch wohl hinter ihm; er war doch über die Dreißig hinaus. Gewiß: der Eindruck war ſchön geweſen, ſchön und ernſt, vielleicht auch edel. Das brauchte ihn doch aber nicht in ſeiner Ruhe zu ſtören; er hatte ſie ſich ſchwer genug verdient. Was ging denn ihn das wälſche Elend an! dem war ja doch nicht zu ſteuern. Was ging ihn überhaupt das Leid der Menſchen an? Als ob es ohne Leid Glück geben könnte. Das blieb doch in alle Ewigkeit ſo.

Er trat wieder auf die Straße. Und wieder fühlte er aus

allen Augen das ſtille Flimmern auf ſich wirken. Oder ſtörte ihn etwa nur das Licht, das von dem heißen Marmorpflaſter prallte? Er ging hinüber in den ſchmalen Schattenſtreifen; es war, als ginge er durch ein Geſpinnſt, das all die dunkeln Köpfe verband. Und keiner ſah doch traurig aus. Es ſchwebte nur wie eine Andacht zwiſchen ihnen; als horchten ſie auf etwas Fernes, Klares. Das konnte doch der Tod nicht machen? Das konnte doch nicht Ehrfurcht ſein? Was galt denn dort dem Fuchsgeſicht, was dort den beiden Profeſſoren der Geſtorbene mit ſeinem unklaren Zukunftstraum! Was war das für ein Zwangsgefühl, das dieſe ganze Stadt erfüllte? und ihn mit! Er war doch ſchon ganz anderer Stimmungen Herr geworden, die ihn viel näher betroffen hatten: damals, als ſich ſein Bruder vergiftete — der hatte auch ſo rührende Augen wie dieſe braunen Halunken hier. Ja, damals war ihm der Vater am Herzſchlag geſtorben, und Er allein hatte alles gerettet.

Er bog in den Platz vor dem Poſtgebäude; hier ſtante ſich die Menſchenmaſſe. Die Stimmung war noch ſeltſamer hier. Die grelle Hitze machte alle Mienen noch geſpannter; bis unter die Arkaden des Gebäudes ſchien dieſe hohe Spannung zu ſchweben. Selbſt der verkleidete Meſſerhändler, dem ſonſt ſein kriechendes Lächeln ſo feil wie ſeine Dolche war, ging heut in ſeinem blaugeſtickten Dalmatinermantel wie ein verbannter Fürſt umher. Man hörte kaum ein deutliches Wort. Jeder ſchien ſich, wenn er ſprach, auf etwas Anderes zu beſinnen, etwas Vergeſſenes, Heimliches. Was war das nur? Hier all die Müßiggänger hatten doch den Toten nicht geliebt! Und Er, Jan Goderath ſenior: Liebe — faſt hätte er laut losgelacht — mit dem Gefühl war er doch gründlich fertig! das hatte ſein Bruder ihm abgewöhnt. Er atmete ſchwer auf; was lag ihm an dem kehlkopfkranken Zukunftsapoſtel! was an dem ganzen Gemurmel hier! Wenn er die Augen etwas ſchlöſſe, würde die Stimmung vorüber ſein. Nein, ſelbſtverſtändlich:

nur noch beklemmender kam ſie dadurch zu Gefühl: ihm war, als ſtünde er in ſeiner Vaterſtadt, verloren wie ein Blinder, inmitten einer großen Kirchgängerſchaar. Er mochte das nicht länger ausſtehn. Ein Glück, daß ihn der deutſche Maler erwartete! Das Bruſtbild ſollte heut fertig werden; ſo beim Modellſtehn würde er ſein Gleichgewicht ſchon wiederfinden. Er nahm die Richtung in die obere Stadt.

Denn ja, das Gleichgewicht: das war das Höchſte: die ſtarke Vernunft. Die hatte ihn gemäßigt damals, in ſeinem Wutanfall, als er faſt ſeinen Bruder erſchlagen hätte, den toten Schuft, der ihn mit zum Betrüger machen wollte, der Lüderjan! Ja, er war ſtärker als ſeine Liebe; er hatte die Probe beſtanden. Wie kam er nur darauf, heut ſein Gefühl zu befragen? War etwa das Gefühl zu ſchwach geweſen, wenn die Vernunft ſo ſtark war damals? Das war doch dann kein Gleichgewicht! ſonſt wäre doch Eintracht in ſeiner Seele. Ein Jahr lang war er nun gereiſt und glaubte alles verwunden zu haben, und ein paar hundert flüſternde Menſchen konnten ihn aus der Faſſung bringen? eine Heerde, die ſich ſelbſt nicht begriff! Er fuhr ſich heftig über die Stirn. Nun: dank der Kunſt — er mußte lächeln — jetzt war er bald heraus aus dem Geräuſch. Hier ſchlichen nur noch Vereinzelte; wie bloße Schatten ſahen ſie aus; es ſchien ſie alle etwas nach unten zu rufen.

Er ſtieg die breite Treppenſtraße zu dem oberen Corſo hinauf. Er ſpürte die Apenninenluft ſchon, trotz der ſengenden Sonne. Es war doch ein Wunderwerk von Stadt, ſchier ebenbürtig der reichen Natur. Welche ungeheure Arbeit ſprach allein aus den Grundmauern, auf denen ſie rings die Bergterraſſen emporklomm, aus den Hunderten von ſteinernen Stufen hier, den Quadern der Umwallung dort im Zickzack um den Corſo, aus all den Brücken über die Felſenſpalten, und oben aus dem Zug der Feſtungsblockwerke, der altersgrau den kahlen Höhenkamm krönte: Das war Alles Menſchenwerk! — Ihm fiel die

Inſchrift ein, die er heut Morgen am Hafen unten geleſen hatte, an dem Palaſte, den einſt das genneſiſche Volk dem greiſen Doria ſchenkte: „ut, maximo labore jam fesso corde, otio digno quiesceret.“ Er überſetzte ſich das ſchlechte Latein: „damit er, nnn ſein Herz von der gewaltigen Arbeit ermüdet iſt, in würdiger Muße ausruhen könne.“ Ein Schauer überlief ihn: hier rings auf all den Bergabhängen, die ihn im Halbkreis umarmten, ragte die Arbeit von Hunderttauſenden.

Er wandte ſich nnd ſah hinnnter auf die Stadt. Wie ſich da Hohes und Niederes einte — Paläſte nnd Straßenfluchten, die flachen Dächer nnd die Türme, Gärten und rieſige Wohnhäuſermaſſen — im wogenden Weißglanz des Mittags. Dort lag die Villa Negro, mit ihrem Park von Lorbeern und Myrten, Zypreſſen, Palmen, Zitronenbänmen, mit allen Blumen des Orients nnd jedem Laubholz des Nordens — ſo lieblich hatte ſie ihm nie gedeucht. Er glanbte das Geplätſcher ihrer Springbrunnen, die kleinen Waſſerſtürze der Grotten zu vernehmen, nnd ihr zu Füßen das Gewirr der Gaſſenſchlnchten, in Zirkellinien um ſie her, dies Spinnennetz, dem er ſoeben entronnen war. Wie ſich das nun zuſammenſchloß, Altes nnd Neues, unter der glntblauen Himmelsglocke! Jeder dunkle Fleck, ſelbſt die verwitterten Kirchenkuppeln, ſchien ihm verklärt, bis ins Gewimmel des Hafens hinab. Wie Alles zu ihm herzuſtreben ſchien, tief her, fern her: die Menſchheit unten, Leuchtturm und Schiffe, das ſilberweiße blendende Meer — er mußte die Augen ſchließen.

Ein heulender Pfiff riß ſie ihm anf. Im Tal zur Linken kam ein Bahnzng aus dem Tunnel herausgedampft, der hier im Bogen unter der Stadt herumlief; er ſchätzte, daß er grad drüber ſtand. Wenn jetzt die Erde ſich öffnete, würde er in den Schienenſchacht ſtürzen, die Mauern des Corſos über ihn her. Auch unſichtbar die Arbeit von Tauſenden! Vielleicht mit von den Männern, die heute den Toten getragen hatten. Wenn

nun die Männer ihr Werk zerstören wollten? Was hinderte die Tausende? — Ein paar Dutzend Fäßchen Dynamit, planvoll den Tunnel entlang verteilt, würden die Stadt in den Hafen schleudern, samt Festung, Zuchthaus, Irrenhaus. Er hörte die wankenden Felsen schon donnern, die See auftosen und Orkane heulen. Die Dächer der Paläste bäumten sich, Kirchtürme flogen durch die Luft, die Kuppeln platzten, und die Gärten tanzten. In brandgelben Kurven schossen Marmorstatuen ins kochende Meer, Gemäldegalerieen flammten auf, Schiffstrümmer, Bibliotheken. Durch den verfinsterten Himmel, durch Qualm und Feuer und Wolken von Schutt, scholl das Geschrei zerberstender Bürgerbäuche; und oben über dem Rachegericht, auf den umrauchten Höhen des Apennins, standen die Tausende, mit heißen Augen der Märtyrer denkend, die sich da mitgeopfert hatten — standen zu neuer Zukunft bereit.

Er wischte sich den Schweiß von den Backen. Was war ihm nur! Sah er bei hellem Tag schon Gespenster, wie die Dorfschäfer hinter Hamburg? Was war das für ein Zwangsgefühl? Die Männer unten hatten doch nicht drohend ausgesehen; eher bittend; als ob sie etwas zu erringen suchten. Was hatte Er damit zu tun! er reckte sich. Ja, diese seltsam suchenden Augen; er nickte und schritt weiter, jetzt war er bald am Ziel. Merkwürdig: auch der Maler hatte manchmal diese Augen: halb bettelnd, halb fordernd, der arme Teufel. Nur daß sie grau waren, nordseegrau, wie seine eigenen Augen grau; und doch wie Hundeaugen. Ja: wie ein Schweißhund vor der Jagd: heißhungrig, scheu. Und diese schräge Verbrecherstirn! der filzbraune Spitzbart! die kurzen Beine! Der Mensch war ihm doch eigentlich widerlich. Der paßte unter dies wälsche Gesindel: halb Lazzarone, halb Genie.

Warum hatte er ihn blos aufgesucht? warum sich von ihm malen lassen? von diesem Schächer der Kunst! Wie er ihn immer anstarrte: als wollt er die Seele ihm aus dem Leibe pinseln

— nnd dann wars nichts als Stückwerk. Was hatte ihn hingeführt zu dem Menſchen?! Etwa daß er aus Hamburg war? aus ſeiner Vaterſtadt? — Pah: Heimweh! lächerlich! Kinderkrankheit! — Oder daß er mit ſeinem Bruder befreundet geweſen? Nun, das vielleicht; er wollte ſich wohl abſichtlich prüfen. Denn vor zwei Jahren hatten ſie Drei da oben hinter Hamburg geſtanden, anf den Elbhöhen draußen, bei Sonnenuntergang, die Ausſicht über den Strom zu Füßen. Der ſtrömte ſo breit, als wenn das Meer ſchon anfinge dort. Und der Maler hatte ſich abgewandt, die rauchenden Dörfer jenſeits anſtarrend, die in der Abendglut zu brennen ſchienen; denn Er, er machte in Bruderliebe, Jan Goderath ſenior Nachfolger — er hatte dem Schwächling noch einmal geglaubt, ſie waren ja doch Ein Fleiſch und Blnt — zwei Tage bevor er es kennen lernte, verachten lernte, dies Fleiſch und Blut, die ganze menſchliche Sippſchaft. Was ging ihn jetzt der Menſch noch an! Der hatte wohl gar nm alles gewußt, vielleicht die Wechſel gar fälſchen helfen. Nun: morgen würde er weiterreiſen, ob nun das Bild heut fertig würde oder nicht.

So trat er in das Haus hinein. Hier war es kühl, die ſteinerne Stiege friſch geſpült; jetzt würde er gleich Ruhe haben. Wenn der Menſch ahnen könnte, wie ihn der Pöbel entzwei gemacht hatte. Ja: Gleichgewicht! die Eintracht zwiſchen Vernunft und Gefühl, wie zwiſchen zwei gleich ſtarken Herrſchern: wenn Das zu malen wäre, wenn es das gäbe, in einem einzigen Menſchengeſicht, in Einer Seele von Mann auf Erden: der ſollte ſein Freund ſein! — Da ſtand der Spitzbart ſchon in der Türe; Bedientenſeele! — Und der alſo duzte ihn — dem gab er die Hand — — ſie gingen vor die Staffelei. Er trocknete ſich die Stirn. „Haſt du das Kinn nicht zu maſſig gezeichnet? Ich ſehe ja aus wie Bonaparte vor Moskau.“ Der Spitzbart, grinſend: „Mit dem haſt du auch manchmal Ähnlichkeit.“ Ach ſo! das ſollte ihm wohl ſchmeicheln. „Ich habe mit Niemandem

Ähnlichkeit; der korſiſche Dickbauch iſt nicht mein Mann.“ Der Andre, kleinlaut: „Das Kinn iſt gut. Laß nur die Augen erſt fertig ſein; es liegt tatſächlich nur an den Augen.“ — „So? Nun, dann kann man wohl anfangen.“ — „Ja.“

Er ſtieg auf das Trittbrett und lehnte ſich an das Pfoſtengerüſt. Der dürftige Raum war drückend warm. Vom Apennin her tönte ein Hornſignal. Sie ſahen ſich ſchweigend in die Augen; nur das Geräuſch des Malens war noch hörbar. Wie ihn der Menſch wieder anſtarrte jetzt! Wie er ſich quälte für ſein bißchen Brot! So quälten Hunderttauſende ſich! — Hatte er etwa Mitleid mit ihm? der Reiche mit dem Armen? Er, Goderath Nachfolger — lächerlich! — Er hatte doch damals kein Mitleid gehabt, mit ſeinem eigenen Bruder nicht, als der um Geld nach Amerika bettelte. Nun gar mit dieſem wildfremden Stümper? — „Habt ihr euch eigentlich lieb gehabt?“ hörte er plötzlich wie fernher fragen. Was fiel dem Menſchen da drüben denn ein! „Ich ſpei auf die Liebe!“ er ſchrie es faſt. Warum denn nur? fragte etwas in ihm. — „Entſchuldige!“ hörte er. Schweigen.

Und wieder ſtarrten die Augen ihn an. Und wieder ſtarrten ſie nordſeegrau. Und in dem Grau war etwas Flackerndes. Was war das nur? Das war ja unheimlich. Das war ja viele Meilen fern; wie ein Geſpinnſt zwiſchen ihnen, ein flimmernder Strom, und jenſeits brennende Dörfer. Und über den Strom her kamen Tauſende, barhäuptig, paarweis, auf ihn zu: die trugen einen Toten. Und ſtarrten ihn an mit Menſchenaugen, heißhungrig, ſcheu, halb bettelnd, halb fordernd. Als wäre etwas in ihm, das ſie ſuchten: etwas Vergeſſenes, Fernes, Klares. Und plötzlich ſtrahlte es auf in ihm, und ſtrömte über, hin zu ihnen: ein Licht, ein Meer, ein Nebelglanz. „Was iſt dir, Menſch?“ rief eine Stimme — er wankte, taumelte, verlor das Gleichgewicht. Und heiße Tränen machten ihn blind, und blindlings wankte er in zwei Arme, und küßte den Bart, der ihm

ſoeben noch widerlich erſchienen war; küßte ihn weinend wie ein Kind, und lachte, und ermannte ſich. O, das war mehr als Vernunft und Gefühl! Das war doch Liebe, nicht Mitleid, nein! Das war die Liebe, leidlos ob Fleiſch und Blut! die Eintracht und das Gleichgewicht! Das war die Alles beſeelende Liebe.

Die Kniee zitterten ihm, er mußte ſich ſetzen. Er fühlte den kranken Volksmann ſterben, der Zukunft zu Liebe, vor der Zeit; er fühlte die Sehnſucht der Tauſende leben, wie Brüder zu werden, der Freiheit zu Liebe; er fühlte die Opfer der Arbeit alle, dem Leben Aller, Aller zu Liebe. Und Er? er hatte die Menſchen verachtet; er, Goderath, der Menſchenkenner! — Er reichte dem Maler die Hände hin: „Ich hab mich verſündigt an meinem Bruder“ ...

Das Geſicht

Eine halbe Stunde Seelenleben

Er ſaß und konnte nicht los aus dieſem laſtenden Bann. Immer wieder ſank der über ihn, wie ein magnetiſcher Ring um die Stirn, und lähmte ſeine Hand. Seit Wochen nun ſchon: ſeitdem er wieder geſund war. Immer, wenn er malen wollte. Immer die eine, große, unerfüllte Luſt: das Ziel der hundert frohen Mühen und Entwürfe: das Bild, das Bild: ihr Geſicht! — was er auch Neues vornehmen mochte.

Er hörte ſie im Nebenraum hantieren, durch den Teppich hindurch. So verhalten klang es, ſo fremd. Und die Brandflecken auf dem Teppich: wie ſie ihn quälend erinnerten! — Er fühlte ſeine ſtarken Schultern zucken, ohne daß ers wehren konnte. Er ſah müde und verächtlich in die Landſchaft auf der Staffelei, und warf den Pinſel weg, und ſah ſcheu nach der Wand drüben, nach dem Menſchenbild da.

Da hing es und wartete, das letzte von den vielen; das ſie noch gerettet hatte aus dem Brande, im letzten Augenblick,

aus den fliegenden Flammen. Es war wie ein Alb: dieſe ungelöſte Aufgabe, dies Geſicht.

O gewiß, es war ja fertig: war ja ein Bild: ein Bild, wie nur Er es malen konnte: dies Weib da, mit der Narziſſe in den ſtreng gefalteten Händen. Sie duftete faſt, die vorgebeugte, makelloſe, leuchtende Blüte, mit dem purpurgelben Krönchen auf dem weißen Stern; die berauſchende Blüte vor den jungen, nackten, vollen Brüſten. Und darüber ihr ſtumm gewährender Mund. Und darüber die blauen drohenden Augen, groß und dunkel ins Weite gerichtet. Und darüber all ihre Haarglut, ſchwer und goldrot wie Kupfergold, ſchwarzgrün umſchattet vom dichten Laubwerk des alten wilden Myrtenbaumes, mit den kleinen, ſchimmerweiß ſchwellenden Knoſpen. Ja, ſeine Freunde hatten geſcholten, daß er's der Welt nicht zeigen wollte; damals.

Aber das war es ja: auch jetzt nicht! Und nie, niemals, bis er das Eine gefunden, das noch drin fehlte, Ihm nur ſichtbar: das nur Er vermißte in dieſen Bildern: das letzte Rätſel ihres Geſichtes: Das, warum er ſie liebte.

O, und nun wars unmöglich: war es zerſtört, dies ſtille lebendige Rätſel: von den Flammen gefreſſen das Geheimnis ihrer Züge, von Narben zerriſſen dieſer ſtolze Hals, dieſe ſchmiegſamen Lippen — und um ſeinetwillen! — Und er hatte doch gewußt, mit ſeiner ganzen Kraft gewußt, daß es endlich ihm glücken würde, daß er's ihr ablauſchen würde und auf die Leinwand zwingen, dies lockende Wunder. Nicht aus den Augen; nicht aus den Mundwinkeln. Da ſaß es nicht; in keiner Einzelheit. Auch in der Stimmung nicht; das hatte er alles verſucht und getroffen. Es war ein Ausdruck, ein Ausdruck! und er war ihm ſo nahe geweſen: in ſeinem letzten Bilde, dem an der Wand da drüben, dem einzigen übrig gebliebenen. Und jetzt, jetzt —? er preßte die Finger ineinander; er hätte ſie blutig drücken mögen.

Und all das, weil er sie liebte; grade weil. Und weil er so stark war. Ob es wohl Strafen gab? Strafen der Kraft? aus sich selbst? — Hatte er deshalb den Fuß gebrochen? —

Ob Liebe Sünde war? Nicht überhaupt, aber für Ihn: Sünde gegen die Kunst! Übermannung! — Denn es war ja nicht gleich so gewesen; was ging ihn ihre Seele an. Aber allmählich — o aber das wars ja: das Heilige, auch für den Künstler: Das, was ihm die Augen geöffnet hatte: das Allerheiligste der Form: die bannende Seele, die Gegenseitigkeit alles Lebendigen!

Und so wars denn geworden: das Modell zum Weibe, der Leib zum Wesen, und immer gegenseitiger dem Künstler ihre Schönheit, und immer gegenseitiger dem Menschen ihr Geschlecht. Nein, er wollte es nicht. Nur mit den Augen wollt er sie haben: ihre Augen, die nachtblau dunklen, schwimmenden Blumen, ihr klares waldseestilles Gesicht — Alles! — Und doch: wie er sie dann erkannte, diese Gestalt, Blick für Blick, und Ahnung um Ahnung sicherer wurde, fester im Bilde, und alles sich ihr entgegenspannte in seinen Sinnen, und ihre Innigkeit mit seiner Sehnsucht wuchs: es war ja Natur, Natur! war das Ohnmacht?

Jener Augenblick, nach jenem letzten Bilde, als er sie am Handgelenk heranriß, noch zitternd vor schaffendem Entzücken, und ihr den neuen Ausdruck zeigte, der sie fast enträtselte: diese verlangende Keuschheit — und dann sie ansah, heiß und durstig, das Eine Letzte suchend, daß sie's nicht aushielt länger und an ihm niederwankte, so warm und schwer, und er an ihr: o Versunkenheit! — Und dann, dann: es war zu hart, zu widersinnig hart vom Schicksal: wie er sie hochgerissen hatte mit tollen Armen, schreiend vor Lust und doppeltem Glücksgefühl, und mit ihr über den Schemel sprang: dieser tückische Knöchelbruch — über den er damals noch lachen konnte — in seiner schwelgenden Liebe — damals.

Er lauſchte. Was ſie wohl dachte jetzt. An ihn nur. Das fühlte er. Das war das Schwere; der magnetiſche Ring.

Wie ſtill ſie wieder ſaß. Daß er ſie nur nicht merken möchte, da in der kleinen Kammer, hinter dem Teppich; nichts rührte ſich; ſo wars nun Tag für Tag. Und Abends die Angſt, die heimliche Angſt, mit der ſie ſich im Dunkeln hielt, im Halblicht, oder ihr Geſicht verhüllte, daß er es nur nicht ſehen möchte; daß er ſie nur vergeſſen möchte, ihre tote Schönheit, das Bild ihrer Seele, dieſe quälende Unmöglichkeit. Ja, die Angſt in der Luft, das wars; das machte ihn zunichte, dieſe Art Liebe.

Ja, und war denn das noch Liebe? dieſer lähmende Zwang! War nicht alles blos Erinnerung?!

Nicht einmal Nachts: nicht anrühren konnt er ſie mehr, ohne daß es wieder vor ihm ſtand, das ganze furchtbar rote Schauſpiel, und ihm heiß und kalt die Sinne benahm. Wie ſie ihn geweckt, ihn herausgehoben hatte mit ſeinem kranken, dick verſchienten Fuß aus dem qualmenden Bett, hinter ihr her ſchon die leckenden Flammen, durch die Tür nnd hinab die zwölf dunkeln Treppenſtufen — o, ſie war ſtark, faſt ſo ſtark wie er! — und dann zurückgeſtürzt war und ſich nicht halten ließ, wieder hinauf, um das Bild noch zu retten, das eine wenigſtens, hinein in das glühende Viereck oben, mit den langen offenen Flechten, die im Feuerſchein floſſen wie rollende Wellen — dies Flimmern! — Und auf einmal der Schrei, dieſer ſchrille zerreißende Schrei, und das polternde Bild, herunter zu ihm; und oben ſie, groß, in entſetzlicher Pracht, mit den greifenden Armen, die roten Haare zu bläulichen Funken zerflatternd, eine ſprühende Glorie! züngelnde Flügel um den keuchenden Buſen! und die grauenhaft flackernden Augen! — Und Er, hilflos da nnten ſich krümmend! Und noch Einmal der Schrei, der heiße, tieriſche Schrei! und ſein eigener Schrei: wie ſie wieder ſich dreht, eine brennende Garbe, noch Einmal hinein — daß ihn die Sinne verlaſſen — bis die

Leute ihn wecken und ſie neben ihm liegt, in den Teppich gewickelt, nach dem ſie zurückgerannt in letzter gräßlicher Beſonnenheit, um den lodernden Schmerz zu erſticken, das tapfere ſtarke Geſchöpf — ſeine Retterin! —

Ob ſich das wohl malen ließe: feurige Flügel? Nein, Narrheit; ſo wenig wie der Sonnenſtrahl, der da auf der Palette blitzte. Ach, das Sonnenlicht! Wie ihr Haar drin ſchillerte früher, ſo glatt und wogend; ob es wohl wiederwachſen würde? — Aber was nützte das! Ihr Geſicht, das war das Unerſetzliche! die Erinnerung, die ihn zu ihr zog — nein: von ihr ſtieß.

Er ſtierte zu Boden. Wenn ſie doch geſtorben wäre; wirklich geſtorben, nicht blos in ihm. Dann würde er zu ihr beten können, ſein ganzes Leben lang; ruhig, traurig, wie als Kind zur Jungfrau Maria. Nein, Maria Magdalena wars immer geweſen; die hatte er immer im ſtillen gemeint, ſeitdem er ſich heimlich die Bibel gekauft, wenn er zur Strafe hinknien und beten mußte. Magdalena, die liebreiche Sünderin.

Ach, was ſollte dies Grübeln. Sie lebte ja, lebte und liebte ihn; und war geſund, geſund wie Er. O, das ſchöne, blühende Wort! O, ihre quälende Häßlichkeit! ihre mahnende Nähe! die Luſt und der Abſcheu! Ohnmacht! —

Er ſah wieder auf; nach dem Teppich, nach dem Narziſſenbild. Wenn er's verkaufen würde. Ob er dann vielleicht Ruhe hätte. Wozu auch dieſe Verſeſſenheit, ohne Sinn und Verſtand, auf das eine einzige bißchen Seele. Wozu denn überhaupt der ganze pedantiſche Tiefſinn. Warum wars ihm nicht genug an dem farbigen Witz, wie den Andern; an der Lichtflunkerei, über die er ſonſt ſpottete. Es war doch ſo einfach: was Neues probieren! — Aber ſie, ſie blieb ja. Und wenn er das Bild in Stücke zerſchnitte, die Erinnerung blieb, ſolange ſie ſelbſt blieb; und mit ihr der Zwang. Und die Erinnerung ließ ſich nicht malen.

Freiheit! — Ja — : das war das Ungeſunde: das war

unſittlich: dieſe widernatürliche dumpfe Gemeinſchaft! Knechtſchaft! Leibeigenſchaft!

Er ſtarrte auf die Palette; ein Wolkenſchatten wiſchte den Lichtſtrahl aus. Wenn er ihr Schminke gäbe? — Ihn ekelte! — Und die Form bliebe ja dennoch zerſtört, die Seele im Geſicht. Und ihre Scham! ihr Stolz! Dann würde ſie gehen! —

Aber das wollte er doch? — Dann das Bild auf die Ausſtellung; weg damit! Eine Reiſe; Gletſcherſonne! Ein, zwei Jahre würde es ſchon reichen, das Geld für das Bild und der Reſt ſeiner Erbſchaft; er würde blos arbeiten. Und er hatte ja genug gelernt an ihr! Er wollt es den Andern ſchon zeigen, warum er ſo lange im Stillen geſeſſen.

Und ſie? — Sie war ja klug genug, die Profeſſorstochter. Sie könnte ja Unterricht geben, oder Buchhalterin werden; oder er würde ihr ſelber was ſchicken. Nein, ſchändlich: das würde ſie nicht nehmen. Und —: und wenn nun die Leute ſie nicht wollten? mit ihrem entſtellten Geſicht?!

O, dies Gewiſſen! Warum hatte er dies Gewiſſen! — Ja, für die Kunſt, da war's gut. Aber fürs Leben? fürs Leben branchte man doch kein Gewiſſen! — Nicht weil er ſie verführt hatte; nein! eher ſie ihn. Oder weil ſie von den Ihren geächtet war? eine Verſtoßene?! und um ſeinetwillen! — Nein: das war ja aus ihr ſelbſt ſo gekommen. Warum war ſie denn wiedergekommen, noch eh er von Liebe was ahnte; und immer wieder, bis ſie bleiben mußte. Das war ihr Verhängnis! Ja, ihr eignes Verhängnis: ihr Wille!

Weil ſein Ernſt ſie lockte; was die Eltern auch ſagen mochten. Weil ſie ſeinen reinen Willen fühlte. Aber: aber war er denn rein? — Ja! bis er ihn verlor, in jenem Augenblick, den Willen zur Form. Nein, ſchon vorher: bis er die Seele ſah. Aber das war ja die Form, die bannende Seele; was er geſucht hatte, was ſie geſpürt hatte, warum ſie ihm vertraute, ihm, dem Künſtler. Nein, auch dem Menſchen! dem Menſchen, der über ſich ſtand,

über Sich und Natur, über Seele und Leben, kraft ſeines formbeherrſchenden Geiſtes! — Und doch nicht! Wars doch dieſelbe Natur, die ſelben Sinne, der ſelbe Geiſt: die Kraft des Künſtlers, des Menſchen.

Ja: da hing's: jener Augenblick, jenes Bild: ſeine Kunſt, ſein Leben: ſein Wille, ihr Wille: das war alles das Selbe, das folternde, drohende Selbe! Denn ſein Leben, ja, das war er ihr ſchuldig: ihr, ſeiner Retterin! Sein Leben, ſeine Kunſt, ſeine Seele; ſeinen ganzen Beruf und Zweck in der Welt.

Er fuhr zuſammen: ein neuer Wolkenſchatten ſchlich durch die Stille. Er preßte die Augen zu. Er wollt es ſchon garnicht mehr ſehen, das fordernde drohende Bild; er haßte es ſchon. Er drückte die Fänſte in die Angen; daß ſie flimmerten. Er ſah es nur mächtiger, in ſprühendem Glanz; und ſah ſie, ſie, wie ſie jetzt war, mit dem ſtarren geſtaltloſen Mund, mit dem haarloſen Kopf, mit den Narben nm Wangen und Kinn, dem blanken, ſtriemenroten Hals. Er ſtöhnte laut auf, daß ihn graute: vor der hohlen, einſamen Stimme.

Da: das war doch nicht ſeine Stimme? Zagend, ſuchend kam es dnrch den großen Raum: „riefeſt du?" weich und ſchwer, wie der Teppich, den er ſchwanken hörte.

Er ſah nicht auf. Er fühlte, wie ſie fragend ſtand. Nur nicht jetzt ihr Geſicht! Er wollte ſprechen. Da kam ſie.

Er wollte den Kopf ſchütteln; aber ihre Hand auf ſeiner Schulter, ihr Warten! Es war nicht möglich, es zwang ihn hoch. Er mnßte ſie anſehn, anſehn: das graue Morgenkleid hinauf: ihren Hals! — und — — Rot! und ein branſendes Schwarz! Seele! der Blick! ihr Geſicht! das war Übergewalt—: da ſtand ſie, hoch, ſtarr, erbebend: „Ich werde gehen" — und wollte ſich wenden.

Und Er — ſah ſie an — an — nnd ſeine Angen wurden immer weiter, daß ſie nicht loskonnte — immer ſehender — und ſeine Finger taſteten nnd griffen: es zu faſſen, zu halten:

das Unerkannte, Letzte, Eine: das heilige Wunder: Das, was ihn zu ihr in die Kniee riß, warum er ſie umklammerte — weinend — „Offenbarung“ ſtammelnd —: ihre große Sittlichkeit! die Schönheit ihrer Erſchütterung!

Und nun: weich — weich, ſchwer und leiſe — ſank auch ſie herab an ihm: Knie an Knie, kinderfromm, anders wie damals. Und er küßte die geſtaltloſen Lippen, und ſchlang die Hände um den haarloſen Kopf, und hielt ſie von ſich, ſchauend, ſchauend —: Nein, das lag nicht in den Augen, nicht in den Mundwinkeln, in keiner Einzelheit: Das würde ihn zur Andacht zwingen, und wenn ſie ganz verſchleiert vor ihm läge: dieſe herrliche Hoheit, dieſe ſelige, ſiegende Demut.

Und er mußte es ſagen, lachend, das Überflüſſige: „ich liebe dich.“

Und als ſie ſich erhoben von den Knieen, in ihrer Klarheit, und der breite Sonnenſtrahl auf der Palette blitzte, nach der Wand hinüber, nach dem Myrtenbilde: da ſtieg es vor ihm auf, neu und mächtig: „Weißt du, wie ich dich malen werde? — Sturm und Nacht — Fackelbrand — nur Auge und Bewegung —: Magdalena, beglückt den Gekreuzigten tragend!“

„Vom Kreuz wegtragend“ — ſprach ihre Seele.

Das hölzerne Bein

Humoreske

An einem ſehr warmen Frühlingsabend ſaßen in einem japaniſchen Hotel vier europäiſche Gäſte beiſammen: ein Konſul mit ſeiner jungen Gattin, ein ihm vom Klub her befreundeter Baron, und ein zu Studienzwecken hergereiſter Doktor der Naturwiſſenſchaften, der ſich über dieſe Freundſchaft allerlei ſtille Gedanken machte und daher laut über etwas Anderes ſprach.

„Mein verehrter Herr Doktor,“ entgegnete nun der Baron

und ſchlug mit ſeinem Stock an ſein rechtes Bein, ſo daß es einen harten Klang von ſich gab, „ich möchte Ihre Philoſophie, mit der Sie uns ſoeben erbaut haben, nicht auf die Feuerprobe ſtellen. Den Lohn, den die edle Tat in ſich ſelbſt tragen ſoll, den trägt doch wohl höchſtens der Täter in ſich ſelbſt. Und wenn er ſich keines Spiegels bedient: woraus ſieht er, daß ſeine Tat edel war? Vielleicht war ſie eitel Narretei. Der Spiegel aber mag noch ſo heimlich hängen, er bedeutet immer das Auge der Welt."

Der Angeredete blickte abſichtsvoll unter den Sonnenſchirm ſeiner Nachbarin und fragte angelegentlichſt: „Sind Sie auch ſo unfrei, gnädige Frau? Brauchen Sie immer ein fremdes Auge, um ſelbſt zu fühlen, wie ſchön Sie ſind?"

Die junge Frau errötete langſam, während der Baron ſein ſchwarzgeändertes Einglas unter ſeine ſandelholzrote Braue klemmte und mit ſeinen onyxſchwarzen Pupillen ſchamlos auf ihren Gatten ſtarrte, der ſtatt ihrer lachend erwiderte: „Aber Doktor, Sie ſind ja der reine Buddhiſt. Es wird Zeit, daß Sie nach Europa zurückgehn. Wenn Sie erſt glücklicher Ehemann ſind, werden Sie anders über die Damen denken."

Der junge Naturforſcher ſagte „Nie!" mit einer beteuernden Handbewegung. Die ſchöne Frau ließ ein ſchüchternes „Bravo" hören.

Der Baron klopfte wieder an ſein Bein, hob die juwelengeſchmückte Linke, tupfte an ſeinen ſchwarzgefärbten, amerikaniſch geſtutzten Schnurrbart, um ein Gähnen zu unterdrücken, betaſtete noch ſein rotes Haupthaar und verſetzte kameradſchaftlich: „Lieber Konſul, wozu den Doktor bekehren. Laſſen wir ihm ſeine Lebensweisheit; wir ſind beide wenig älter als er. Vielleicht iſt ſein männliches Selbſtgefühl die naturnotwendige Vorbedingung zur Verübung edler Taten; ebenſo wie das weibliche zur Begehung einer glücklichen Ehe. Ganz im Ernſt, meine Gnädigſte!" Er zeigte ſeine weißen Zähne, die

zu blank und zu regelmäßig waren, als daß ſie hätten echt ſein können.

Die Dame äußerte unbefangen: „Sie ſind ein ſchlimmer Schmeichler, mein Freund“ — konnte aber doch nicht verhindern, daß ihr wieder eine Röte aufſtieg. Ihr Gatte gab dem Baron ſein Lächeln zurück: „Es kommt immer drauf an, wer den Spiegel hält!“ Und der junge Gelehrte ſprach mit Selbſtüberwindung: „Auch ſind wir ja nicht hierhergekommen, um moraliſche Disputationen zu pflegen. Der Buddha dort drüben belächelt uns alle.“

Die vier ſo zuſammen Plaudernden ſaßen auf der freien Terraſſe des erſt vor kurzem gebauten Hotels; es lag in der Nähe des Tempeldörfchens Mijama. Andere Gruppen von Reiſenden ſaßen an den Nebentiſchen, unter den großen bunten Papierſchirmen, die man noch immer aufgeſpannt hielt, obgleich die Sonne ſchon hinter den Bergen war. Vor der Terraſſe ſtanden in weitem Bogen die leeren Rikſcha-Wägelchen, zwiſchen deren zwei Rädern die halbnackten Kulis lagen, als ob ſie am Boden Kühlung ſuchten vor dem ungewöhnlich ſchwülen Aprilabend.

Man war von Kioto herkarriolt, um das Feſt der Kirſchblüte anzuſehen, das am nächſten Tage hier ſtattfinden ſollte, und zugleich den berühmten Daibutſu zu betrachten, eine rieſige alte Buddha-Statue aus ehemals vergoldeter Bronce, die auf dem Tempelhügel des Dörfchens ragte. Über der Waldung von blühenden Kirſchbaumhainen, die ſich rings um den heiligen Ort hochbauſchte, thronte der göttliche Koloß an dem bleigrauen Horizont wie auf einem ſchimmernden Wolkenkiſſen.

„Vorzüglich gelegenes Hotel“, bemerkte der Konſul mit Kennermiene; „wird ſicher bald in Mode kommen.“

„Auch für Staffage iſt ſchon geſorgt“, warf der Baron nachläſſig hin und wies auf eine Schaar einheimiſche Pilger,

die mit ihren großen Strohtellerhüten und ſchilfgeflochtenen Wettermänteln hinter den Rikſchas kauerten; augenſcheinlich durften ſie dort übernachten.

Der Konſul lachte weltkundig, während der Doktor nicht umhin konnte, ſeine Nachbarin ſtirnrunzelnd anzuſchauen. Er hatte den Ausflug vorgeſchlagen, hoffte endlich dieſem holden Geſchöpf, das für den ſpaßhaft lauten Gatten offenbar viel zu zartfühlend war, im Freien etwas vertrauter zu werden, und nun ließ der Baron mit ſeiner Spitzfindigkeit keinen herzlichen Ton aufkommen.

Sie ſchob jetzt ihren Schirm beiſeite, und er wollte ihr behilflich ſein. Aber der Baron hatte ſchon einem Diener gewinkt, und der klappte hurtig das bunte Ding zuſammen, ehe ein Andrer den Arm danach ausſtrecken konnte. „Die Luft iſt ſo drückend," erklärte ſie, „wie unter einer Tauchergloke. Hoffentlich gibt es kein Gewitter morgen."

„Gnädige lieben doch ſonſt den Aufruhr der Elemente", ſagte der Baron mit ſtarren Pupillen. Sie ſchien etwas entgegnen zu wollen, blickte aber unſicher weg, errötete wieder und erhob ſich. Der Doktor, ebenfalls aufſtehend, ſuchte nach einem Beruhigungswort, brachte aber zu ſeiner Verwunderung nur heraus: „Vielleicht liegt ein Erdbeben in der Luft."

Während der Konſul ihn lachend belehrte, daß Erdbeben in dieſer Jahreszeit, was er natürlich ſelbſt ſchon wußte, ſo ſelten ſeien wie glückliche Ehen, machte auch der Baron Anſtalten, ſich aus ſeinem Korbſtuhl zu erheben. Das geſchah, indem er zuerſt ſein rechtes Bein in einen rechten Winkel rückte, dann das linke dicht daneben ſetzte, den ſchwarzen Stock feſt auf den Boden ſtemmte und mit einem Ruck ſich emporſchnellte; dabei zuckte flüchtig ein verbiſſener Schmerz durch ſein ſchönes bleiches Geſicht, aber zugleich verzog er die knappen, himbeerrot geſchminkten Lippen zu einem überlegenen Lächeln, das gleichſam Leidloſigkeit atmete.

Es war auffällig, wie er durch dies Lächeln dem großen Buddha ähnelte, der über der ganzen Landſchaft thronte. Auch hatte der Doktor verlanten hören, die Mutter des ſonderbaren Herrn ſei ein vornehmes Hindufräulein geweſen, eine Radſchah-Tochter oder dergleichen. Doch wurde ihm dadurch nicht eben klarer, was dieſen Krüppel ſo anziehend machte, der ſeine notgedrungene Künſtlichkeit noch künſtlicher aufzuſtutzen beliebte. Man wußte nicht recht, ob nur ſein eines Bein oder beide nachgemacht waren; er bewegte ſie gleicherweiſe wie ein paar feine Erſatzſtücke. Und da er die rechte Hand ſtets behandſchuht trug, ſelbſt beim Eſſen und Billardſpielen, mußte wohl irgend etwas auch daran nicht natürlich beſchaffen ſein.

Es liefen allerlei Gerüchte um, woher er ſo verunſtaltet wäre. Manche erzählten, er habe als Jüngling ein auf der Straße ſpielendes Kind vor einem durchgegangenen Pferd gerettet und ſei dabei ſelbſt überfahren worden; vielleicht deshalb vorhin ſein leiſer Spott über den Lohn der edlen Tat. Andere ſprachen von einer Tigerjagd und einem wütend gewordenen Elefanten. Seine Freunde ſcherzten wie er ſelber über dieſe wilden Geſchichten, und der Konſul hatte einmal, wenn auch nicht in ſeiner Gegenwart, die ſchnurrige Frage aufgeworfen, was für echte Glieder wohl an ihm blieben, wenn er abends ins Bett ſtiege.

Zur Zeit trug er wiegeſagt tiefrotes Haar und einen kurzen ſchwarzen Schnurrbart; vor etwa einem halben Jahr, als der Doktor ihn kennen lernte, hatte er die Farben umgekehrt getragen. Man munkelte, daß er ſich wie ein Perſer den Schädel kahl raſieren ließe und zwölf verſchiedene Perücken benutzte, vom harten Gelbrot bis zum weichſten Schwarzrot, für jeden Monat eine andre. Sicher echt war, außer ſeinen Juwelen, nur der ſteinige Glanz ſeiner ſchwarzen Augen, der jedes Mitleid weit von ſich wies, und der metalliſche Klang ſeiner Stimme, der an die ſchwere Verhaltenheit des deutſchen Waldhorns erinnerte.

„Der Buddha macht ſchon Nachttoilette", ſagte er plötzlich zu der Frau Konſul, nach dem Koloß am Horizont hindeutend. Der hockte auf ſeiner weißen Blütenwolke, wie mit einem golddurchwirkten dunklen Florhemd angetan, und ſein verwittert lächelndes Antlitz ſchien von himmliſchen Ahnungen umſchimmert. „Wir wollen auch bald zur Ruhe gehn", antwortete die ſchöne Frau, nur halb einen Seufzer unterdrückend, der den Doktor ebenſo ſehr entzückte, wie der Witz des Barons ihn verdroß.

Sie traten in die Hotelhalle und begaben ſich an den Fahrſtuhl, der ſie ins erſte Stockwerk befördern ſollte. Der Baron mit der Dame nahm den Vortritt; vier hatten nicht Platz in dem ſchmalen Kaſten. Als der Doktor neben dem Konſul nachfuhr, bemerkte dieſer mit ſeinem üblichen Lachen: „Famoſer Knabe, der Herr von Hinkebein! Gewöhnt meiner Frau die Romantik ab!"

Oben ſtand der Baron bereits im Begriff, ſich von ihr zu verabſchieden; in dem elektriſchen Licht des Korridors ſahen ſeine Augen noch verhärteter aus, und die ihren noch ſchmelzender. „Gute Nacht! Auf ſchönes Wiederſehn!" ſagte er mit der verhaltenen Stimme und zog ihre Hand an ſeine Lippen; ſie nickte, wie ſchon halb im Traum.

Der Doktor wollte auch etwas Zartes ſagen; aber der Baron kam ihm wieder dazwiſchen. „Gute Nacht, Doktor!" intonierte er ſchärfer, ihm die behandſchuhte Rechte hinſtreckend; „und träumen Sie von edlen Taten!" Der junge Gelehrte konnte nur ſpöttiſch erwidern: „Leider bin ich kein Joſeph, Baron!" Und unter dem Lachen des Konſuls ſuchte er, etwas verſtimmt, ſein Zimmer auf.

Mitten in der Nacht erwachte er ſchreckhaft, trotzdem er ſonſt ein geſunder Schläfer war. Ihm hatte geträumt, die ſchöne Frau habe von fern um Hilfe gerufen, ſodaß er aus dem Bett ſpringen wollte; aber am Fußende ſtand der Baron und

hielt ihn an beiden Beinen gepackt, um ſie ihm aus dem Leibe zu ziehen.

Während er noch darüber nachſann und ſeine Glieder erleichtert dehnte, fühlte er unverſehens ein Schwanken, als läge er in einer Kajüte. Er hielt es noch immer für Traumnachwirkung, aber da knackte und knarrte es in den Wänden, als wollte das Haus aus den Fugen gehen, und zugleich kam von der Terraſſe her ein verworrenes Geſchrei vieler Stimmen, ſodaß er nun wirklich vom Bett aufſprang.

Alſo doch ein Erdbeben! dachte er mit einer gewiſſen Genugtuung, indem er die Beleuchtung andrehte. Er hatte noch keinem beigewohnt und war jetzt einigermaßen erſtaunt, daß er von ſeinem Schreck nichts mehr ſpürte, auch nichts von der fiebrigen Unruhe, die nach den meiſten Beſchreibungen mit einem ſolchen Erlebnis verbunden ſein ſollte. Freilich wußte er, daß bei Neulingen die Angſt am gelindeſten auftreten ſollte, und daß das Hotel bebenſicher gebaut war; aber immerhin, er konnte zufrieden ſein mit ſeinem wiſſenſchaftlich geſtählten Gemüt.

Er warf ſich raſch in die Kleider, nahm ſeine Reiſetaſche und eilte die nächſte Treppe hinab; ſämtliche Korridore waren erleuchtet, und in den Dielen knackte es wieder. Die Terraſſe lag jetzt menſchenleer; aber im Halbdunkel bei den Rikſchas ſchob ſich ein zappliges Getümmel, Gäſte und Kulis durcheinander. Nur die Pilger knieten oder kauerten abſeits, laut ihre Roſenkränze abbetend und nach dem Buddha hinüberſtarrend, deſſen lächelndes Antlitz wie trunken glühte. In dem Tempeldorf ſchien ein Brand ausgebrochen; eine rieſige rauchige Flammengarbe ſtand hellrot über den Kirſchblütenwipfeln, und dumpfe Gongtöne dröhnten her.

Unberührt von alldem ſaß bei dem vorderſten Wagen, nur mit Hut und Hemdchen bekleidet, ein kleines amerikaniſches Mädchen, das mehrmals die Hand auf die Erde legte, als ob es etwas fühlen wollte. „Doesn't move", rief es ſchließlich ent-

tänſcht ſeiner aufgeregten Mutter zu, die ſich mit einem Kuli zankte. Dem Doktor fiel ein, daß er in der Eile ſeine Uhr oben hatte liegen laſſen; zugleich aber ſchüttelte ihn ein Erdſtoß, von dem die ganze Terraſſe wankte, und durch die Hausmauer fuhr ein knirſchender Riß.

Er ſtand noch prüfend und überlegend, ob er trotzdem zurücklaufen ſollte, als zwiſchen mehreren flüchtenden Gäſten der Konſul aus der Halle gerannt kam und ihn mit verſtörtem Lachen begrüßte. Dem Doktor fiel ein, daß er in der Eile auch noch garnicht an die Andern gedacht, ſie auch nirgends geſehen hatte, und aufgebracht ſchrie er den Lachenden an: „Aber wo iſt denn Ihre Frau?!"

„Ja! Wo?" ſchrie dieſer, noch ſinnloſer lachend. „Ich habe genug an ihr Zimmer geklopft, und da ſie keine Antwort gab, meint'ich natürlich, ſie ſei ſchon unten."

„Alſo zurück!" ſchrie der Doktor nun, warf ſeine Reiſetaſche weg und ſtürmte zur Treppe, wieder hinauf. Die Vorſtellung, daß dies entzückende Weib, das ſich geſtern Abend in rührender Müdigkeit kaum noch aufrecht zu halten vermochte, vielleicht von einem plumpen Stück Wand im Schlaf verſtümmelt werden könnte, empörte ihn gegen den lauen Gatten und gab ſeinen Schritten wilde Flügel. Atemlos ſtand er vor ihrem verriegelten Zimmer, klopfte, horchte — und klopfte ſtärker; eine tolle Freude durchzuckte ihn, daß ſie den Konſul ausgeſperrt hatte.

Jetzt kam auch der herangekeucht, und ſie klopften Beide an der Tür, horchten, klopften und trommelten — horchten nochmals: nichts rührte ſich drinnen. Auf einmal ruckte, krachte es allenthalben, und ſie hörten einen erſtickten Angſtruf. Der Doktor packte taumelnd den Türgriff, der Konſul desgleichen: das Schloß ſprang auf. Es war alſo garnicht verriegelt geweſen; doch Bett und Zimmer waren — leer.

Sie ſtarrten einander verdutzt ins Geſicht, da kam eine neue Stoßwelle nach, und wieder ein unterdrückter Angſtſchrei. Kein

Zweifel, das war ihre Stimme; nur kam ſie von jenſeits des Korridors. In dieſem Augenblick fühlte der Doktor, wie ſich vor Schreck ſeine Haare ſträubten: er ſah die Geſichtshaut des Konſuls lakenweiß werden, während er ſelbſt bis über die Schläfen wie ein Junge errötete: die Stimme kam aus dem Zimmer des Barons.

Der Konſul machte eine Grimaſſe, blickte plötzlich wie ein Raſender um ſich und ſtürzte nach deſſen Tür hinüber; es ſchien, er wollte ſie einſchlagen. Aber ſie öffnete ſich bereits, und er prallte mit offenem Munde zurück. Auf der Schwelle erſchien der Baron, prangend in ſeinem vollen Schmuck, blos das rechte Bein fehlte in der Hoſe; hinter ihm ſtand die ſchöne Frau, in ihrem langen Nachtgewand, die Augen von reinſtem Mitleid verklärt, und hielt mit zärtlichem Entſetzen zwiſchen den aufgelöſten Flechten ſein Holzbein an ihrem verhüllten Buſen.

Kerzengrad auf den Krückſtock geſtützt, trat er in den Korridor, ohne mit einer Miene zu zucken. „Es wimmelt ja heute von edlen Taten!“ ſagte er und begann zu lächeln; „die Gnädige wollte mich auch ſchon retten.“

So ſprechend reichte er mit ſtarren Pupillen, während ſie in ſchwärmeriſcher Verſchämtheit das Bein mit ihrem Haar zudeckte, dem endlich wieder lachenden Konſul ſeine juwelenblitzende Linke. Und der Doktor ſah im Hintergrund durch das weitgeöffnete Zimmerfenſter den feuertrunken lächelnden Buddha über der Blütenwolke thronen.

Die gelbe Katze

Burleske

Nichts wirkt beſtimmender als das Unbeſtimmte. Mit dieſer Nutzanwendung pflegte mein Bruder Ernſt mir ſeine Erlebniſſe zu berichten. Jetzt iſt er tot. Kurz vor ſeinem Ende ſchrieb er mir Folgendes.

Wenn die Frau, für die ich meine eigne verlaſſen wollte, mit mir von ihrem Manne ſprach, kam ſie mir immer häßlich vor. Ihre bräunliche Haut wurde dann gelblich, das wilde Haar ſchien ſchwarzer und tiefer in die Stirn gewachſen, der Pechglanz ihrer Augen wurde ſtechend und der Ausdruck des ſchwungvollen Mundes hilflos. Ich nannte das ihr Dienſtmädchengeſicht; aber es war mir unerklärlich.

Sie beherrſchte den Mann; aber das konnte ſie doch nicht mehr feſſeln. Sein Körper war ihr unerträglich geworden, ſein ſpöttiſcher Witz nicht minder. Seine Rachſucht fürchtete ſie nicht, und ſeine Gutmütigkeit verachtete ſie. Für Freiheit ſchwärmte ſie wie eine ruſſiſche Fürſtin. Warum alſo blieb ſie noch bei ihm? —

Freilich hatte ſie ein Kind von ihm. Aber das faßte ſie nicht gern an, trotzdem ſie es ſehr lieb zu haben glaubte. Mit meinem Töchterchen ſpielte ſie lieber und ſehnte ſich nach einem Sohn von mir.

Auch auf ſein Geld war ſie nicht angewieſen; er hätte ihr das ihre nicht vorenthalten, er war ein Ehrenmann. Daß er mich im Duell erſchießen könnte, befürchtete ſie ebenſo wenig; ich hätte ihm zu Ehren mein Leben nicht aufs Spiel geſetzt — (hier log mein Bruder Ernſt) — und ihr zu Liebe brauchte ich's nicht, mein Daſein war ihr werter als das Urteil der Leute.

„Iſt es, weil du dich vor deinen Eltern ſchämſt?" fragte ich ſie eines Tages, während wir auf einem Ausflug waren.

„Ja, vielleicht" — ſie lächelte kindlich; ihre tauſend Sommerſproſſen ſchillerten. Dann machte ſie ihr Schlangengeſicht, als wollte ſie das Wort verſchlucken; und gleich drauf lachte ſie wie eine Bachantin.

Wir gingen durch mein Lieblingsdorf, ein Krondorf aus der Zeit des großen Friedrich. Es war an einem Karfreitag. Zu Oſtern wollte ſie in ihre Heimat reiſen; der Frühling am

Rhein war ihr das Paradies. Wenn ſie davon ſprach, erſchien ſie mir wie die leibhaftige Jungfrau Maria; ihre nachtbraunen Augen verklärten ſich.

Die Kaſtanienknoſpen ſtanden ſchon ganz dick und grün; manche machten ſchon die Finger auf. Die Ahornblüten glänzten goldgelb durch den blauen Abend. „Daraus mach ich mir ein Feenſzepter", ſagte ſie, „wenn ich mit meinem Vater durch die Berge reite."

Ich ſah ſie an — „Es gibt auch böſe Feeen, du" — und wollte ſie küſſen. Zwiſchen ihre ſchwarzen Brauen trat ein queres zuckendes Fältchen; wie immer, wenn ſie ſich mir überlegen fühlte. Die üppige Naſe zuckte mit. Ich küßte nicht.

Plötzlich wurden ihre Pupillen lüſtern groß. „Sieh, wie unheimlich!" flüſterte ſie und zeigte über die Straße. Alle ihre Sommerſproſſen, ſelbſt auf den Lippen, ſchienen verſchwunden. Der ſchwellende Mund wurde dunkler. Das war ihr Hexengeſicht; das ſechſte, das ich an ihr unterſchied.

Ich ging mit ihr hinüber. Auf einem künſtlichen Hügel ſtand ein ſeltſames Häuschen hinter dem Zaun. Es war ſtets unbewohnt, ich kannte es ſchon. In der hellen Dämmerung ſah es noch ſpukhafter aus.

Zwei rieſige Platanen ſtreckten ihre noch kahlen Äſte wie Leichenknochen über das flache Dach. Die Wände waren fahl und fleckig. Links wiegte ein verkrümmter Lebensbaum ſein finſtres Laub. Mitten aus der Vorderwand ſchob ſich ein rundes Spitztürmchen vor, das an chineſiſche Hüte erinnerte; die Tür war verſchloſſen. Um die kleinen Bogenfenſter krochen Borten aus gotiſchem Schnörkelwerk; die Scheiben waren ſo ſchwarz wie die Pupillen meiner Begleiterin. Zwiſchen der rechten Ecke des Hauſes und dem Stamm der einen Platane ging die gelbrote Sonne unter.

„Hier möcht ich manchmal wohnen", ſagte die ſchöne Frau. In dieſem Augenblick kam langſam über den Hügelrücken,

grade wie aus der Sonne heraus, eine große gelbrote Katze und ſetzte ſich vor die verſchloſſene Tür.

Das Bild verſtimmte mich, ſo tief voll Stimmung es war. Die ſchwarzbraunen Augen des Viehes erinnerten mich unbeſtimmt an eine Kindesmörderin aus einem Wachsfigurenkabinett. Die Sonne war verſchwunden; das Fell ſah nun noch gelber aus, faſt ſeidig. Sie ſtarrte blinzelnd herunter auf uns; mich fröſtelte. Ich klatſchte in die Hände; ſie lief weg.

Die ſchöne Frau war zuſammengefahren und ſah mich etwas unwillig an. „Ich liebe Hauskatzen nicht", ſagte ich rauh. Sie nickte ſtumm und nahm hingebend meinen Arm. Wir wandten uns zur Heimkehr, aber der böſe Eindruck verließ mich nicht. Je zärtlicher ſie mit mir ſprach, umſo verſtimmter wurde ich. Ich ſchob es auf den Karfreitag. Immerfort durch unſer Geflüſter hörte ich Jeſu Troſtwort an den gekreuzigten Mörder: Heute noch wirſt du mit mir im Paradieſe ſein.

Faſt verlegen küßte ich ſie zum Abſchied, und ſagte lachend: „Auf Wiederſehen, Magdalena." Sie machte ihr Jungfraungeſicht.

Die Nacht drauf träumte mir — (mein Bruder Ernſt hielt nämlich Träume ebenfalls für Erlebniſſe) — ich ſähe aus dem Fenſter und ſchräg mir gegenüber ſtünde das ſeltſame Häuschen. In den ſchwarzen Scheiben glomm das Sternlicht. Plötzlich wurden ſie blendend hell. Das ganze Haus ſtand erleuchtet bis in den löchrigen Schornſtein hinauf. Fenſter und Türflügel klappten auf; und aus Allem, was offen war, Luken und Löchern, vom Dach herab und vor den Wänden, ſprangen unzählige ſchwarze Katzen und ſtoben lautlos in die vier Winde. Zuletzt kam langſam eine große rötlich-gelbe aus der Tür, ſtarrte blinzelnd nach mir her, und verlor ſich gleichfalls in die Finſternis. Dann ſchloß das Haus ſich ebenſo lautlos und war mit Einem Schlag wieder dunkel.

Der Morgen kam. Ich ſaß mit meiner Frau beim Kaffee;

wir beſprachen unſre Trennung. „Wenn du mit Beſtimmtheit fühlſt", ſagte ſie mit ihrer treuen Stimme, „daß die Andre für dein Glück geſchaffener iſt als ich, darf ich dich nicht halten" — da ging die Flurglocke.

Das Dienſtmädchen meldete, ein fremdes Fräulein wünſche mich zu ſprechen; ich ging ins Nebenzimmer. Eine große junge Dame trat mir entgegen; ich erſchrak. Sie war ganz in gelbrote Seide gekleidet, ihr ſchwarzes Haar bedeckte ein Strohhut mit einem Zweig von künſtlichen Ahornblüten; ſie hatte alle Züge der ſchönen Frau, nur nicht ſo ſarazeniſch, gleichſam zahmer. Ich ſtand ſprachlos.

War ſie's doch vielleicht? Nein! Geſtern war ſie verreiſt. Und jeder Geſichtszug war mir doch fremd. Und eine Schweſter hatte ſie nicht.

Die Dame lächelte kindlich; ihre tauſend Sommerſproſſen ſchillerten. „Sie kennen mich wohl nicht", fragte ſie leiſe; ich verneinte beklommen. „Ich bin die gelbe Katze", ſagte ſie ſchnurrig; mich fröſtelte. Dann fiel mir ein: vielleicht ein Vexierſcherz der ſchönen Frau — ſie hatte Bekanntſchaft in Bühnenkreiſen. Die Dame blinzelte, und zwiſchen ihre Brauen trat ein queres Fältchen; „ich ſoll Sie abholen", flüſterte ſie.

Aus ihren Augen ſah ein ſchlangenhafter Glanz, der mich beſtrickte. Gleich? fragte ich. „Gleich!" Wir gingen.

Wir gingen ſchweigſam die Treppen hinunter; vor der Tür ſtand ein Wagen. Wir fuhren durch zahlloſe Straßen, ebenſo ſchweigſam; ſie ſchien mich garnicht zu beachten. Die Straßen wurden enger, die Häuſer immer höher, die Gegend mir unbekannt. Einmal nickte ſie flüchtig; da ſah ich eine ſchwarze Katze durch einen Torweg huſchen. Einmal ſtrich ſie ſich ihr wirres Haar mit ihrem gelben Handſchuh glatt. Endlich hielt der Wagen; ich folgte ihr willenlos.

Wir gingen durch einen dumpfigen Hof, dann mehrere eiſerne Stiegen empor, und durch viele halbdunkle Gänge.

Ein wahres Labyrinth von Haus; die Luft roch modrig. Vor einer pechſchwarzen Flurtür machte ſie Halt und drückte auf etwas Unſichtbares. Die Tür ſprang auf, ich ſtand geblendet. Eine ſtechende Lichtpracht ſchlug mir entgegen, wie von tauſend Kronleuchtern her.

Als ich zu mir kam, ſtand ich in einem Saal, der unabſehbar ſchien; vor mir, hinter mir, nach allen Seiten Spiegelwände. Und mitten durch den Saal, der Länge nach, von allen Seiten widergeſpiegelt, ſtand eine endloſe Reihe von lautlos ſich drehenden ſchwarzgekleideten Damen und lautlos hopſenden mauſegrauen Herren, wie nach dem Rhythmus einer überſinnlichen Tanzmuſik.

Keine der Damen — (hieraus entnahm ich, daß mein Bruder Ernſt noch immer träumte) — hatte blos Einen Herrn, die meiſten zwei, manche auch drei; einige ſchienen ein Dutzend zu haben, falls mich die Spiegel nicht täuſchten. Alle trugen ſie, ſo luſtbar ſie ſich drehten, einen ſonderbar hilfloſen Trübſinn zur Schau, faſt wie Automaten; die mittelſte hielt ein weinendes Kind im Arm.

Immer wenn ſich eine der Damen dem einen ihrer Herren etwas tiefer hinbog, tat dieſer einen beſonders hohen Hops, ſodaß die mauſegrauen Frackſchöße, die ſonſt bis auf den Boden ſchlappten, die Luft durchſchwänzelten. Dann warfen ihm die andern Herren, zumal die dicken, wütende Blicke zu; aber die Dame lächelte kindlich, dann wurden ſelbſt die dickſten wieder ſanft.

Mir fing an ſchwindlig zu werden; ich ſah mich um nach meiner gelben Führerin. Ein Schauder beſchlich mich: alle ihre Sommerſproſſen waren verſchwunden. Die Pupillen hexenhaft groß, ſtand ſie wie die Fürſtin dieſes Tanzſpiels da und ſchüttelte die bachantiſchen Locken. Ihr Haar war aufgegangen, der Strohhut lag am Boden. In der Rechten hatte ſie den falſchen Ahornblütenzweig und ſchwang ihn wie ein

Szepter. Das Geſicht war dunkelbraun, die ſchwungvolle Naſe ſchien verbogen. Sie nickte mir zu.

In dieſem Augenblick ſprang hinter ihr die Spiegeltür von neuem auf; und ſtumm herein, in manſegrauem Frack, die Schöße zwiſchen den Fingerſpitzen, grad auf mich los, kam der Gatte der ſchönen Frau gehopſt. Ich wollte ſchon laut herauslachen, da ſeh ich in der Spiegeltür, die langſam wieder zugeht, entſetzt mich ſelbſt im manſegrauen Frack, und plötzlich fang ich auch mit zu hopſen an.

Ich ringe verzweifelt nach Stillſtand. Ich werfe der ſchönen Frau die ernſteſten Blicke zu. Vergebens. Je tiefer ſie mir in die Augen blinzelt, umſo höher hopſe ich.

Ich ſuche dem Gatten näher zu kommen. Ich will ihn aufreizen, mich zu packen. Er ſieht mich ſpöttiſch an und hopſt.

Ich will ihm beweiſen — ich hopſe. Ich will ihm zeigen — er hopſt. Ich will ihn zu Boden ſchlagen — wir hopſen.

Ich will der ſchönen Frau zu Füßen ſtürzen. Ich will ſie beſchwören, gnädig zu ſein. Ich will und will, und kann es nicht —: ihre braune Haut wird häßlich gelb, ihr Haar ſcheint mähnenhaft geſträubt und tiefer in die Stirn gewachſen, ihr Blick wird ſtechend, der Ausdruck des üppigen Mundes hilflos: ſie hat ihr Dienſtmädchengeſicht.

Ich ſchreie ſchmerzhaft auf — und bin wach.

Neben mir am Bett ſtand meine Frau mit unſerm Töchterchen und ſtrich mir durchs Haar. „Vater", ſagte die Kleine bedächtig: „du haſt ſo furchtbar komiſch im Schlaf ausgeſehn." Ich küßte beiden die Hände.

Seit dieſem Morgen — ſo ſchloß mein Bruder Ernſt ſein ſeltſames Schreiben — iſt mir die gelbe Katze nicht mehr gefährlich. Bald darauf ſtarb er in einem Duell; er hatte der Dame Lebwohl ſagen wollen, und die Wände hatten Ohren gehabt. Er ſtarb durch die zitternde Hand des Herrn Gemahls; er, der vortreffliche Schütze. Nichts wirkt beſtimmender als das Unbeſtimmte.

Die Gottesnacht

Ein Erlebnis in Träumen

Erſter Traum

Ich ſpürte, ich würde gleich einſchlafen. Und ich wünſchte es ſehr nach den triſten Gedanken, die wegen der abends empfangenen Todesnachricht ſeit Stunden in mir rumorten. Ich ſann noch über den Eigenſinn nach, mit dem ſich die junge Selbſtmörderin die langſamſte Todesart ausgeſucht hatte; doch ich war ſchon erlöſt von dem Sinn in den Worten, die durch mein müdes Gehirn ſchoſſen. Ich hörte beſeligt den Droſſelgeſang, der aus dem Wort Erdroſſelung klang, und wunderte mich über die Bilder, die ſich aus jedem Satzglied entpuppten. Da ſtand ſie auf einmal deutlich vor mir: die rätſelhafte Gliederpuppe.

Wie war ſie nur in mein Zimmer gekommen? Da ſtand ſie zwiſchen Tür und Schrank mit ihrem wachsbleichen Geſicht wie eine Auferſtandene. Die großen gläſernen goldbraunen Augen ſtarrten mir ſo bekannt ins Herz, als hätten ſie ſchon in früher Kindheit über meinen Spielen gewacht. Und ein Schmelz war darin, als ob ſie lebten; als ob ſie mich liebten; faſt mütterlich. Aber natürlich, das ſchien nur ſo; ich mußte mich nur recht erinnern. Denn ja, meine Mutter hatte ſie ja meinen Kindern zu Weihnachten geſchenkt, dieſe lebensgroße Gliederpuppe; und das Lächeln um die ſchmalen Lippen blieb immerfort ſo unbeweglich, wie die Falten des ſteifen brokatenen Mantels um ihre ſanftgeſchwungenen Achſeln. Ja, ſie war tot; tot wie die ſchönen phantaſtiſchen Blumen dieſes alten indiſchen Tempelmantels, der ſie bis zu den Füßen hinab verhüllte. Zwiſchen ſolchen Blumen ſpielte ich einſt und pflückte einen Strauß davon; für ihre bleichen gefalteten Finger. Damals hatte ich ſie noch angebetet. Denn ſie thronte auf einem vergoldeten, mit Rubinen und Perlen geſchmückten

Altar und war die Göttin der Barmherzigkeit; das war wohl viele hundert Jahre her. Warum ſah ſie mir nun ſo ſtarr ins Herz, als ob ich ſie getötet hätte? Sie hatte ſich doch ſelbſt entleibt! Ich träumte wohl?

Nein, ſie hielt ja noch immer die Finger gefaltet und ſtand groß zwiſchen Tür und Schrank. Wenn ich nun mit ihr betete, ob ſie ſich dann vielleicht rühren würde? Denn ſie war doch früher beweglich geweſen; wenn ich an ihre Gelenke rührte, dann klirrten noch die zerſprungenen Drähte, bis in den hohlen Bruſtkorb hinein. Ich ſeufzte auf, da klirrten ſie wieder; und ihre Arme zuckten ein wenig. Ob ſie mich niemals mehr anrühren würde? mich immer blos ſo unverwandt anſehn? Ich ſpürte ein Stechen in meiner Bruſt, als ob aus den Drähten elektriſche Funken herzuckten. Ich hörte wieder das leiſe Klirren; oder klang noch immer der Droſſelgeſang? Ich wollte beſchwörend die Hände ausſtrecken, aber das Stechen in meiner Bruſt drang mir bis in die Fingerſpitzen. Ich wollte wegblicken — da blickt ſie mir nach.

Ich träume ja nur! will ich mir einreden; aber ſie blickt auf meine Hände. Auf den Rubinring an meiner Linken; der beginnt zu glühn wie ein Altarlämpchen. Auf den Trauring an meiner Rechten; der beginnt zu glänzen wie Tränenperlen. Und auf den Ring, den mein Vater mir ſchenkte, als ich noch keinem Weibe gehörte. Warum quälſt du mich, Mutter? will ich ſtöhnen; aber ihr Blick verſchließt mir den Mund. Ich will mich aufrichten; ich liege gebannt.

Ihre Augen beginnen zärtlich zu leuchten, und der Glanz der Ringe wird funkelnder. Ihre Augen funkeln begehrlich mit; der Glanz der Ringe erliſcht auf einmal. Das ſind nicht meiner Mutter Augen! meine Mutter blickt ſanft, meine Mutter iſt fromm! Das ſind auch nicht mehr die goldklaren Augen, die ich einſt angebetet habe, weil die Mutter meiner Kinder ſo blickt. Dieſe Augen ſind ſchwarz, nein dunkelgrau, und kennen

nicht Treue noch Gottesfurcht; es ſind die Augen der Selbſtmörderin. Warum haſt du dich aber töten müſſen? will ich ſie fragen und höre entſetzt: du haſt es doch gewollt, mein Geliebter! —

Ich will es leugnen und ſehe ihr Lächeln. Vielleicht hat ſie garnicht die Worte geſprochen. Oder vielleicht verſtand ich den Sinn nicht; ſie ſprach von jeher ſo doppelſinnig. Doch ſie läßt den Kopf ſo ſonderbar hängen. Ach ja: ich wollte ſie ja erdroſſeln. Ich höre wieder den Droſſelgeſang; aus dem Wald meiner Heimat kommt er her. Gleich wird mein Vater zwiſchen den Bäumen erſcheinen. Nein, es iſt ferner Flötenklang. Nein, eine Geige jubelt bang. So hat mein toter Freund einſt geſpielt, als wir noch kindiſch durchs Haidekraut liefen und hinter den Birken die Waldfee ſuchten. Ach, ein König der Geiger wollte er werden, und kommt jetzt gramvoll dahergeſchritten im Gefolge der Königin. Am Waldrand macht der Jagdzug Halt; und wir beugen alle das Knie vor ihr.

Warum blickt ſie uns ſo prüfend an mit ihren ſilbergrauen Augen? Das iſt mein Freund nicht, das bin ich ſelbſt — und die Königin Eliſabeth winkt mir. Erhebe dich, Shakeſpear! flüſtert ſie; und ich fühle, wie wir uns aufrichten. Er trägt noch die ſchwarze Scholarentracht, worin er der Schule entlaufen iſt, und einen verrückten alten Brokathut mit gelben Papageienflügeln. Denn ich weiß, wir müſſen uns wahnſinnig ſtellen vor der treuloſen Königin. Denn ſie hat ihn begehrlich angeblickt, als ich geſtern „Venus und Adonis" beim Bankett der Jagdgäſte deklamierte; er aber liebt ihre Kammerdame, die Augen wie eine Göttin hat, wie eine Waldfee, wie ein Reh. Das äugt in Todesangſt durch die Büſche, und ich ſtehe und ſtiere es an wie ein Bluthund. O, wie gut wir uns wahnſinnig ſtellen können, wenn wir nichts als eine Göttin lieben und ſolchen verrückten Hut aufhaben! Und nun ahnt ſie, wieſo er Schauſpieler wurde und den armen Hamlet gedichtet hat;

und wir ſchwenken den Hut vor der treuloſen Königin, und ſie lächelt in Barmherzigkeit.

Sie lächelt immer barmherziger; es dringt uns ſtechend durch Bruſt und Gehirn. Ich will ihr den Hut vor die Füße werfen, und tue es, und ſtehe erſtarrt: der Hut hat ſchwarze Droſſelflügel und fliegt zurück auf meinen Kopf. Ihr Lächeln wird ſo grauſam barmherzig, daß ich ſie dafür umbringen möchte. Du haſt es ja ſchon getan, mein Geliebter! raunt ſie mir unbeweglich zu. Es iſt nicht wahr! will ich aufſtöhnen; doch ſie läßt den Kopf ſo ſonderbar hängen. Iſt das die engliſche Königin noch, oder blos die indiſche Gliederpuppe? Wenn ſie noch lange da bei der Tür ſteht, wird ſie mich wirklich wahnſinnig machen. Warum quält ſie den armen Hamlet ſo? ſie iſt doch ſeine ieibliche Mutter! Sie hat doch Augen wie eine Gottheit und blickt mir ſtechend in mein Gehirn. Ob Gott überhaupt nur ein grauſames Weib iſt? in ſteter Verpuppung?! die Allmutter! — Aber ſie hat ja zerſprungene Drähte und läßt den Kopf ſo ſonderbar hängen! — Ich glaube nicht mehr an Gottheiten! knirſcht mein erſtarrter Mund ihr entgegen. Und mit ungeheurem Triumphgefühl weiß meine Seele: ich träume nur! —

Wenn nur die Drähte nicht immerfort klirrten! das iſt doch wirklich verwunderlich. Sie klirren lauter, und immer lauter; ſo laut wie die kleine alte Orgel in der Kirche meiner Vaterſtadt. Ich leſe die goldene Jahreszahl 1693 auf dem ſchwarzlackierten Täfelchen zwiſchen den elf Apoſtelbildern. Denn der treuloſe Judas fehlt natürlich; das habe ich ſchon als Kind begriffen. „Salvator Mundi" ſteht unter dem zwölften Bild, auf klarem, himmelblauem Grund; und neben der eiſenbeſchlagenen Tür thront lächelnd die Mutter mit dem Kinde. Ich höre die Orgel ihr Lob anſtimmen und weine vor Weihnachtsſeligkeit. Die ſilbernen Franſen der Altardecke ſchwimmen in meinen perlenden Tränen. Ich ſpiele mit dieſen ſchönen

Perlen, und lächelnd ſieht mir die Mutter zu. Ich bin wieder Kind auf ihrem Schooß, und wundre mich nun garnicht mehr. Ich bin blos im ſtillen ein bißchen erſtaunt: der Apoſtel Thomas hat drei Hände. Zwei kleinere, die ſind wohlgepflegt; aber aus ſeinem braunroten Mantel langt eine dritte, große, ausſätzige. Die umklammert ein Buch und iſt mir entſetzlich. Ich darf mich aber kein bißchen rühren, ſonſt würde ſie nach mir herlangen. Ich ſtarre das Buch an: ob Bücher krank werden können —

und atme plötzlich erleichtert auf: ich erkenne, es iſt ja gar keine Hand: es iſt nur eine Falte des Mantels, die über das Buch geſchoben liegt. Ich möchte ſie wegtun, ich darf aber nicht; ſonſt kommt der Küſter und ſchlägt mir das Buch um die Ohren. Sie dröhnen mir ſchon; er ſchlägt immer dröhnender. Er ſchlägt mich wohl mit Glockenſchlägen? Sie ſchallen mir donnernd ins Gehirn. Nein, Blitze ſchlagen wohl um mich ein; o Himmel, Hilfe, ſie werden mich treffen! Ich will mich verſtecken; o Mutter, wo biſt du?! Ein blendender Strahl ſchließt mir die Augen; ich bin getroffen; der Strahl zerreißt mich. Ein unabſehbarer Farbenſtrudel ſpritzt himmelanſprühend aus meinem Kopf. Ich ſchreie vor Wonne: mein herrlich Gehirn! Und eine Stimme erwidert von oben: es iſt bis über die Sterne geſpritzt. Ich will ihm nach: o himmliſches Licht! Es ſcheint mir ins Auge; ich erwache.

Auf meinem Nachttiſch brannte die Kerze noch, bei der ich, um meine Gedanken zu ſtillen, in Shakeſpears Sonetten geblättert hatte; und an der Wand zwiſchen Tür und Schrank blitzte der Rand des Spiegelglaſes über dem Bildnis meiner Mutter. Ich ſchlug das Buch zu und löſchte die Kerze.

Ich möchte keiner Flamme bekennen,
was für Blicke in uns Menſchen brennen.
Kein Spiegel wird uns je klar machen,
welche Augen in unſerm Schlaf erwachen.

Zwiſchen dunkeln Wänden ahn'ich mit Beben,
wieviel Geiſter hinter jedem Geiſt leben.
Denen kann ich nichts vorſcheinen;
denen wird mich das Licht einſt einen,
wo wir Alle in Schweigen ſchweben,
Alle im Reinen ...

Zweiter Traum

Wir gingen die Wurzeltreppe des Hügels hinab, zehn zwölf Mann; oben lag die Förſterei in tiefem Schnee. Die klare Kälte machte alle ſtumm; der Schnee verſchluckte das Geräuſch der Schritte. Die Teckel hielten ſich, vor Froſt humpelnd, ſorgſam hinter uns im feſtgetretenen Wege. In dem rauhen Reif der Birkenreiſer fingerte die Morgenſonne; die ſtarren Nadelbärte der Kiefernſchonung ſträubten ſich aus ihren weißen Pelzen. Es ſollte ein Dachs gegraben werden. Ich weiß nicht, wieſo dabei ſchon wieder: mir kam der liebe Gott in Sinn.

Die Hunde gaben plötzlich Lant; Rädergeklapper kam. Um die Ecke aus einem Schleifweg bog die alte Semmelfrau vom Dorf drüben her, auf ihrem Köterkarren hockend; ein ſchußſcheuer Jagdhund zog ihn, der einem Nachbarförſter aus der Art geſchlagen war. Unſre Teckel, keifend, auf ihn los. Der Hochbeinige weiß nicht, was er dazu ſagen ſoll; den Schwanz eingeklemmt, ſetzt er ſich in Trab. Die Kleinen blaffen luſtiger. Er begreift; und huſſa, alle Schwänze hoch, ſtiebt die wilde Jagd, ſchneeumſpritzt, bellend und belfernd den Weg hinunter, die falſche Richtung für die gute alte Frau, die ſchimpfend und jammernd auf dem ſtuckernden Wagen ſitzt, mit beiden Armen ihre Semmelkiepe umklammernd. Wir, lachend, hinterdrein mit langen Sätzen; am Bahndamm unten holen wir ſie endlich ein. Die Teckel drücken ſich beſchämt zu ihren Herren; wir lohnen die Alte ab. Und ich denke wieder an den lieben Gott.

Schwitzend ſchreiten wir weiter. Der Schnee fängt an zu blenden und den Augen weh zu tun; die Bahnſchienen flimmern. Von der andern Seite her taucht funkelnd ein Flintenlauf über den Damm, eine wohlbekannte Mütze aus Otterfell. „Der Nachbarförſter", ſagt jemand ſcheu; Einer wird bleich wie der Schnee. Jetzt ſteht der Alte oben, ſtraff, im grünen Galaſtaat, die nackte rote Fauſt auf der Krone des Hirſchfängers. Sein grauer Kinnbart perlt von Eis, die große Hakennaſe wirft einen Schatten über die Backenfurchen bis zum Ohr; ſuchend brennen ſeine ſtahlblauen Augen. „Komm her!" ruft er heiſer. Der Bleichgewordene gehorcht. Nun ſtehn ſie mitten auf dem Damm, im ſtechenden Licht. „Zieh den Handſchuh ab!" hör ich mit Grauen, fühlend, wie ſich der Alte beherrſcht. „Wo haſt du den Ring?" fragt er drohend. Keine Antwort. Der Alte zittert. Seine Finger ſpannen ſich um den Hirſchfängergriff. Ein Ruck: die Schneide blitzt. Bis zur Hälfte; hohnlachend ſtößt er ſie zurück. Mit unſäglicher Verachtung ſpeit er in den Schnee, zum Gehn gewendet. „Vater!" ſchreie ich auf, in die Kniee ſtürzend. Er geht.

Ein Krampf ſchüttelt mich. Meine ſtarren Augäpfel ſehen mich zucken; in weiter Ferne. Sauſend peitſchen ſchwere ſpitze Büſchel, Kiefernzacken, gegen meine Stirne. Sie verwandeln ſich. Stecheichenzweige rauſchen um mich her; ich ſehe, wie die roten Beeren lange Kurven durch mein graues Atemnetz reißen. Aber eine weiche Hand legt mir immer wieder, ſchmeichelnd, ihre Finger durch die Haare. Die gepreßten Zähne löſen ſich; ich glaube, ich werde ein Anderer. Der liegt zu ihren Füßen, den Kopf in ihren Schooß gedrückt. „Lebſt du denn noch?" fragt er verwundert. Sie läßt ſich in den Lehnſtuhl gleiten; das ferne Rot des Frühlingsabends vergoldet ihre hellbraunen Flechten. Neben ihr, auf meinem Schreibtiſch, ſteht ein zartes venezianiſches Kelchglas, purpurzart, ein Lilienkelch, golddurchrieſelt, und ein meergrün ſchillerndes Schlänglein ringelt ſich darum

empor. Ein Stecheichenblatt ſtarrt aus dem Kelch, und eine wachsbleiche Hyazinthe. Die hat ſie mir eben gebracht; die üppige Blüte berauſcht mich.

„Gieb mir den Ring!“ ſchmeichelt ſie. „Ich kann nicht“, ſteht er mühſam; und ich höre ihn mit beklommener Stimme die Geſchichte des Ringes erzählen. Den hat der Urgroßvater ſeines Vaters, der Huſarenwachtmeiſter, nach der Schlacht bei Torgau, für ſeine Tapferkeit und lange Treue, aus des alten Ziethens eigner Hand empfangen; vielleicht ſogar vom großen Friedrich ſelbſt. Er betrachtet das eingepreßte Eiſenbild des Königs in dem dünnen goldenen Reifen: „und immer der Älteſte erbt ihn.“ Ich höre ſeine Worte wie im Traum; es iſt, als ob ich ſie in einem Buche leſe. „Gieb mir den Ring!“ ſchmeichelt ſie. Er kämpft mit ſich. „Haſt du Gewiſſensbiſſe?“ flüſtert ſie; „Du —?“

Was! Will ſie mich verſpotten? Ich preſſe drohend meine Zähne an die Knöchel ihrer Hand. Sie nimmt ſie lächelnd vom Knie, hält mir die Hyazinthe an die Lippen. Ich ſchlürfe den Geruch und erinnere mich; „du haſt ihn ja ſchon“, entgegne ich und blicke auf ihre Finger nieder. „Den andern noch“, ſchmeichelt ſie; „den Ring der Andren!“ Ihre grauen Augen werden immer beſtrickender.

Ich fühle ein heftiges Zittern; am liebſten möcht ich ſie wieder erwürgen. Dann könnte ich wieder der Andren treu ſein, die meine Kinder geboren hat. Meine Blicke heften ſich herzverwirrt auf den Rubin an meiner Linken; er perlt wie Blut aus einer friſchen Wunde. „Gewiſſen iſt der Spuk des toten Gottes“, ſpricht ſie auf einmal meine Gedanken aus, mir ins Ohr. Ich weiß nicht, ob ſie es höhniſch meint. Ich will's ihr erklären; ſie erhebt ſich. „Du biſt zu gut,“ haucht ſie geſpenſtiſch — „nur gute Menſchen haben ein ſchlechtes Gewiſſen; — ich hatte nie eins“ — und ſtreift mir den Ring ab. Ich will es ihr wehren; ſie entſchwebt. Ich will ihr

nachſtürzen, vergebens; meine Kniee winden ſich gebannt am Boden. Ich ſuche das Wort, das mich frei macht.

Ich ſtammle Verſe, lange flehende Zeilen; ſie verliert ſich immer ferner in die Nacht. Ich ſehe ſie geiſterbleich verſchwinden; nur der Rubin glüht noch wie Blut im Mondlicht. Nein, wie ein Wundmal; der tote Freund! mit ſeiner Geige ſchwebt er herbei. Zu meinen Verſen beginnt er zu ſpielen: ferne flehende Töne: von einer Seele, die ihm untreu ward. Die runde Wunde ſeiner Stirne tut ſich auf; Blutstropfen perlen aus der kleinen Öffnung, bei jedem Bogenſtrich, die bleiche Schläfe nieder, in den Schnee. Immer näher ſchwebt die rote Spur; die geſchloſſenen Augenlider zucken, bleicher als ſein Sterbehemd, und ich ſuche das Wort, das Wort — in unſrer Kindheit wußten wir's.

Er ſchlägt die Augen auf, der Geigenbogen ſtockt, ein Schrecken ſchlägt mich: das ſind nicht ſeine Augen! das iſt die „Andre"! — Meine Blicke erlahmen, mein Mund verſagt; meine Finger krümmen ſich, ihr Gewand zu betaſten — hilf mir! das Wort! — Sie weiſt auf meinen ſtarren Körper: lange Ketten Verſe, wie Spruchbänder, umſchnüren meine gezerrte Kehle. Ich leſe und leſe, mir graut:

Schwere Ringe ... wirb ... ich werbe ...
leere Schlinge ... deine Meinung —
dunkle Kammer ... uralt Erbe ...
Irrtum ... Jammer ... wird Erſcheinung —

Wer ſprengt die Ketten?! Die Tür ſpringt auf. Lichtſchein wie Nadelſtiche prallt mir entgegen. Auf der Schwelle ſteht meine Mutter; mit unſäglichem Kummer blickt ſie mich an. Meine Arme mühn ſich nach ihr; vergebens. „Sünde an der Mutter deiner Kinder?!" ringt es ſich von ihren Lippen. Mutter! will ich ſie anflehn; ſie wehrt mir. „Das iſt Sünde an Gott!" flüſtert ſie weiter. Gott! ringt ſich's von meinen Lippen, laut, das Wort ... ich bin wach.

Durch die dunkle Stube lag ein ſchmaler Streifen Mondlicht grell bis auf mein Bett; er zuckte. Ich ſah zum Fenſter; da war kein Spalt. Ich wandte den Blick ab; der Streifen glitt mit. Ich weiß nicht, was für ein Licht ſo zuckte.

Wenn dich zwiſchen Schlaf und Schlaf
um Mitternacht
dein raſend klopfendes Herz
aus deinen Träumen jagt
— furchtſam ſtockt dein Atem —
und ſich durch dein finſtres Zimmer
weiße Schatten vor dir flüchten:
kennſt du dieſes Grauen? —
Wenn dann aus dem toten Raum
mit ſtarren Augen
ein geliebtes Geſicht
lautlos dir entgegenſcheint
und leben möchte:
kennſt du dieſes Grauen? —
Mit eignen Händen
willſt du nach dir greifen
und dich erwürgen
für eine Schuld...

Dritter Traum

Ich habe ſie doch vielleicht umgebracht. Warum ſollte es auch unmöglich ſein? Ich habe doch einſt ſogar ein Kind umgebracht, ein kleines, hübſches, unſchuldiges Kind. Und damals glaubte ich doch ſogar noch an Gott, an die Hölle und ans Jüngſte Gericht. Damals war ich ein ſchwediſcher Küraſſier, bei den ſakriſchen deutſchen Proteſtanten, und wir brandſchatzten ein katholiſches Pfarrdorf. Ah, ich fühle wieder die himmliſche Mordluſt, wie ſich die Bauernweiber wehrten, die

wir ins Spinnhaus eingeſperrt hatten. Und da ſpießte ich einfach der Ungeberdigſten das ſchreiende Kind aus den Armen weg und ſchmiß es im Bogen in den Dorfteich. Ich ſehe noch deutlich die kleine Hand, die aus dem ſumpfigen Waſſer herausſtak, als wir nachher von den Weibern kamen; ganz mit geronnenem Blut bedeckt, ſo ſtak ſie zwiſchen den Binſen heraus, wie eine dicke rote Tulpe. Ich habe aber kein Grauen davor; es weiß ja keiner mehr, daß ich es tat. Ich darf mich nur nicht ſelber verraten, wenn ſie mich doch vielleicht vor Gericht ſtellen.

Wenn ich mich blos erinnern könnte, welche von Beiden ich umgebracht habe. Doch nicht die Mutter meiner Kinder? Die hat mir ja immer alles verziehen. Aber die Andre hat ſich ja ſelbſt umgebracht; deren Hand kann doch nicht gegen mich zeugen. Jedenfalls muß ich zu der Beerdigung gehen; ſonſt könnten die Leute Verdacht auf mich werfen. Und ich muß ihr einen Strauß auf den Sarg legen, einen großen ſchweren Tulpenſtrauß, damit ſie die Hand nicht herausſtecken kann. Aber weiße Tulpen müſſen es ſein; die roten riechen auf einmal ſo ſtark, es iſt der reine Leichengeruch. Warum ſieht mich der Blumenhändler ſo an? mit richtigen Totengräberaugen! — Ich will auch weiße Tulpen nicht! die ſehen noch leichenhafter aus! — Er lacht; ich verlaſſe eilig den Laden.

Auf der Straße iſt ſo bleiches Licht, wie ich noch niemals erlebt habe. Ich kann mich kaum ſchleppen in dieſem Licht, ſo weltſchwer hängt es um meinen Kopf. Es geht auch kein Menſch auf der bleichen Straße, und die Häuſer ſind wie aus Schatten gebaut. Wenn ich nicht wüßte, wo ich bin, könnte ich an ein Geiſterland glauben. Aber es macht mich ſchwach, dieſes Licht; es iſt, als ob es mich auspreſſen möchte. Und ich will und will mich nicht ſchwach machen laſſen; keine Seele der Welt darf in meine Seele. Dann muß ich mich aber bei Kräften halten, mein Körper iſt ſchon wie ausgehöhlt. Ach ja, ich werde wohl Hunger haben; ich habe ja heute noch nichts gegeſſen.

Ich mache ein harmloſes Geſicht und trete in einen Schlachterladen. Die Schlachtersfrau blickt mich fragend an — ganz ſtill und fragend — was blickt ſie nur! — „Geben Sie mir dies kleine Stück Fleiſchwurſt!“ ſage ich langſam mit ruhiger Stimme, als ob ich gar keinen Hunger hätte. Sie blickt mich wieder wortlos an und legt das Stück Wurſt auf ein weißes Papier, reicht es mir über den Ladentiſch. Ich will es nehmen und kann mich nicht rühren: ich erkenne auf einmal, es iſt keine Wurſt: es iſt eine kleine Kinderhand, ganz mit geronnenem Blut überzogen. Ich ſtarre der Frau verſtört in die Augen: es ſind die Augen des Bauernweibes, dem ich vor Zeiten Gewalt antat. Ich faſſe mich endlich und tappe hinaus; hinter mir her tönt ein dumpfes Lachen.

Ich tappe mich wie durch Nebel weiter und komme an eine Frühſtückshalle. Da ſitzen wohl hundert eſſende Menſchen hinter der großen Fenſterſcheibe; da wird mich wohl keiner beobachten. Ich ſetze mich ganz in den Schatten hinten und beſtelle irgend ein raſches Gericht. Es iſt ſo laut in dem halbdunkeln Raum, daß ich kaum meine eignen Worte verſtehe. Das Schenkmädchen bringt mir friſchen Hummer und wünſcht mir freundlich guten Appetit. Es freut mich auch wirklich, wie gut er riecht; aber was ſteht ſie und wartet noch! Ich darf mir aber nichts anmerken laſſen; vielleicht will ſie blos ihr Geld bald haben. Ich bezahle; ſie bleibt noch immer ſtehen. Es wird mir ſchwer, ſie nicht anzuſchreien; aber ich nicke ihr ruhig zu und greife raſch nach dem Hummerteller. Ich will mir ſacht eine Schere abbrechen; aber was iſt das, was iſt das nur?! Ich fühle mich bis in die Lippen erbleichen: es iſt eine kleine rote Hand, und ein Leichengeruch ſchlägt mir entgegen. Und alle Menſchen blicken mich an, wohl hundert menſchliche Augenpaare blicken mich unabwendbar an. Und alle ſitzen ſo ſtill wie Geiſter; kein Laut iſt mehr in dem halbdunkeln Raum. Ich taſte mich mühſam zur Tür und ins Freie; ein brauſendes Lachen ſchallt mir nach.

Wo kann ich nur etwas zu eſſen bekommen! Wenn ich noch lange ſo ſchweigſam herumgehe, werde ich ohnmächtig vor Hunger. Es iſt nicht, weil mein Geheimnis mich würgt; nur, es ſtachelt mich immer ſtärker, mir die herrlichſten Speiſen auszumalen. Halt, ich werde mal wieder den Maler beſuchen, der immer ſo köſtliche Späße macht; der wird mich auf andre Gedanken bringen. Ich ſehe, er malt an einem Fruchtſtück; eine große goldgelbe Ananas ſteht auf der malachitgrünen Schüſſel, ein paar rote Tomaten liegen daneben. „Darf ich mir eine Tomate nehmen?“ frage ich ihn ganz unbefangen; „Tomaten ſind mein Leibgericht.“ Er malt ſchweigend weiter; was ſchweigt er nur? — „Machen Sie doch nicht ſolche Späße!“ ſtammle ich plötzlich und ſehe entſetzt: er malt eine rote Kinderhand. „Lachen Sie nicht!“ beherrſche ich mich; „Tomaten ſind wirklich mein Leibgericht!“ — Er lacht aber garnicht, er lächelt nur — er blickt mir nur ſonderbar in die Augen und ſagt mit teilnahmvoller Stimme: „Sie haben ſich wohl in der Tür geirrt, die Tür zum Gerichtsſaal iſt nebenan.“

Ich bin einen Augenblick wie im Traum; ich fühle nur wieder wie durch Nebel, daß der Maler ſanft den Arm um mich legt und meine tappenden Schritte leitet und die Tür des Saales hinter mir ſchließt. Ich möchte aufwachen aus dieſem Traum; ich glaube mich doch genau zu erinnern, daß ich in Wirklichkeit Niemand umgebracht habe, weder die Eine noch die Andre; aber iſt das auch wirklich die Wirklichkeit? Ich bin ja ſchon öfters im Traum erwacht, und dann wars trotzdem nur wieder geträumt. Ich will mich lieber zuſammennehmen, daß ich nichts von meinem Geheimnis verrate; mit keinem Wörtchen, mit keiner Miene. Ich ſehe mir meine Richter an.

Ob ich vor einem Vehmgericht ſtehe? Regungslos ſitzen ſie mir gegenüber, elf ſchwarzvermummte ſtille Geſtalten, mit Augenlöchern in den Kapuzen. Es funkeln aber nicht Augen

darin; es ſchauen mich aus den ſchwarzen Masken nur lauter noch ſchwärzere Löcher an. Ob es vielleicht lauter Schatten ſind, die in den hohlen Gewändern ſitzen? Ob es vielleicht doch Geiſter gibt? Denn in der Mitte ſitzt Einer ohne Maske, mit geſchloſſenen Augen wie ein Toter, mit ſilberweißem Haupthaar und Bart, und mit ewig gebieteriſcher Stirn; vor dieſer Stirn hat mir oftmals gebangt. Ich weiß nicht, iſts meines Vaters Stirn? Ich weiß nicht, iſts eines Gottes Stirn? Wenn lauter Geiſter da vor mir ſind, muß dann nicht auch ein Obergeiſt ſein?! Könnte ich nur ſeine Augen ſehn! Vielleicht ſind es doch meines Vaters Augen; meines Vaters herrliche ſtahlblaue Augen, die mich oftmals ſo hart und zornig anſtrahlten, und doch ſo glutweich im hellſten Zorn, und dann ſo ſpöttiſch verzeihungswarm. Aber er ſitzt da ſo ſtarr und kalt jetzt, als werde er die geſchloſſenen Augen nie wieder zu ſeinem Sohn hin öffnen; es ſei denn, ich öffne ihm mein Gewiſſen. Sie ſitzen alle ſo ſtarr und kalt, als wollten ſie ewig darauf warten. Ich fühle, ich muß wohl endlich ſprechen.

Meine Herren Richter! beginne ich unverzagt: ich habe wirklich ein reines Gewiſſen. Denn geſetzt auch, ich hätte ſie umgebracht, ſo hätten doch beide ſich ſelbſt umgebracht. Denn die Eine, die wirklich ſich ſelbſt umgebracht hat, die hat ſich auch ſelbſt dazu gebracht. Denn da ſie kein Gewiſſen gehabt hat, ſo hat ſie mir mein Gewiſſen genommen und hat es dann nicht ertragen können. Denn die Andre, der mein Gewiſſen gehörte, und die mir drum immer alles verzieh — denn ſonſt hätte ich mir's nicht wegnehmen laſſen —: die hat das nicht länger verzeihen können. Denn da ich kein Gewiſſen mehr hatte, und wenn ſie deswegen — was ich nicht weiß — vor Gram zu Grunde gegangen iſt, ſo iſt auch ſie im Grunde von ſelbſt und an ſich ſelbſt zu Grunde gegangen. Denn wenn ich es auch gewollt haben ſollte, ſo hat es, meine Herren Richter, doch im Grunde ein Anderer gewollt. Denn wenn ich jetzt hier vor Ihnen ſtehe

— und wenn, wie ich ſehe, mein Vater jetzt Gott iſt — ſo bin ich im Grunde der Sohn meines Vaters, und mein Wille iſt Gottes Wille geweſen. Wenn alſo ich, meine Herren Richter — nein, nicht ich, wenn ich Gottes Sohn bin —: wenn alſo Gott, meine Herren Richter, Eine von Beiden umgebracht hat — nein, die Andre — nein, Beide — nein, alle Andern — —

Ich ſtocke plötzlich und kann nur noch ſtottern; ich merke, ich habe mich verwirrt. Ich ſuche im Blick meiner Richter zu leſen und ſehe nur lauter ſchwarze Löcher. Ich blicke hilflos den Einen an, der herrlich in ihrer Mitte ſitzt, und erbange vor ſeiner klaren Stirn; mich befällt auf einmal dumpf ein Erinnern, als ob ich ſeit unvordenklichen Zeiten unzählige Seelen umgebracht habe. Und da endlich tut Gott mir die Augen auf: meines Vaters ſtrahlende blaue Augen tut er aus ewiger Ruhe auf und fragt meine Seele: „bekennſt du dich ſchuldig?“ — Ich höre mein Herz in ſeiner Stimme und ſehe mein Leben in ſeinen Augen. Ich weiß, ich brauche nur Nein zu ſagen, dann bin ich auf ewig freigeſprochen. Ich fühle das Nein ſchon auf den Lippen; ich brauche nur den Mund aufzutun, dann bin ich von all der Mühſal erlöſt. Und ich tue ihn auf und — ſage „ja“.

Ein Schrecken befällt mich wie ein Schlag. Ich fühle betäubt mein Bewußtſein ſchwinden; mir iſt, ich ſtürze endlos hinab, durch dunkle, bodenloſe Räume. Oder ſtürze ich endlos empor? Ich höre von oben her ſingende Stimmen; ſind's Menſchenſtimmen? ſind's Geiſterſtimmen? Sie ſingen mich wieder zur Beſinnung — von fern her ſingen zwei Frauenſtimmen —: Von wannen, von wannen? — von wannen dein Träumen! — befreie dich, Seele — von Zeiten, von Räumen! — ſie verklingen. Ich ſchlage mühſam die Augen auf; ich ſehe mich durch ein Bogentor ſchreiten.

Es iſt noch immer ſo weltſchweres Licht, wie ich noch niemals erlebt habe; ein totengelbes Abendlicht. Nur vor mir

her, da ſchreitet ein Mann in richterlichem ſchwarzem Talar, auf deſſen Schritte ich horchen muß, dann wird das ſchwere Licht mir leichter. Sie tönen mir ſeltſam vertraut, dieſe Schritte; ich muß ſie ſchon öfters vernommen haben und ihnen ſo Schritt für Schritt gefolgt ſein, wie ich jetzt ihnen Schritt zu halten ſuche unter der dröhnenden Bogenhalle. Iſt es mein Vater? mein Herz ſagt nein. Und da höre ich hinter mir noch ſolche Schritte; nur ungewiſſere, haltloſere. Ich wende mich und ſtehe erſtaunt; und auch der Mann vor mir wendet ſich. Ich ſehe, hinter mir geht der Jüngling, der ich vor Jahren geweſen bin; ich ſehe, vor mir ſteht der Mann, der ich in Zukunft ſein werde. Er winkt mir kurz, und es weht ſein Talar, und wir ſchreiten im Gleichſchritt zum Tor hinaus. Und es weht ſein Talar, und mit lautloſem Schritt ſchreitet der Mann aus ſich ſelbſt heraus und entſchwindet meinem gebannten Blick. Denn mein Blick hängt an einem väterlichen, ewig gebieteriſchen Greis, der an Stelle Jenes verblieben iſt, und der mir weiterzufolgen winkt. So kommen wir an ein Hafenwaſſer.

Wohl unabſehbar dehnt ſich das Waſſer unter dem totengelben Himmel. Viele große Schiffe lagern darauf, mit hohen reichbewimpelten Maſten; aber das Gelbe laſtet ſo nachtſchwer, daß keine Farben mehr dämmern können. Alles, die Schiffe, die Wimpel, das Waſſer, ſcheint alles ſo ſchwarz aus Schatten geſchaffen wie der Talar meines greiſen Führers; nur ſein weißes Haar ſchimmert ſilbern im Zwielicht. Was ſind das für Schiffe? frage ich zweifelnd. „Wirkliche Schiffe“ — entgegnet er tonlos und weiſt auf ein Dock am weſtlichen Himmel. Kein Laut von Arbeit kommt aus den Werften her; der ganze Hafen ſcheint ausgeſtorben. Die ſchwarzen Stützpfoſten um die Hellingen ragen ſtarr am Horizont entlang wie ein auferſtandener kahler Hain von urſintflutlichen Rieſenſtauden. Nur aus dem weſtlichen Saum des Haines taucht klumpenhaft etwas Graues hoch und regt ſich in der

ſchweren Stille; es regt ſich wie das felſengraue, urſchwere Haupt eines Elefanten. Iſts eines ſpukhaften Götzen Haupt? iſts eines Gottes heiliger Scheitel? Mein Führer aber winkt mir zu ſchauen.

Und was wie ein Haupt war, beginnt zu erglänzen, und entſteigt dem ſchwarz aufſtarrenden Hain, und iſt ein großer glanzvoller Mond. Er glänzt nicht ſo fahl wie ein nächtlicher Mond, er glänzt nicht ſo grell wie die tägliche Sonne; er glänzt wie ein Tautropfen in der Frühe, und alle Farben klären ſich auf. Und nun wendet mein Führer ſein greiſes Antlitz blauäugig nach dem öſtlichen Himmel, und mit langſam gebieteriſcher Hand entwinkt er der verklärten Nacht einen zweiten ſolchen glanzvollen Mond. „Wiſſe, du ſollſt an Geiſtermacht glauben" — haucht er mir in mein ſchauerndes Herz und entſchwebt dem einen der Monde zu. Bin ich erblindet von ſeinem Anhauch? ich ſehe auf einmal nur lauter Licht. Ich fühle nur blindlings ein leuchtendes Schweben ins grenzenloſe Blaue hinein. Ich ahne dunkel, ich ſelbſt bin der Greis; er iſt wohl dem andern Mond zugeſchwebt? Ich ſchwebe mit ausgebreiteten Armen und raumentrückten Augen gleich ihm.

Das Leuchten wird immer feuriger; ich atme entzückt die zarte Glut. Ich höre von oben her ſingende Stimmen, zweiſtimmig aus unſichtbarer Ferne. Sind's wieder die Seelen der Geiſtinnen beide? erwarten ſie mich auf den ſtrahlenden Monden? Sie ſingen mich weiter und weiter hinauf: Ins Weite, Seele — von wannen dein Träumen! — erwache ins Freie — von Zeiten, von Räumen! — ſie nahen mir. Sie nahen wie ſchüchterne Lüfte ſo lind; ſie küſſen mir meine entbreiteten Hände. In meinen Handflächen ruhn ihre Lippen, mein Herzblut ſtrömt ihren Küſſen zu. Sie küſſen immer herzinniger, und andere Geiſtinnen ſingen von oben. Wollen Sie mir mein Leben ausküſſen? „befreie dich, Seele", ſingen ſie. Leben ſie nur, wenn Ich ſie belebe? „erwache, Seele", ver-

klingen ſie. Ich raffe all meine Herzkraft zuſammen; ein leeres Grauſen ſtöhnt aus mir auf. Ich will mich den tötlichen Küſſen entwinden; wie ein Gekreuzigter ſchwebe ich machtlos. Ich krümme mit letzter Gewalt meine Finger, und während ein herzzerreißender Klageſchrei mir die glanzgebadeten Augen aufreißt, höre ich, daß es mein eigener Schrei iſt, von dem ich unter Tränen erwacht bin.

Ich lag wirklich wie ein Gekreuzigter da, mit ausgebreiteten Armen im Dunkeln, die Handflächen über den Bettrand geſtreckt, rechts und links in die ſchwarze Luft. Ich ſchob meine halb erſtarrten Glieder langſam in eine andere Lage und machte die Augen wieder zu; die ruhige Finſternis tat mir wohl nach der tollen Seelenfeuersbrunſt. Ich nahm mir vor: wenn ich wieder ſo träumte, ſofort an meinen Körper zu denken.

Befreie dich, Seele,
von Zeiten, von Räumen,
erwache ins Weite,
von wannen dein Träumen;
von wannen, von wannen? —
Von Räumen, von Zeiten,
die ewig bleiben,
erwache, Seele,
du kannſt ſie vertreiben,
von dannen, von dannen,
ins Weite all dein Träumen bannen! —

Vierter Traum

Aber ich muß doch zu ihrer Beerdigung gehen. Oder wenigſtens ihre Gräber beſuchen. Denn beerdigt ſind ſie wohl nun ſchon lange; ich war ja bei ihrer Feuerbeſtattung. Könnte ich nur die richtige Grabkammer finden! ich muß mich hier unten

verlaufen haben. Wo mag das Urnengewölbe denn ſein! hier ſind ja nur lauter Schädelkammern. Und die Gänge dazwiſchen ſo ſchlecht beleuchtet, daß man jeden Sinn für Richtung verliert. Wenn ich zurück auf den oberen Friedhof komme, werde ich den Verwaltungsrat anregen, beſſere Wegweiſer einzurichten. Aber wie komme ich endlich hinauf! Ich erinnere mich, geleſen zu haben, es ſollen ſchon Leute umgekommen ſein in dieſen verwirrenden Katakomben.

Woher nur das Licht in den Schädelkammern kommt? Es iſt nicht elektriſch angelegt; es wird wohl eine Art Oberlicht ſein. Darum flimmern wohl auch die Gänge dazwiſchen ſo unterirdiſch dumpf und trüb. Ich werde jetzt nicht mehr nach rechts noch links blicken, ſondern immer den Gang gradaus verfolgen, nach der ſonderbar hellen Öffnung da vorn. Sie ſteht wie ein weißes Rechteck im Düſtern; da muß eine Tür ins Freie ſein. Sie ſcheint auch allmählich noch heller zu werden; beinahe blendet ſie mich ſchon. Das Weiße kann aber kein Luftweiß ſein; es ſteht wie aus Stein ſo unbewegt. Es grenzt ſich ſo grell ab, ich muß meine Augen ſchließen. Ich gehe aber doch grad drauflos; ich ſpüre, wie ich hindurchſchreite. Es atmet ſich auf einmal viel leichter; es muß alſo doch eine Luftöffnung ſein. Ich ſchlage die Augen auf und ſehe: hoch über mir blaut der freie Himmel.

Ich ſeh es und ſeh es: hoch über mir — und über vier hohen weißblanken Mauern, die ſenkrecht um mich emporſteigen. Soll ich denn wirklich nie wieder herausfinden aus dieſem ſinnloſen Labyrinth? Ich will aber nicht die Faſſung verlieren. Ich weiß ja ſeit lange aus Erfahrung: ich muß nur an meinen Körper denken, dann kommt auch die Seele wieder zu Sinnen. Ich werde mir alſo den Raum erſt betrachten, ob er nicht doch eine Auffahrt hat. Er hat vier glatte kriſtallblanke Wände, aus lauter quadratiſchen Feldern gebildet. In der Mitte jedes Feldes ein Goldſtern, entzückend in den Kriſtall eingeſchliffen;

aber nirgends ein Halt, um hinaufzukommen. Es iſt ein weiter leerer Saal; es ſcheint nichts als eine Art Luftſchacht zu ſein. Aber ſieh, er hat ja noch eine Tür: grad gegenüber der andern Tür, durch die ich hereingekommen bin. Und da iſt ja ein Handgriff an der Kante, in den eine Schnur aus den Gängen her mündet; das ſoll gewiß eine Richtſchnur ſein. Ich faſſe die Schnur, um weiterzugehen, mit einem letzten Blick zurück.

Aber was iſt das? bin ich denn wirklich von Sinnen? Auch an der andern Tür drüben iſt ſolch ein Handgriff, in den eine ſolche Richtſchnur mündet. Die muß ich vorhin in den halbdunkeln Gängen beim Suchen überſehen haben. Aber die Türen ſind völlig gleichgeformt, und ich habe mich in dem leeren Saal fortwährend um mich ſelbſt gedreht; durch welche Tür bin ich nun gekommen? — Ich betaſte die Schnur und betaſte mich ſelbſt; es iſt alles vollkommen körperlich. Ich kann alſo ruhig weitergehn; wenn ich vorſichtig ſuche, wird ſich ſchon zeigen, ob es die richtige Richtung iſt. Ich taſte mich immer die Schnur entlang, von Zeit zu Zeit einen Handgriff ſtreifend; ich komme wieder an lauter Schädelkammern. Hier ſieht das Licht aber bleicher aus; und der Gang ſcheint allmählich tiefer zu ſinken. Dies Licht kann nicht von oben her kommen; es ſcheint aus dem Erdinnern aufgefangen. Die Schädel gleißen alle ſo weißblank wie die Kriſtallquadrate des leeren Saales vorhin, und doch iſt ringsherum tiefer Schatten. Und in all dieſen Schädeln haben einſt Welten geſpukt — mit Goldſternen drin und blauen Himmeln — und vielleicht auch mit einem ewigen Gott; ich fühle eine irrſinnige Luſt, in dieſen Schädeln nach Gott zu ſuchen. Ich laſſe aber die Schnur nicht los; ich will nicht wieder die Richtung verlieren.

Jetzt kommen auch Kammern mit Tierſchädeln; ſie ſchimmern ebenſo erdinnerlich. Was regt ſich da auf einmal im Schatten? Iſt es denn möglich, mein alter Getreuer?! Komm her, mein Teckel, was ſuchſt du denn! Was blickſt du mich ſo

innerlich an? Jawohl, ich habe dich umgebracht; aber was haſt du auch immer geknurrt, wenn die tote Dame mich küſſen wollte! Da hab ich dich doch vergiften müſſen! — Er blickt mich nur immer ſeelenvoll an, mit demſelben Blick noch, den er mir zuwarf, als er im Todeskampf vor mir lag; ganz ohne Vorwurf, ganz treu ergeben. Aber was will er denn noch, er lebt doch noch! Er will mich wohl in die Kammern locken? Ich nehme die Richtſchnur feſter zur Hand und erinnere mich an meinen Körper; ich werde einfach weiterſchreiten, der Hund iſt gewiß nichts als ein Spuk.

Nein, er folgt mir; ich höre ihn hinter mir. Ich bleibe ſtehen; da ſteht er auch ſtill. Ich drehe mich um; da legt er ſich. Ich locke ihn nochmals; er rührt ſich nicht. Er blickt mich nur immer inſtändig an mit ſeinen unendlich treuen Augen; und kaum beginne ich wieder zu ſchreiten, folgt er mir wieder Schritt für Schritt. Ich höre ſeine leiſen Zehen; ich ſpüre, wie ſein Blick an mir hängt. Ganz ohne Rachſucht, ganz voller Liebe; als ob der liebe Gott mir folgt. Wie dieſer Gottblick mich hinterrücks martert! Wenn er noch lange ſo anhänglich bleibt, bringe ich ihn zum zweiten Mal um! Aber ich darf doch die Richtſchnur nicht loslaſſen; ich komme ſonſt ſchließlich ſelbſt noch um, in dieſem wahnwitzigen Labyrinth. Halt: ſchimmert da vorn nicht wieder ein Lichtloch? das iſt wohl endlich die Urnenhalle. Jawohl, das Viereck wird immer heller; und die Schnur ſcheint grad draufhin zu leiten. Wenn ich nur raſcher vorwärts käme; wie Grabeslaſt iſt der Blick hinter mir! Ich zwinge meine Füße zu rennen. Ich kenche der lenchtenden Halle entgegen. Ich achte nicht den Schmerz meiner Augen. Ich taumle faſt in dem blendenden Viereck; hindurch! und pralle entſetzt zurück: ich ſtehe abermals in dem Kriſtallſaal, den offenen Himmel über mir —: ich bin im Kreiſe herumgeirrt.

Und was ſtöhnt da, was rührt ſich neben mir? Durch die Tür kommt der Teckel mir nachgeſchlichen! Ich ſehe jetzt dent-

lich, es iſt nur ein Schatten; ein Schatten mit gottergebenen Augen. Ich ſtürze in raſendem Haß auf ihn los; ich werde den Spuk nun endlich zerreißen! Mit beiden Händen packe ich ihn, am Genick, am Kreuz, und zerre und zerre. Er windet ſich unter meinem Griff; wie Kautſchuk ſpannt er ſich hin und her. Ich ſpüre verzweifelt, wie er mich lähmt: wie er nachgiebig meine Arme entmannt. Ich fühle bis innerſt in Leib und Seele: wenn ich dies Geſpenſt nicht bewältigen kann, bin ich machtlos für Zeit und Ewigkeit. Ich ſpanne all meine Nervenkraft an; und wenn mir Gehirn und Adern zerberſten! Und ein Ruck, ein leiſes erſterbendes Winſeln: o Wonne, ich habe den Schemen zerriſſen! Mit einem letzten hingebenden Blick zerfließt er in die leere Luft.

Ich ſtehe und zittre am ganzen Körper, vor Glück und Ermattung und neuer Verzweiflung. Ich ſtarre hinauf in den blauen Himmel: iſt kein Entrinnen aus dieſem kriſtallenen Grab? — Ich betaſte meine erſchöpften Glieder — warum muß ich nur immer an meinen Körper denken! — Es iſt doch garnicht mehr nötig jetzt; wer hat mir das eigentlich eingeredet? — Wie ſchön könnt ich ſchlafen in dieſem lautloſen Schacht. Ich bin ſo müde, ich höre mein Seelenſpiel klingen. Es rauſchen wohl Flügel oben im Blauen? Nein, ich glaube nicht; es iſt nichts zu ſehen. Doch: eine weiße Feder ſchwebt nieder. Wie eine Schneeflocke kommt ſie gewirbelt. Noch eine, noch eine, Flaum auf Flaum; grad in die Mitte des Saals herab. Immer mehr, immer mehr, weiße Flaumfederflocken; der ganze Boden liegt ſchon bedeckt. Ich muß zurück an die Wandfläche treten; es iſt ſchon ein Hügel, es wird ein Berg. O Seligkeit, das iſt ja die Rettung: der Berg wächſt immer höher hinauf! Schon ſteht er faſt ſo hoch wie der Schachtrand, und immer dichter häuft ſich das Flockengewimmel. Ich ſpringe mit beiden Füßen hinein; ich verſinke in dem bettweichen Schwall. Aber er ballt ſich unter mir; ich ſtampfe und ſtampfe, und es glückt. Ich ſtampfe mich

höher und höher hinan; es iſt, als federn mich Bälle empor. Ich kann kaum ſehen, ſo ſtiebt es um mich; und brennender Schweiß verſchließt mir die Augen.

Da: ein friſcher Lufthauch kühlt mir die Stirn: ich fühle entzückt, ich bin oben, oben! Meine Augen wagen wieder zu blinzeln, durch die feuchten, flaumverſchleierten Wimpern. Kein Federchen ſtiebt mehr, der Himmel blaut; es iſt eine überirdiſche Stille. Ich ſtehe auf ſteilem, ſchwankendem Gipfel; tief unter mir klafft der weiße Abgrund des labyrinthiſchen Schachtes herauf. O Seele, Seele, wie komm ich hinüber?! Sieh: rings um den Schacht, wie ein Garten Eden, liegt der blühende frühlingsgrüne Friedhof! — Und die Seele erklingt: Ich ſeh es, o Geiſt! Ich ſeh es durch Tränen, o göttlicher Geiſt, durch regenbogenfarbene Tränen! Ja, dein Gipfel ſchwankt, und ein Wind kommt gebrauſt, und du Schwankender weinſt und ich breite die Arme: wenn du jetzt, o Gottgeiſt, mich Seele erhörſt, will ich deiner Kraft trauen ewiglich! —

Horch: brauſt nicht der Wind beflügelnd, o Seele? und der Gipfel löſt ſich und ſchwebt und wird Wolke! Sieh, mit beiden Armen umſpanne ich ſie und ſchwebe über den Abgrund dahin. O, wie weich ſichs fliegt in dem leichten Flaum: ich fühle nicht Höhen, nicht Tiefen mehr. Ich fühle nur, wie mich die Windwolke ſchaukelt und mir ſüß alle Kräfte ſtachelt und kitzelt. Will ſie mir etwa mein Leben wegſchaukeln? Dann wiſſe, Seele: mein Körper lacht! Ich kann ſie loslaſſen, wenn ich will; ich bin ja befiedert über und über! Ich kann mit dir fliegen, wohin ich will; ich brauche ja nur den Flaum wegzublaſen! Ich blaſe und blaſe; was iſt denn das? ich blaſe mir ja in die eigne Naſe! Ich mache wohl ſelbſt den Wind, der ſo kitzelt? Ich nieſe, ich lache — lache — erwache.

Ich lag noch immer im dunkeln Bett, und ich hielt mein Kopfkiſſen in den Armen. Ich fühlte, daß eine kleine Feder aus dem zerknüllten Kiſſen herausſtak; ſie berührte noch meine

Naſenſpitze. Ich entfernte die Feder und legte das Kiſſen glatt; ein Stündchen hoffte ich doch noch zu ſchlafen. Der Morgen ſchien zwar bereits zu grauen; aber ich war noch müde genug.

Wenn über unſern tiefſten Verzweiflungen,
wo wir vor lauter geöffneten Not-Türen
nicht aus noch ein zu finden wiſſen,
ſtets eines Gottes Blick wachte —
Wenn unter unſern höchſten Entzückungen,
wo wir verſtummend vor Triumph
mit zitterndem Fußtritt
jede Gefahr zerſtampft zu haben meinen,
ſtets eines Gottes Ohr weilte —
Wenn zwiſchen unſern erhabenſten Gleichgiltigkeiten,
wo wir mit Adlerruhe
alle Verfolgung
Todes wie Lebens
in leere Luft verflogen wähnen,
ſtets eines Gottes herzliche Teilnahme ſchwebte —:
ich glaube, er würde vor Lachen ſterben ...

Fünfter Traum

Ja, meine Verfolger, ich lache euer! Denn ich kann fliegen, wenn ich will; ich kann aus eigener Willenskraft fliegen! Sie raſen hinter mir her wie gehetzt, eine Meute tobſüchtiger Jäger und Hunde. Aber hier, ich ſpanne nur meinen Mantel, dann bin ich ihrem Wahnſinn entrückt. Schon ſchwebe ich über den Eichenwipfeln und lache Halalî auf ſie nieder. Ich höre ſie brüllen: du Mörder, Mörder! und würden mich alle doch ſelbſt gern morden. Nackt ſind ſie auf die Jagd ausgezogen, aber dennoch war ich ſchneller als ſie. Wie ſie rachekeuchend mir nachſtarren, durch die kahlen Eichen die fahlen Geſichter, während ich höher und höher entſchwinde! Halalî Hallelûja lache ich nieder

und werfe ihnen Handgrüße zu: Ja, ihr ſeid auferſtanden zum jüngſten Gericht, ich aber fliege ins ewige Leben! —

Wie ſie kleiner und kleiner ſchrumpfen, die ſchreckbefallenen bleichen Leiber: wie Würmer wimmeln ſie durcheinander zwiſchen dem welkbraunen Laubwerk unten, wie ausgegrabene Engerlinge. Ich laſſe breit meinen Mantel fallen, um ihre klägliche Blöße zu decken. Schwer ſchwebt er hinab, denn ich ſchwebe hinan; mit ſchwimmenden Armen zerteil ich die Wolken. Was glänzt da her aus dem ſtahlblauen Äther? iſt es ein unbekannter Stern? — Halalî Hallelûja jauchzt mein erkennendes Herz: es iſt eine weltbeſtrahlende Stirn! Sei mir gegrüßt, pfadkundiger Wildrer, du Jagdherr der Frevler, Shakeſpear, Erhabener! — Er ſchlägt die entſchlafenen Augen nicht auf; traumſelig lächelt ſein Geiſthaupt nur und grüßt mich ſtumm und beſtrahlt meine Bahn. Es grüßen noch manche entſchlafene Geiſter mit ſternengleich aufſtrahlenden Stirnen und beleuchten meine erhabene Bahn. Es grüßen Rembrandt und Lionardo, und Dante und Goethe, Beethoven, Bach. Es grüßt auch mein Vater und meine Mutter; und fern ſtrahlt ein dornenkranztragendes Haupt.

Wo hab ich dies rührende Haupt ſchon geſehen? dies ſchmerzverklärend verzeihende Antlitz? in meiner Kindheit war es wohl. Ich möchte vorüber an dieſem Antlitz jetzt; aber dahinter iſt alles ſchwarz. Ich möchte dennoch vorüberſchweben; aber es zieht mich näher und näher. Es zieht mich mit ſeinem Dornenkranz an, der noch heller ſtrahlt als die träumende Stirn. Er ſtrahlt wie ein großes verzweigtes Neſt; das Gezweig wächſt immer größer ins Weite. Ich möchte dies wachſende Lichtneſt umkreiſen; aber es weitet ſich kreiſend um mich. Es wirbelt mich hoch wie einen Funken ins ſchwarze Unermeßliche. Ich blicke hinab, ich will's überſchauen: ich ſehe ein unermeßliches Helles. Ich ſehe ein grenzenlos ſchwebendes Lichtreich: ein tiefes, ringshin ruhendes Neſt von unzähligen kreiſenden

Sternenreihen, endlos verzweigt durch den ſchwarzen Raum. Mich weht ein Grauſen an, ich erkenne: ich bin in einer anderen Welt.

Das Grauſen weht inniger, es beſeligt; ich fühle, es will mich zur Ruhe wehen. Es weht mich hinab auf das träumende Haupt; wer biſt du, wer biſt du, entſchlafener Geiſt, auf deſſen Haupt mich ein Lichtreich wiegt? — Ich laſſe mich willig niederbewegen zu dem leuchtenden Scheitelpunkt in der Mitte; ich ſinke mit heller Heimatswonne immer tiefer hinein in das weltweite Neſt. Und was wie ein Punkt ſchien, iſt eine Wölbung, eine milchweiß geſtirnte unendliche Kuppel, auf deren Scheitelfläche der Neſtkranz ruht. Ich ſtaune hinab in den traumſtillen Kuppelraum, hinab durch das ſchimmernde Scheitelgewölbe: das iſt wohl Das, du erhabenes Haupt, was wir auf Erden die Milchſtraße nannten? Ja, ich ſehe ſie kreiſen in deinem Innern, die Sterne, die Sonnen und jene Erde, wie Blutzellkörperchen deiner Adern, du ſtrahlendes, dornenkranztragendes Haupt! Wie ſie zittern, die kleinen Seelchen alle, die ſich Welten dünken in ihrem Dunſtkreis: ich ſehe ſie deutlich erbeben im Nebel, vor Deiner weltbegrenzenden Stirn. Und ſind meinem Blick doch alle ſo fern, ſo grenzenlos fern wie jener Erdball, dem ich durch Wolken entronnen bin in dieſe verklärte andere Welt. Die Augen fallen mir zu vor Bangen: wer biſt du, wer biſt du, verklärender Geiſt? —

Ein ſilberhell klingendes Lachen weckt mich; hab ich's geträumt oder leben hier Menſchen? Nein, eine Lichtgeſtalt weilt vor mir; ich ſchnelle auf, eine Geiſtin umſchwebt mich. Hab ich ſie ſchon auf Erden gekannt? Ihre Augen ermunterm mein Herz ſo vertraut, als hätten ſie ſchon in früher Kindheit über meinen Spielen gewacht. Ihr Blick iſt ſo innig ſilbergrau, nein lichtſchwarz, nein tief von Herzen goldklar, ganz ſilber-und-gold-herzinnig klar; iſt es die Göttin Barmherzigkeit? — Sie lächelt, ſie läßt den Kopf etwas hängen; o ſüße Schelmin Barmherzig-

keit! Sie nickt mir nochmals von Herzen zu; ich lauſche, ich höre ihr Seelenſpiel klingen.

Die Erde ſchläft in Nebelſchleierſchein;
doch kann ihr Atem nicht ihr Leid verdecken.
Ihr träumt, ſie würde wach viel freier ſein;
es iſt wohl Zeit, daß wir ſie wecken?!

Ich ſtarre hinab, mir bangt aufs neue. Nein, fleht mein Blick, laß die Erdſeele ruhn! ſie iſt voll Rachſucht, ſie will nur morden; laß uns den Geiſt dieſes Lichtreiches wecken! — Die Geiſtin lächelt; weshalb nur wieder? aber ihr Lächeln ermutigt mich. Laß uns ihn wecken! verlangt mein Blick; Ihn, deſſen Haupt dieſe andre Welt trägt, doch unter deſſen träumender Stirn jene Erde uns noch immer bannt! Laß ſeine Augenſterne erſt leuchten, das wird uns erheben aus dieſem Bann! —

Sie lächelt und nickt, iſt nickend verſchwunden; ich greife verdutzt in leeren Glanz. Ich ſchwebe wieder allein in den Weiten; nur ihr ſilberhelles Gelächter klingt noch. Nein, auch ihr Blick iſt zurückgeblieben; wie ein goldenes Sternchen ſchwebt er vor mir, inmitten des ſilberweiß kreiſenden Neſtes. Oder nein, es iſt ja ein Doppelſternchen! Ja, ein goldklar flimmerndes Zwillingsſternchen! ein kleines wirbelndes Sternſeelenpärchen! zwei kleine glitzernde Seelenſternzellchen, die in eins zuſammenzuſprießen ſtreben. Ich greife danach, ich ſchrecke zurück: das eine ſpiegelt deutlich mein Bild. Ich ſeh mich hinauf in den Neſtkranz greifen, in das kreiſende Spiel des Sternengezweiges; — und ſpielt nicht im andern das Bild der Geiſtin? — Nein, ſchon ſind beide zuſammengeſproſſen; ich weiß nicht, ſpielt da *mein* oder *ihr* Bild? Es ſpielt mit den kreiſenden Neſtſternbällen, mit unzähligen, reihenweis wirbelnden, unendlich zellkleinen Zweigſternbällchen; und in jedem Zellſtern ſpielt wieder ſolch Bildchen. Ich will es faſſen; ich greife ins Unfaßbare. Ich merke, es ſchwebt weit über mir, unermeßlich

weit, und ſprießt weiter im Schweben, immer weiter in wirbelnden Sternbilderſpielen; es ſcheint nur ſo klein, weil's ſo grenzenlos fern iſt. Es wirbelt mich hoch, ſchon entwirbelt's dem Neſtkranz; und ſprießt immer wirbelnder über mir fort, und ein ſilberhelles Gelächter umſtürmt mich.

Ich muß mitlachen, ich blicke hinab; ganz zuſammengeſchnurrt in ſchwarzer Tiefe ſchwebt das weltweite Dornenneſt unter mir, nur wie ein flaches Korbflechtwerk noch, eine tellerförmige milchweiße Scheibe, auf der ſich ein rieſenhaft ſprudelnder, goldklar von Sternzellen ſtrudelnder, fort und fort wachſender Kreiſel dreht. Er ſchleudert mich mit im ſauſenden Umſchwung, immer höher den ſchwellenden Rand hinan; ich kann kaum noch das winzige Urzellbild ahnen, das in der Kreiſelſpitze da unten mit andern ſolchen Urbildern Ball ſpielt. Ich ahne nur, wie ſich aus jedem Bildſtrahl, den es hochſprudelt in den ſilbrigen Nebel, eine neue Schaar Goldſtrahlenbilder entpuppt, aus jedem Weltſternchen eine Sternenwelt, immer rieſenhafter emporgegliedert, ein unendlicher Springbrunn von Lichtpuppengliedern, und jedes Glied ſchon ein ganzes Weſen, ein ganzes Weltpuppengliederſpiel, das andere ſpielende Weltgliederpuppen nach allen Seiten entſpringen läßt. Ich möchte eins dieſer Weſen betrachten; ich ſchwebe ſo nahe an ſeiner Seite, ich kann ſeinen Atemkreis brauſen fühlen. Ich möchte erkennen, ob's Mann iſt, ob Weib; aber es dehnt ſeinen rieſigen Lichtnebelkörper, den Sterne um Sterne wie Flugſaat durchwirbeln, ſo ſtürmiſch ins Unermeßliche, daß ich wieder nichts weiter wahrnehmen kann als ein ſeelenvoll brauſendes Gelächter. Und wieder muß ich voll Bangen mitlachen, denn in all meinem Bangen ahne ich jetzt: vielleicht iſt dies unabſehbare Glanzſpiel, dieſer ganze erhabene Sternpuppenkreiſel auch wieder nur ein kleines Glied, vielleicht nur die unterſte Zehenſpitze von einer noch größeren Spielgeſtalt, die wieder noch größere ausſpielen kann — o laß dich erkennen, erhabenſtes Weſen! —

Ich ſtarre hinauf zu dem äußerſten Lichtſaum: könnt ich nur Einmal ein einziges Leuchten ſeiner Augenſterne aufſchimmern ſehn! Ich mühe mich, jäher emporzukreiſen, dem Bannkreis des Strudels noch näher zu ſteuern; mir iſt, ich tu's ſchon ſeit Ewigkeiten. Ich blicke zurück auf meine Flugbahn; das Sternennеſt unten iſt garnicht mehr ſichtbar, es ſcheint nur die allerunterſte Spitze dieſes ſchwebenden Weltenkreiſels zu ſein. Mir wird ſo hinſchwindend ſeelenweit, ich kann kaum mehr meine Bewegungen fühlen. Ich kann in dem wachſenden Lichtſeelennebel auch nichts mehr von meinem Körper ſehen; ich bin wohl ſelbſt eine Lichtwelt geworden. O könnt ich nur endlich das Augenlicht ſehen, dem all dieſe ſeligen Weltſpielpuppen aus ihren Kreiſen entgegenlachen! — Ich muß auf einmal auch ſelig lachen: ich ſehe urplötzlich im Innern des Kreiſels, rings unter mir, überallher aus den Nebeln, ganze Schwärme von Augenlichtern aufſchimmern: alle die hohen entſchlafenen Geiſter, die meine Bahn einſt beleuchtet haben, ſie erwachen aus ihren träumenden Tiefen und folgen mir höher mit lachenden Blicken. Es erwachen und lachen Rembrandt und Shakeſpear, Cervantes und Swift, Ariſtophanes, Nietzſche. Es lacht auch mein Vater, auch unſre Mütter, und jenes dornenumſpielte Haupt. Ich will es begrüßen, mein Gruß erſtarrt: aus ſeinem Blick lacht die Göttin Barmherzigkeit. Ich ſtarre hinab von Blick zu Blick: in allen den ſchwärmenden Augenſternen, ſelbſt in Euern Geſtirnen, Nietzſche, Rabelais, Shakeſpear, ihr wildeſten Schwärmer, ihr Freunde der Frevler, ſpielt das Bild der Göttin Barmherzigkeit. Mir ſchwindelt; ich muß wieder aufwärts blicken! O erwache auch Du, erhabenſtes Weſen, erwache aus deiner Gleichgiltigkeit! Erhebe mich endlich zu Deinem Blick! Entreiß mich all dieſen wachſamen Augen: ſie mahnen noch immer an jene Erde, die doch ſeit Ewigkeiten dahin iſt! Entpuppe dich endlich: wer biſt du, Du —

Ich horche erſchrocken: was lacht da „Du!"? Und ein Echo

lacht ſtürmiſch abermals „Du!“ Will das erhabenſte Weſen mich höhnen? O, nur höher! mir bangt nicht mehr! nur zu! — Ich ſteure noch jäher hinein in den Kreiſel, ich lache ſtürmiſch mit „Du, du, du!“ Ich laſſe mich ganz in den Lachſtrudel reißen: vielleicht kann ſelbſt das erhabenſte Weſen mich nur in ſeinem Innern erhören, da in der innerſten Achſe da! — Ja, ich höre, nun lacht es „Da, da, da“ —: und ſiehe, das ganze Weltpuppenſpiel beginnt zu nicken, wild, fern und nah. Und immer wilder, mir ſtockt das Herz: will es mich aus dem Gleichgewicht nicken? Nein, in ganz gleichwilden Weltkreiſen nickt es, kreisunter kreisüber mir — da, da, da — mit ſternklar barmherzigen Geiſterangen — und lacht ganz gleichgiltig „Ha-ha-hah.“ Es will mich gewiß nur in Sicherheit lachen; ja, die Achſe des Kreiſels iſt ſchon ganz nah. Ob ſich's da endlich entpuppen wird? Ja! All die Geiſter da lachen „Ja“ und nicken. Aber was iſt das? Ah —: die Achſe! — Sie dreht uns immer noch höher! aber mir ſtockt das Herz immer jäher: verliert ſie nicht doch jetzt das Gleichgewicht? — Nein, ſie verdreht wohl ihr Seelenlicht? Hahahah, ſie verdreht uns die Überſicht! Sie beginnt zu wackeln! o all ihr Geiſter: das erhabenſte Weſen ſcheint kopfſtehn zu wollen! —

Ich höre entſetzt: Alles lacht wieder „Ja!“ — Ha-ha-halt! Barmherzigkeit! Wenn wir fallen: wir fallen ins Bodenloſe da! — Da, was ſeh ich: allmächtiger Himmel, ja: es ſteht ja ſchon kopf! — es entpuppt ſich! — Ah — —: himmelhoch über mir ſteht etwas da: mittenauf aus den wackelnden Seelenwelten ſteht die Kreiſelkrone in Gloria — und iſt eine — was? — eine Sohle?? — ja: eine rieſige wacklige Weltſeelenſohle, von unzähligen Zehenſpitzen umzappelt. Ich erkenne, ſie will uns noch höher zappeln: ſie beſchirmt unſre Welt wie ein maßloſer Fallhut: wir zappeln in einer ungeheuren, allweltenhütenden Urweltpuppe, die auf ihrer Hutſpitze bodenlos kopfſteht, und deren Bauch ſich vor Lachen ſchüttelt. Er ſchüttelt uns mit, im-

mer mit, hahahah! Macht Halt, ihr Geiſter, ſonſt platzt er! Da —: er platzt — ich muß mich vor Lachen umdrehn. Hahahah, all die Weltgeiſter drehn ſich mit um! Hahahah, ſie verdrehn mir Hören und Sehen! Hahahah, das erhabenſte Weſen rächt ſich! Hahahah, es läßt mich vor Lachen ſterben — mir gehn alle Augen über, nein auf! — ja auf! endlich auf! — Was? — bin ich denn wach? —

Ja, ich ſaß mit offenen Augen im Bett; und mittenher durch mein halbdunkles Zimmer langte ein goldheller Morgenſtrahl, voll unzähliger wirbelnder Sonnenſtäubchen. Es war alſo doch ein Spalt in dem Fenſtervorhang. Ich ſtand auf, machte vollends hell nnd beſann mich; dann warf ich die abends empfangene Todesnachricht aus meinem Shakeſpear in den Papierkorb. Ich wußte nicht: ſollte ich wie ein Kind ein dankbares Morgengebet verrichten? oder Gott, Welt und Leben zum Teufel wünſchen? Ich weiß es noch heut nicht, du himmliſcher Quälgeiſt, o allbarmherzige Phantaſie!

Wer biſt du? „Wer du willſt!“
Wo wohnſt du? „Wo du's fühlſt!“
Lebſt wohl im Lichtſtrahl ſtill?
„Wohl auch im Staubgewühl!
Bürſt mein Hütlein,
klopf dein Kittlein,
ſo kannſt du merken, wer ich bin,
wieviel goldne Wunderwelten in uns glühn!“

* * *

Betrachtungen
über Kunst, Gott und die Welt
Auswahl

Kunſt und Volk

Neun Selbſtverſtändlichkeiten, die aber doch der Erklärung bedürfen

1. Die Kunſt beſteht in den Kunſtwerken, die nicht fürs Volk geſchaffen ſind, ſondern für Gott und die Welt, für die Seele der Menſchheit oder auch der Blumen auf dem Felde, für Alle und Keinen, fürs ewige Leben oder für ſonſt eine grenzenloſe Größe.

Das ſoll heißen:

Es werden ſehr viele Kunſtwerke gemacht, aber recht wenige machen die Kunſt aus. Kein Kunſtwerk mehrt den Kunſtbeſtand, durch das der Urheber irgend ein begrenztes Volk zu irgend einer beſtimmten Zeit für irgend ein bekanntes Ziel ausbilden will oder wollte. Die Volksbeglücker, die Volksveredler, die Volkserzieher und -verzieher mögen ein ſolches Werk mit Fug und Recht zu ihrer Zeit den Leuten anpreiſen; aber ſobald jenes Ziel erreicht oder aber als irrig erkannt iſt, verfällt ſolch Werk der Vergeſſenheit oder beſtenfalls der Kunſtgeſchichte, iſt überflüſſig und leer geworden, hat keinen belebenden Inhalt mehr. Freilich befaßt ſich alle Kunſt mit dem umgebenden Volks- und Zeitgeiſt als einem Teil ihres Stoffbeſtandes; aber nicht Das iſt ihr Lebensbeſtand, ſie geht nur aus von dieſer Umgebung, und ihr Ziel ſchwebt grade im Unfaßbaren. Beſtändiges Leben enthält nur die Kunſt, die jederzeit und immerfort hinaus ins Unbekannte weiſt, wie die Blumen blühen ins Blaue hinein. Und ſolche Kunſt ſchafft nur der Künſtler, der fürs Volk ein ewiges Rätſel bleibt. Er kennt nur Eine Beſtimmung des Schaffenden: die Geſetzgebung für das Unbeſtimmte. Er ſieht nur Eine Grenze des Schaffens: die Formlegung für das Unbegrenzte. Denn er ahnt nur Ein Ziel der menſchlichen Bildung: die Geſtaltung eines vollkommenen Weſens.

2. Der Kunſt gegenüber gibt es nur zwei Arten Volk: das menſchenwürdige und das hundsgemeine.

Das heißt:

Vollkommene Kunst wirkt nicht auf Jedermann als vollkommen, sondern höchstens auf solche Seelen, die selbst den Trieb zur Vollkommenheit haben und fremde Seelenkraft mitfühlen können. Hierzu aber verhilft kein besonderer Bildungsgrad, kein Wohlstand oder sonstiger Vorrang, der einzelnen Ständen und Klassen des Volkes — je nach dem Lauf der Zeiten — vergönnt ist, mag auch durch alldas die Freiheit und Freude des menschlichen Mitgefühls leichter erblühen. Dies Mitgefühl eignet vollkommen nur solchen Seelen, denen das menschliche Dasein unendlich mehr ist als eine Laufbahn zum Wohlbefinden, zum Vornehmtun oder Neunmalklugsein, nämlich ein steter gründlicher Antrieb zur Steigerung aller schaffenden Kräfte, ob für, ob gegen, ob durch einander. Das sind die menschenwürdigen Seelen, die auch die Kunst von Grund auf zu würdigen wissen. Sie pflanzen den Willen zur Menschheit fort, sie bilden in Wahrheit den Volksgeist und Zeitgeist und begeistern allmählich sogar die Halbwilligen; sie sind in jeder Volksschicht zu finden, wenn auch am meisten wahrscheinlich in jenen Schichten, die am eifrigsten für die Zukunft kämpfen. Wo sich der Sinn auf Vollkommenes richtet, ist „Volk" stets nur der Inbegriff der menschlich strebsamsten Volksgenossen, d. h. ein Unterbegriff der Menschheit; wer ein vollkommener Mensch sein könnte, der wäre natürlich auch im Besitz von jeder Vollkommenheit seines Volkes. Der Rest aber, der ewig rückständige, der wohlbestallte wie übelbestellte, der Bildungspöbel wie rohe Mob: je nun, der hält sich an die Art Kunst, die das Volk übers menschliche Dasein täuscht, mehr oder weniger hundsgemein. Doch ist auch diese Art Volk und Kunst im geistigen Haushalt der Menschheit vonnöten, denn eben ihr Widerstand reizt die andere Art zur beständigen Steigerung ihres Willens.

3. Keine Art Volk schafft jemals Kunst; jede Art Volk reizt die Künstler zum Schaffen.

Das will beſagen:

Die Kunſt, ſoweit ſie nicht Handwerk und Machwerk iſt, ſtellt eine unwillkürliche, unerklärliche Einſicht ins Leben vor, die ſtets nur Wenigen innewohnt und ſich nur durch eigentümlich geheimnisvolle, zwar den Sinnen vollkommen deutliche, doch dem Sinn vielfältig deutſame Bilder Anderen mitzuteilen vermag. Auch was man gewöhnlich Volkskunſt nennt, iſt niemals durch die gemeinſame Macht irgend eines Volkswillens entſtanden, ſondern immer urſprünglich von Einzelnen aus reinem Eigenſinn erſonnen und dann erſt zu Gemeingut geworden. Aus einem natürlichen Mitteilungstrieb, der ſchon im Licht der Geſtirne waltet, gibt der Einzelne ſein einſames Sinnbild dem willigſten Empfängerkreis hin, oder dem mächtigſten Abnehmerkreis; der gibt es weiter und immer weiter, und dadurch ſchleifen ſich unter Umſtänden — zumal bei mündlicher Weitergabe — die eigenſinnigſten Züge des Bildes ins Allgemeinverſtändliche ab. In den kleinen Volksgemeinden der Urzeit beſorgten wohl meiſt die Prieſterkaſten und Herrengeſchlechter die erſte Verbreitung; nachher vermittelten fahrende Leute zwiſchen der Künſtlerſchaft und dem Volk, oder die Künſtlerſchaft wurde Beruf und ging alſo ſelbſt auf die Fahrt nach Brot. So zog einſt der Barde mit ſeinen Heldengeſängen von Herrenhof zu Herrenhof, der Troubadour mit ſeinen Balladen von Ritterſchloß zu Ritterſchloß; und allerlei anderes fahrendes Volk machte die vornehmen Gebilde fürs ſeßhafte ſchlichte Volk zurecht, und aus der erhabenen Heldenſage wurde ein Volkslied, ein Bänkelſang. So ſind auch die Märchen der Urgroßmütter nicht von den Urgroßmüttern erfunden; ſondern die alten Götterſagen, Naturmythen und Geiſtergeſchichten einer von Prieſtern gelenkten Kultur ſind ſpäter von ſinnigen Landſtreichern, entlaufenen Mönchen, Scholaren und Schreibern, für das Verſtändnis der Spinnſtuben-Inſaſſen verweltlicht und vereinfacht worden, auch wohl verſimpelt und verballhornt.

So iſt auch die ſogenannte Bauernkunſt, wie ſie in Hausrat und Volkstracht ſich friſtet, nirgends dem Heimatboden entſprungen, iſt aus höfiſchen oder ſtädtiſchen Kreiſen von reichen Dörflern aufs Land verpflanzt, und da erſtarrt ſie durch Handwerksbrauch zu wunderlich verwucherten Formen, bis wieder eine neue Stadtkunſt kräftig und reif genug geworden iſt, die entartete alte zu verdrängen. So ging auch die Kunſt der wilden Völker ſeit jeher den Ermächtigungsweg über den Feſtplatz des Zauberprieſters, das Zelt des Häuptlings oder der Obmänner, um in alle Hütten des Stammes zu dringen. Denn der Künſtler, der kein Strumpfwirker iſt, will ſein Werk nicht im Engen verkommen laſſen; er will wie das Leben ins Leben wirken, ins unendlich weite belebende Leben, und heute wendet ſich ſeine Kunſt nur deshalb gleich ans breitere Volk, weil es mächtiger als die Machthaber dem ſchaffenden Willen des Lebens dient.

4. Das Volk verſteht nichts von der Kunſt; das iſt auch nicht nötig zum Kunſtgenuß.

Das beſagt:

Es gibt überall nur Wenige, die vollkommen fähig zum Kunſtgenuß ſind; die volle Genußkraft iſt ebenſo ſelten wie die vollkommene Schaffenskraft. Aber auch dieſe Wenigen, Jeder für ſich allein genommen, verſtehen nur wenig von den vielfältigen Reizen, die das geheimnisvolle Leben in dem bewunderten Werk bewirken. Selbſt von den Handwerksgriffen des Künſtlers verſteht zuweilen ſogar der Künſtler nicht jeden einzelnen Wirkungswert, geſchweige den ganzen Zuſammenhang; und mancher nüchterne Kunſtgelehrte ſieht da ſchärfer als der ſcharfſinnigſte Meiſter. Nur ſind die äußerſt klugen Leute, die blos mit Verſtand zu genießen verſtehen, gewöhnlich die innerſt ſeelenbummen und begreifen oft weniger als ein Nigger von der begeiſternden Gefühlswelt, die hinter den ſinnlichen Reizen des Kunſtwerkes lebt. Dieſe Kunſtverſtändigen zwar entſchei-

den, ob ein Werk den beſten Kennern des Handwerks auf abſehbare Zeit zu genügen vermag, und ſchätzen ſeinen Sachwert ein; aber unabſehbar iſt das Leben, und ein vollkommenes Kunſtwerk enthält die Lebenshinterlaſſenſchaft von hunderttauſend Millionen anderer Werke und das unſchätzbare Vorvermächtnis für aber-und-abermals andre Millionen. Ein ſolches Werk kann Jahrhunderte lang — nach den Maßſtäben aller Sachverſtändigen, nach dem Urteil der Künſtler wie Kunſtgelehrten, nach der Meinung der eignen wie fremder Volksart — ein wertloſes totes Unding ſein: und auf einmal iſt es nur ſcheintot geweſen und belebt tauſend Geiſter zu neuem Gefühl, zu neuem Schaffen und neuem Genuß. Vor der unbekannten ſeeliſchen Macht, der das vollkommene Kunſtwerk entſtammt, iſt eben auch der Kenner „nur Volk". Über dieſe beſtändige Machtvollkommenheit, dieſen eigenſten Lebenswert der Kunſt, entſcheidet keinerlei Kunſtverſtand, auch kein Kunſtgeſchmack und kein Kunſtgefühl, weder des Einzelnen noch einer Volksmaſſe; denn es gibt und gab kein einziges Kunſtwerk, an dem der Verſtand nicht zu mäkeln fände, und Geſchmack und Gefühl ſind unbeſtändig, ob aus Verſtand oder Unverſtand. Über den Lebenswert der Kunſt entſcheidet ſtets nur das Leben ſelbſt, das wandelbare Leben der Menſchheit, wandelbar von Volk zu Volk, ob durch Zufall, Notwendigkeit oder Gott-weiß-was, doch beſtändig zum Weiterleben gewillt. Mit dem Genuß aber hat das wenig zu tun; den roheſten Kerl kann das ſcheußlichſte Machwerk unvergleichlich ſtärker und inniger freuen, als die reinſte Schönheit den feinſten Kenner. Wer Anderes lehrt, iſt ein Faſelhans, ob nun ein Schwarmgeiſt oder ein Nüchterling.

5. Der Kunſtgenuß jeder Art Volkes beſteht in der Begeiſterung durch das Unbegreifliche, in der Ehrfurcht vor dem Unerforſchlichen, in der Luſt und Liebe zum Abenteuerlichen: in Glauben, Traum und Übermut.

Das bedeutet:

Wie das Weſen des Kunſtſchaffens unerklärlich iſt, ſo auch das Weſen des Kunſtgenießens; erklärlich iſt nur der bewirkte Zuſtand. Er iſt, und ſei er noch ſo vergeiſtigt, ein Zuſtand der ſinnlich befriedigten Liebe, im weiteſten und engſten Sinn, in der höchſten, tiefſten, flachſten Bedeutung: Liebe, Verliebtheit, Liebhaberei. Er gibt alſo nicht die geringſte Gewähr für den Wertbeſtand des geliebten Dinges, für Schönheit, Naturwahrheit und dergleichen. Wie dem liebenden Jüngling ein Geſicht, das er geſtern noch für abſchreckend hielt, heute ein Ausbund aller Liebreize iſt, ihm vielleicht ſein ganzes Leben lang ſein wird, vielleicht auch nur für etliche Wochen, ſo liebt und lebt auch der Kunſtliebhaber; und nun erſt gar ein Gemiſch von Volk! Sogar das griechiſche Volk war kein Kunſtvolk, wie manche Leute es gerne träumen; denn ein griechiſches Volk hat es nie gegeben, es gab nur einige Stadtgemeinden mit wenigen, ſehr machtvollen, kunſtliebenden Patrizierfamilien und einem Haufen machtſüchtiger, vergnügungsluſtiger Spießbürger nebſt einer bäuriſchen Sklavenheerde. Aber die Luſt und Liebe zur Kunſt iſt ſelbſt ein gewaltiger Lebenswert: ſie legt den geliebten Dingen Vollkommenheit bei, auch wenn ſie noch unvollkommen ſind, und hebt alle Kräfte der liebenden Seele, auch wenn es nur ſchwache Kräfte ſind. Das gilt für Männlein wie für Weiblein; denn in den höchſten Bezirken der Liebe hört der Geſchlechtsunterſchied glücklich auf. Sie treibt den Geiſt in einen Traum, der ihm die ſtärkſten Sehnſüchte ſeines Lebens durch das angebetete Bild erfüllt zeigt; und je weniger Wiſſen den Geiſt beſchwert, je weniger Kenntnis von Kunſtmaßſtäben, umſo leichter glaubt er ſeinem Traum. Dann braucht er keine Erklärungen mehr: dann wird ihm das Unbegreifliche klar, daß er Eins iſt mit dem einſamen Künſtler: dann erlebt er wie dieſer das Grenzenloſe, iſt mit ihm die Blume auf dem Felde, mit ihm der Held ſeiner Abenteuer, mit ihm ein ganzes mächtiges Volk und jauchzt im Stillen

vor Übermut. Und wenn er aufwacht aus dieſem Traum, der ihm das Winzigſte rieſengroß, das Furchtbarſte herrlich und lieblich machte, dann verehrt er die unerforſchliche Kraft, die frei mit den eigenen Grenzen ſpielt; und ſeine Abentenerluſt, die einen Augenblick ſtaunend geſtillt war, gibt ſich ermutigt dem unſtillbaren, wandelbaren Leben hin. Ein ganzes Volk aber, das ſo träumt und nur kraft höchſter Kunſt ſo träumt, das iſt ein — ſchöner Zukunftstraum.

6. Die höchſte Kunſt wirkt nicht unmittelbar, ſondern mittelbar als Sage ins Volk.

Nämlich:

Nicht blos die Kunſt der vorgeſchichtlichen oder ſpäterer ungeſchichtlicher Zeiten, wie ſie uns in heroiſchen Fabeln, humanen Idyllen, religiöſen Parabeln vom „Volksmund" überliefert iſt, ſondern auch alle geſchichtliche Kunſt, die ein vollkommenes Sinnbild ſinnlichen Lebens und zugleich des höchſten geiſtigen iſt, dringt ins ganze Volk nur durch Hörenſagen und lebt nur durch freie Erinnerung fort; auch der Buchdruck hat daran nichts geändert. Wer lieſt hente noch Cervantes und Swift, wie ſie vollſtändig im Buche ſtehen, oder gar Dante und Homer? Ein zählbares Hänflein Gebildeter; und viele von ihnen nur aus Zwang. Wer ſieht heute noch ein Bildwerk von Phidias oder hört die zärtliche Sappho ſingen? Wer hat die Pyramiden beſucht, wer den Petersdom, wer den Park von Verſailles? Wer kennt wirklich Lionardo vollkommen, wer Goethe, wer Mozart und Gluck, wer Bach? — Aber man ſpreche von Gullivers Reiſen, von Don Quijote, Don Juan, Helena, Fauſt, man nenne die Namen Prometheus und Orpheus, Michelangelo, Shakeſpear, Rembrandt, Beethoven: und ein Schauer gläubiger Einbildungskraft wird auch den Geiſt des geiſtig Armen mit Bildern ſchickſalreichſten Lebens, Geſtalten vollkommener Menſchlichkeit füllen. Unter hundert Kunſtkennern ſind nicht zwei in der Deutung von Dantes Beatrice,

der Erklärung von Shakespears Hamlet einig, aber jeder einzige fühlt sich im Klaren, sobald er im Leben sagen hört: jenes Mädchen scheint eine Beatrice, dieser junge Mann ist der reine Hamlet. Das eben ist das Kennzeichen höchster Kunst, daß sie Keinem ganz begreiflich wird, daß der Eine dies, der Andere jenes als ihr bedeutsamstes Merkmal herausgreift, daß sie die unbegrenzte Macht hat, über die eigene Bildwirkung weg durch fremde Vermittelung weiterzuwirken, bis sich aus all den begeisterten Meinungen ein allgemeines Erinnerungsbild formt, oft nur ein Teilchen des Ursprungsbildes, aus dem der Volksgeist aber das Ganze — und mehr als das — zu begreifen glaubt. So genügt dem Liebenden eine Locke, um ihm die ganze Gestalt der Geliebten, den Duft ihres Haars, ihren Blick, ihr Lächeln, ihre ganze Seele heraufzubeschwören; ja, es genügt ihr bloßer Name.

7. Nie ist Kunst volkstümlich von Anbeginn; sie wird es kraft ihrer ursprünglichen, neubelebenden Freiheitslust, und sie bleibt es kraft ihrer notwendigen, althergebrachten Ordnungsliebe.

Denn:

Volkstümlichkeit ist das Endergebnis einer langen freiwilligen Gewöhnung aller einzelnen Volksmitglieder, oder doch der meisten und menschlich besten, unter Anleitung der geistig regsten. Man will sich aber an nichts erst gewöhnen, was von Hause aus schon gewöhnlich ist; und man gewöhnt sich auch an nichts, was durchaus blos ungewöhnlich sein will. Nur solche Kunst wird und bleibt volkstümlich, die den Willen zum geistigen Miterleben, diesen allgemeinsten menschlichen Willen, gleichermaßen bewegt und beruhigt, löst und fesselt, antreibt und bändigt. Sie muß Reize enthalten, die immer wieder das schrankenlose Naturgefühl selbst des Eigensinnigsten erregen; und sie muß andere Reize enthalten, die immerfort die beschränkte Kulturvernunft auch des Freimütigsten beschwichtigen.

Sie muß alle dieſe zwiefachen Reize in einer ſo einfachen Form vereinen, daß ſie zwingend wirkt wie ein neues Geſetz, zu dem die alten hingedrängt haben; und es macht das innerſte Schickſal des Künſtlers aus, ob er die äußere Geſchicklichkeit hat, ſich mit ſeiner urſprünglichen Schaffenskraft in die Beſchaffenheit der Welt, die notwendige Ordnung der Kräfte, zu fügen. Dann iſt ſein Werk ein vollkommenes: ein Sinnbild des ziellos ſchaffenden Lebens, ein Abbild des freieſten Willens zum Daſein, ein Vorbild der willigſten Schickung ins Ewige. Solche Kunſt mag man anfangs für willkürlich halten, mag ſie mißachten und mißdeuten, verläſtern oder verlobhudeln: grade Das wird die Neugier der Menge reizen, grade Das ſelbſt die älteſten Schlafmützen wecken, und endlich nimmt auch der Gleichgiltige die ernſte Giltigkeit ihres Weſens hinter dem ſcheinbaren Gaukelwerk wahr. Dagegen die Kunſt, die nach Volksgunſt fahndet, indem ſie ſich in das Maskengewand volkstümlich gewordener Ahnenkunſt kleidet: ſie mag von den vornehmſten Autoritäten, von Obrigkeit, Schule und Zeitungen, mit aller Gewalt „populär" gemacht werden, eine Zeit lang „ungeheuer beliebt" ſein, ſchließlich wird ſie als eitel Blendwerk erkannt und dient beſtenfalls zur Vermittelung einiger Kunſtkenntnis ans Volk.

8. Alle Kunſt, die nicht volkstümlich wird, iſt Unkunſt, Tand und Spreu im Wind.

Das iſt ſo zu verſtehen:

Kein Kunſtwerk, und ſei es noch ſo ſchlecht, iſt von Anfang an ohne Lebenswert; es finden ſich immer die vielen Dummen und manchmal auch nicht wenige Kluge, die ein ſchlechtes Werk für gut genug halten, die Langeweile auszufüllen. Erſt allmählich merkt man, was Unkunſt iſt. Jeder Einzelne weiß das aus eigner Erfahrung, und die Erfahrungen der Völker wachſen noch viel allmählicher, dafür freilich auch dauerhafter. Es laſſen ſich mancherlei Kunſtwerke herzählen, die Jahrhunderte lang im Volk wie bei Kennern die höchſte Wertſchätzung be-

ſaßen und heute für mittelmäßig gelten, vielleicht immer tiefer an Wert ſinken werden, vielleicht auch wieder zum höchſten ſteigen. Eine vollkommene Gewähr für die Richtigkeit eines Kunſtwerkes bietet allein der Tatbeſtand, daß es als Stoffding untergegangen iſt, ohne in irgend einer Form — in Sage, Denkmal, anderen Werken — als ſeeliſches Weſen weiterzuwirken. Das mag ſich von den beſten Kennern für die ungeheure Mehrzahl der Kunſtdinge mit aller Gewißheit vorausſagen laſſen; aber die Kenner vollſtrecken ihr Urteil nicht. Nur die Menſchheit ſelbſt iſt das Jüngſte Gericht und ſondert langſam die Spreu vom Weizen; und das Volkstum iſt das große Sieb, durch das ſie ihre Lebensfrucht worfelt. Da werden auch viele Dinge durchfallen, die vielen Kennern Kleinodien waren; und der ordinärſte Hintertreppenroman wird dann nicht tiefer im Kehricht liegen als manche exquiſite Salonnovelle. Dann wird der namenloſe Dichter, der dem Volk den Aberwitz der Romantik durch das Bild des „geſchundenen Raubritters" zeigte, in der menſchlichen Sprache lebendiger leben als mancher romantiſche Schulpoet mit literarhiſtoriſchem Ruhm. Über die Geiſtesgebilde der Machtvollſten aber lebt noch ihr eigenes Bildnis hinaus. Es werden Zeiten kommen, wo unſre Kultur begrabener als die ägyptiſche daliegt; dann wird vielleicht kein Buch von heute, kein Notenblatt mehr in Anſehen ſtehn, aber das Seelenbild Dante, das Paradieſe und Höllen umarmt, der Geiſt Beethoven, den die Verzweiflung zum Freudenſchrei trieb, wird dann der Menſchheit noch ebenſo heilig ſein wie Orpheus oder Prometheus.

9. Die Kunſt geht ihren eigenen Weg; wohl ihr, wenn das Volk ihr zu folgen vermag.

Das iſt ſo ſelbſtverſtändlich —

daß es ſelbſt für die eingebildetſten Dickköpfe nicht der Erklärung bedürfen würde, wenn nicht manche Künſtler von Zukunftswert einen wohlfeilen Afterſtolz darein ſetzten, bei Leb-

zeiten nicht ins Volk zu bringen. Angewidert vom Afterruhm meinen sie, ihr Selbstgefühl sei die ganze Welt, die Menschheit ein Märchen der Volksverführer. Wie lange wird dieser Irrsinn dauern? Bis sie der Welt zum Opfer gefallen und dem Volk wie der Menschheit ein Leichenschmaus sind! Denn wir leben alle nicht für uns selbst, mag es auch manchem Scheinweltweisen bei seiner Schreibtischlampe so scheinen; selbst der selbstsüchtigste Geizhals muß ins Grab und hat seine Schätze für Erben gesammelt.

Nationale Kulturpolitik

Eine fragwürdige Angelegenheit

Die Möglichkeit einer Kulturpolitik wird wohl niemand in Abrede stellen. Man pflegt sich nur darüber zu streiten, ob die sogenannte wahre Kultur — wie die philosophastrischen Schlagwörter lauten — „bewußt" oder „unbewußt" zustande komme, besser gesagt: absichtlich oder unwillkürlich. Aber es gibt keine geistige Tätigkeit, die nicht zugleich aus unwillkürlichem Antrieb und mit absichtlicher Zwecksetzung vor sich geht. Politik ohne bewußte Absicht ist ein Widerspruch in sich selbst; und die Geschichte der Völker und Staaten zeigt, daß Kulturpolitik zu allen Zeiten und in allen Ländern getrieben wurde. Man braucht nur Namen wie Perikles und die Medici, Augustus und Louis XIV, William Cecil und Friedrich den Großen zu nennen, und wir erinnern uns an Epochen planvollster Zusammenfassung der produktiven Einzelkräfte um der organischen Volksbildung willen, auf kleineren wie größeren wie ganz großen Staatsgebieten. Und nicht blos persönliche Oberhäupter, auch regierende Körperschaften haben solche Politik getrieben; Beweis die Republik Venedig, die Niederlande, die Hansestädte. Allerdings waren diese Körperschaften noch durchweg Aristokratieen und beherrschten nur kleine Volksgebilde; auch die so-

genannten Demokratieen der altgriechiſchen Stadtgemeinden hatten tatſächlich patriziſchen oder ſonſtwie oligarchiſchen Zuſchnitt. Es fehlt daher an hiſtoriſchen Parallelen zu den Herrſchaftsformen der Gegenwart, die in den großen Staaten Europas aus alten ariſtokratiſchen und neuen demokratiſchen Machtzuſtänden unklar gemiſcht ſind. Das aber iſt ausſchlaggebend für die Entſcheidung der Frage, ob ſich heute die Kriſtalliſation der nationalen Kulturtendenzen erfolgreich beſchleunigen läßt oder nicht. Denn erſtens muß die Nation ſchon reif ſein für ſolche höchſt raffinierte Politik, ſonſt tut der naive Volksgeiſt nicht mit oder wird in Grund und Boden verdorben; und zweitens iſt Politik nur erfolgreich durch eine ſtarke Machthaberſchaft, wie immer geartet dieſe ſei. An ſich iſt freilich die Unklarheit der Machtverhältniſſe kein Grund, daß es nicht Zeit zur Klärung ſein könnte; kein Menſch weiß im voraus, wie reif ein Volk iſt. Alſo braucht man ſich blos noch den Kopf zu zerbrechen, ob die verſchiedenen mächtigen Leute, die ſich heute als Volksvertreter fühlen, hinlänglich einig darüber ſind, *woranfhin* kultiviert werden ſoll.

Kulturpolitik irgend welcher Art wird ja allenthalben genug getrieben, in Deutſchland eher zu viel als zu wenig. Potentaten, Finanzbarone, Miniſter, Parlamente, Parteien und Kongreſſe, Demagogen beiderlei Geſchlechts, Univerſitätsprofeſſoren und Volksſchullehrer, Literatenkliquen und Zeitungsredaktionen, alle ſchwingen das Wort „Kultur“ im Munde und greifen ſogar in die Taſche dafür, teils in die eigene, teils in fremde, und natürlich immer für „wahre“ Kultur. Aber mit welcher Sorte wahrer Kultur man das *ganze Volk* zu beglücken gedenkt, davon iſt wohlweislich nie die Rede; ſie könnte doch gar zu leicht unwahr tönen. Trotzdem iſt einzig dies der Rede wert. Nationale Kultur bleibt ja leere Phraſe, wenn ſie nicht ein humanes Programm bedeutet: beſtimmte Veredlungswerte der Menſchheit, die das Volk ſelbſtbewußt in ſich ausbilden ſoll. Allgemeine Bildung iſt nur ein Ziel für hochbegabte Perſön-

lichkeiten; im Durchschnitt des Volkes läuft sie leider auf allgemeine Verbildung hinaus. Gar eine schöngeistige Bildungspflege ist fürs gesamte Volk ein Unding, war stets nur gewissen bevorrechteten Gesellschaftsklassen wirklich erreichbar, deren leibliche Wirtschaftsbedürfnisse von anderen Klassen besorgt wurden. Alle organische Kulturpolitik muß zunächst natürlich darauf bedacht sein, besonders leistungsfähige Berufsstände zu begünstigen, an die sich die übrigen angliedern können, je nach den hauptsächlichen Volksanlagen und den zeitlichen wie örtlichen Entwickelungsbedingungen. Selbst in den kleinsten Gemeinwesen hat die Kultur nie von Anfang an harmonische Tendenz gehabt, war überall um spezifische Interessengruppen konsolidiert: agrarische oder kommerzielle, militärische oder juridische, religiöse oder philosophische, erotische oder soziologische, je nachdem die Oberschicht mehr sensuell oder mehr intellektuell begabt war, mehr energisch oder mehr spekulativ. Für all das lassen sich reinliche Beispiele bei räumlich beschränkten Kulturen finden, von dem spartanischen Kriegerstaat bis hin zum Friedensreich der Inka, von den indischen Weisheitsfürstentümern bis zu den Minnehöfen der Provence.

Heute aber, in unseren großen Staaten mit ihren vielerlei Machthabergruppen, wo herrscht da wahre Einmütigkeit über solche Meistbegünstigung? Wie kann eine Harmonie der Interessen entstehen, wenn fast jeder Stand nur die Politik verfolgt, sich möglichst „notleidend" zu stellen! In Deutschland wird man sich höchstens vielleicht auf das Zugeständnis einigen: wir scheinen eine industrielle Kultur ziemlich hohen Ranges zu schaffen. Aber die Folgerung lautet dann meistens: folglich braucht sie nicht mehr begünstigt zu werden. Und gewisse Idealisten zetern sofort: das ist ja „blos materielle" Kultur, ist also „überhaupt keine", ist „nichts als" Zivilisation! Nun, ich bin selber ein Idealist, allerdings keiner mit fixen Ideen, und eine Grenze zwischen jenen beiden Begriffen läßt sich meines Er-

achtens durchaus nicht fixieren. Eine Industrie von materiellem Höchstwert ist notwendigerweise zugleich ideell, oder zum mindesten intellektuell, nämlich angewandte Naturwissenschaft; da ist also schon ein Punkt aufgedeckt, wo Zivilisation in Kultur übergeht. Die Industrie ist ferner genötigt, sich wegen ihrer technischen Qualitäten ästhetische Werte anzuzüchten; und die teilen sich dann natürlich dem Volk mit, das ihre Produkte herstellen, vertreiben und verbrauchen hilft. Uud daß durch ein gründliches Inoustrie-System auch allerlei sonstige Disziplin, ökonomische, juristische, hygienische, moralische, in der Volksmasse ausgebildet wird, ist ohne weiteres selbstverständlich; Bernard Shaw hat darüber im letzten Akt seiner Komödie „Major Barbara" sehr räsonnabel phantasiert.

Bleibt somit lediglich auszuprobieren, ob in der Tat unsre Industrie — in Arbeitgebern wie Arbeitnehmern — schon so starke Kulturpotenzen umspannt, daß sie die übrigen Machthabergruppen von ihrem Vorzugsrecht überzeugt, z. B. die Herren Agrarier und den nicht minder herrlichen Klerus. Sobald die geistig bedeutendsten Machtgruppen eine dauernde Hebung ihrer Wohlfahrt, sei es direkt oder indirekt, von einer materiellen Tendenz erwarten, schlägt diese bereits ins Ideelle um, in eine sozialpolitische Sympathie aller Stände, die sich bis zu religiöser Ekstase und poetischem Enthusiasmus steigern kann; siehe die Zeit der Kreuzzüge, die aus agrarischen Interessen emporkam. Dergleichen geht meist viel rascher vor sich, als die fixen Idealisten glauben; aber ehe es wieder möglich wird, müssen freilich erst die führenden Geister der einzelnen Berufskreise mehr Fühlung miteinander erlangen, als zur Zeit bei uns vorhanden ist, mehr Achtsamkeit und mehr Verständnis für die gegenseitigen Ergänzungswerte. Inzwischen hat jedermann im Volk, erst recht aber jeder leitende Mann, das Eine zu tun, das immer nottut: seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Bildung predigen kann der nichtsnutzigste Nörg-

ler; gute Lehren ſind gut, gute Vorbilder beſſer. *Im eignen Beruf etwas Tüchtiges leiſten und fremde Tüchtigkeit anerkennen*, das iſt ſchließlich die beſte Kulturpolitik. Kurz: möglichſt wenig davon reden im Allgemeinen, möglichſt viel im Beſonderen dazu tun! In dieſem Sinne könnte die Großmacht „Preſſe“ aufs beſonderſte vorbildlich wirken; notabene wenn ſie endlich wollte.

Statt deſſen wird geſchwatzt und geſchwatzt, und das hält man womöglich noch für ein Zeichen allgemeinen geiſtigen Fortſchritts. Wenn jemand alldas leſen müßte, was bei uns über Bildung und Bildungszwecke, Kultur und Kulturprobleme geſchrieben wird: ob er dann nicht reif fürs Irrenhaus würde? Wir ſind beſeſſen vom Fortbildungsdrehwurm, deshalb beſitzen wir keine ruhige Bildung. Ich habe einmal einen Jungen gekannt, der ſo viel übers Leimrutenſtellen nachdachte, daß er nie dazu kam, einen Vogel zu fangen. Und ich kenne viele erwachſene Leute, nicht etwa blos Privatdozenten, die lange Vorträge über Schönheit und Freiheit halten und weder verſtehen eine Blume zu pflücken noch ſie in ein Knopfloch zu ſtecken. Wenn ſo ein Schöngeiſt dann plötzlich errötet über ſeine Ungeſchicktheit, dann iſt vielleicht noch Hoffnung vorhanden, daß er endlich aufhört, für Bildung zu ſchwärmen, und wirklich anfängt, ſich zu bilden. Darum war es ein Zeichen heilſamer Reue, daß unlängſt unter den vielen Rundfragen, mit denen jeder irgendworin Gebildete von unſern Zeitungen und Zeitſchriften aus vorzüglicher Hochachtung überſchwemmt wird, plötzlich auch die Frage auftauchte, ob wir nicht heute „an einer Überwertung der Bildungsfragen kranken“. Ich weiß freilich nicht, ob der Verfaſſer dieſer Überbildungsfrage über ihren Stil errötet iſt; über ihre Motive aber ſollten wir alleſamt erröten.

Was iſt Bildung? Nur die Unbildung fragt ſo. Der Gebildete redet nicht darüber, er hat allemal Beſſeres zu tun; gebildet iſt, wer vorbildlich wirkt durch irgendeine Tüchtigkeit.

Unſre Zeit iſt nicht ſo untüchtig, an „Überwertung" der Bildungsfragen zu „kranken"; ich glaube ſogar, daß jeder wertvolle Menſch über ſolche Doktorfragen die Achſeln zuckt. Aber worunter wir allerdings leiden, und grade die Tüchtigſten am meiſten, das iſt die Überſchätzung der Bildungs*mittel*, der praktiſchen wie der ideellen; das Werkzeug ſteht höher im Wert als das Werk! — Wir bauen großartige Fabriken, die kleinliche Fabrikate erzeugen. Wir erfinden hochfliegende Verkehrsmaſchinen, die den Verkehr immer flacher, weil flüchtiger machen. Wir konſtruieren geiſtreiche Schwebebrücken, Bahnhofshallen und Kabelanlagen, die keiner andern Güterbeförderung als nur der leiblichen Wohlfahrt dienen. Wir überſpinnen unſre Städte und Dörfer mit baumwuchsverſtümmelnden Drahtnetzen, die unſer Alltagsgeſchwätz ſo bequem verbreiten, daß es ſelbſt dem Geduldigſten unbequem wird. Wir pflegen äſthetiſche Techniken und intellektuelle Methoden, deren abſonderliche Feinſinnigkeit die Wirkung der Künſte wie Wiſſenſchaften auf unſre ganze Geſinnung vereitelt. Wir organiſieren einen Religionsunterricht, der ſo überaus vernünftig iſt, daß die ehrwürdigen Worte des Glaubens zum Geſpött der Kinder werden. Wir entwickeln tiefdurchdachte Erziehungsſyſteme, die prinzipiell auf Zöglinge von oberflächlichſter Durchſchnittlichkeit des Denkens und Fühlens angelegt ſind. Wir betreiben eine Politik, die vor lauter Intereſſendiplomatie das ſolidarſte Intreſſe der Nation, das ſoziale Vertrauen, in den Wind ſchlägt. Wir gründen ſehr ſittliche Einrichtungen zum Schutz der menſchlichen Arbeitskräfte, und das Vollkommenſte, was mit all dem Aufwand für Volk und Menſchheit geſchaffen wird, ſind Inſtrumente der Zerſtörung: Kanonen, Kriegsſchiffe und dergleichen.

Wie dieſer Wahnwitz kuriert werden kann? Weder durch Lehranſtalten noch durch Kaſernen noch durch die ſogenannte Schule des Lebens, durch kein Hilfsmittel von außen her. Autoſuggeſtionstherapie nennt es heute die innere Medizin;

auf gut Deutſch heißt es immer noch Selbſtzucht, ſoll den Geiſt vom Narrſinn der Selbſtſucht befreien und kann von den werten Lehrmeiſtern, Eltern und andern Vorgeſetzten nur durchs eigne Beiſpiel erläutert werden. Das Wort „Bildungszweck“ iſt dabei überflüſſig, denn hier deckt ſich das Mittel mit dem Zweck. Aber freilich: man lernt dies Mittel erſt anwenden, wenn der Geiſt ſchon — von ſelbſt zu geneſen beginnt.

Kunſt und Perſönlichkeit

Perſpektiven ins Unperſönliche

Wir leben ſeit der Betriebſamkeit der Lokomotive und des elektriſchen Drahtes in einer Wiedergeburt der Künſte, die der humanen Tendenz nach tiefer zu wirken und weiter um ſich zu greifen bemüht iſt, als irgend eine der früheren Renaiſſancen; nicht blos bemüht, auch berufen. Die moderne Kultur iſt international geworden, und als gebildete Menſchheit ſieht man nicht mehr eine kleine Klaſſe von Bevorrechteten an, wie einſt in Indien und Attika oder in den Adelsländchen und Patrizierrepubliken der Reformationszeit, ſondern insgeſamt all die Nationen, in denen die Leibeigenſchaft für unrecht gilt. Aus einem ſo viel weitern Intreſſenkreis nimmt der Künſtler unſrer Zeit ſeinen Rohſtoff und hat für die Verarbeitung den ſoviel weiteren Kreis von Intreſſenten. Tiefer als jemals fühlt ſich das moderne Individuum im Gegenſatz zur breiten Maſſe, die immer mächtiger wird, die freier als jemals konkurrierende Individuen aus ſich emporwerfen kann. Um ſoviel tiefer, mächtiger und freier muß jede Perſönlichkeit, die ſich zur Geltung bringen will, auch ihre weſentlichen Eigentümlichkeiten zum Ausdruck bringen. Sie muß, ſie kann nicht anders; das iſt das Schöpferiſche, das Geſunde, Urnatürliche, auch wenn es ſich an einer Szene aus dem Krankenhaus oder an den verdrehten Geſten einer Salonpuppe ausläßt.

Und denſelben Eigenwillen bekundet, oft bis zum verrannten Eigenſinn, einſtweilen auch noch unſer Kunſturteil, d. h. die Einſicht in die Urſachen der jeweils empfundenen Wirkung. Denn zu dieſen Urſachen gehört zunächſt der perſönliche Geſchmack des Genießenden, der ſich aus allerlei Temperamentsqualitäten zuſammenſetzt, die mit dem Gefühl für den bleibenden Kunſtwert nichts oder wenig zu tun haben. Inſofern freilich wird kein Kunſturteil ſeinen laienhaft ſubjektiven Charakter verleugnen können; ſelbſt der Künſtler dem Kunſtgenoſſen gegenüber wird immer darin befangen bleiben. Aber aus dieſer natürlichen Befangenheit grade entſpringt das Gefühl der Unbefangenheit. Wer ſich ganz dagegen ſperren wollte, würde überhaupt nicht zum Genuß gelangen; und das hieße dem Künſtler, ſolange er lebt, der Dienſte ſchlechteſten erweiſen. Eben das inſtinktive Geſchmacksurteil, ſobald es nur offen als ſolches bekannt wird, iſt dem Künſtler mindeſtens ebenſo wertvoll wie das ſogenannte rein kritiſche, das in Wahrheit niemals rein ſein kann. Denn es wird ihn am klarſten über die Wirkung ſeiner perſönlichſten Ausdrucksmittel auf fremde Naturen unterrichten, ſei es durch Zuſtimmung, ſei es durch Widerſpruch; wird alſo ſeine Eigenart ſchärfen und ſeine Schaffensluſt kräftigen. Reine Objektivität des Urteils iſt ja nichts als Bewußtſein der letzten Grenzen zwiſchen den Eindrücken von Außen her und ihrer Verarbeitung von Uns aus, alſo ein idealer Begriff wie Schönheit, Wahrheit, Vollkommenheit, ebenſo relativ und variabel. Denn wirklich erkennen und begründen laſſen ſich dieſe Grenzen erſt, wenn und nachdem wir den fraglichen Eindruck ſubjektiv empfunden haben.

Es gibt nun freilich merkwürdige Leute, die zu keiner Zeit zufrieden ſind, und heutzutage beſonders viele, denn ſeit Laſalle iſt Unzufriedenheit bekanntlich eine Tugend. Seit Nietzſche aber darf man zum Glück gegen die bekannten Tugenden mißtrauiſch ſein; und wenn ſich der weiſe Zarathuſtra nicht gar ſo

tief in ſeine Höhle verkrochen hätte, würde ihn wohl allmählich nicht blos das „erbärmliche Behagen", ſondern mehr noch das viel erbärmlichere Unbehagen gewiſſer Idealiſten geekelt haben. In der Tat: merkwürdige Leute das! Da gibt es welche, die jammern über Gott und die Welt; und wenn nun Einer ſich unterſteht, ihren Jammer ſchön in Verſe zu bringen, dann fallen ſie eilends über ihn her und ſchimpfen ihn einen Entarteten. Da gibt es Andre, die haben fortwährend eine laute Sehnſucht nach der inneren Ruhe; wenn aber einmal Einer auftritt, der ſich dieſe Ruhe errungen hat, dann finden ſie ihn fad und müd und werfen ihm noch Steine in ſeinen ſtillen Hafen. Wieder Andre regen ſich drüber auf, daß die Eigentümlichen gar ſo unverſtändlich ſeien; gibt dann ein ſolcher Sonderling auch mal was Gemeinverſtändliches von ſich, ſchelten ſie ihn einen geiſtigen Schwindler. Und nochmals Andre laſſen ſich den Unverſtand der Menge verdrießen, weil ſie neugierig mit den Wenigen laufen, die den Vielen nicht gleich offne Briefe ſind; läuft aber Einem dieſer Wenigen dann auch ſein Volk bei Zeiten zu, ſo iſt er natürlich ein Überläufer. Und ſo weiter: was ſo alles zum Vorſchein kommt, wenn ſich die Leute, die das liebe „man" ausmachen, mit einem Manne abzufinden haben.

Indeſſen dieſe merkwürdigen Leute haben trotzalledem nie ganz Unrecht: mit der bloßen Selbſtherrlichkeit kann kein Menſch etwas Großes fördern, nicht einmal ein Staat oder Volk. Jede Wiedergeburt der Künſte beginnt mit krampfhaften Wachstumsregungen, deren Eigenleben die neue wie alte Kultur von Natur aus gefährden würde, wenn nicht irgend ein gemeinſchaftliches Lebensbedürfnis ſie zugleich doch bändigte. Auch die Renaiſſance vor 500 Jahren hat ihre Kulturmacht und Stilvollendung nur durch den weitverzweigten Zuſammenhang der lokalen Schulen und Meiſter erlangt, der erſt zerfiel, als ſie reif genug war für den univerſelleren Barockſtil und für ſo umfaſſende Einzelgeiſter wie Michelangelo, Shakeſpear, Bach;

und Hellas ist gleichfalls erst durch den Verkehr mit Asien und Ägypten gewachsen. Dies Bedürfnis schöpferischer Kräfte, einander möglichst zu durchdringen, ist auch jetzt wieder mächtig in der Kunst, eben weil wieder selbstbewußt genug geschaffen wird, daß die Eigenart des Einzelnen nichts mehr daraus zu befürchten braucht. Kunst wie Dichtung dürfen wieder dran denken, sich dem Volk in ihrem allgemein menschlichen Lebenswert bemerkbar zu machen, nicht nur den eigenwillig persönlichen und nationalen Geschmackswerten nach. Denn es gibt eine Art der Kunstwirkung, die über jegliche Grenze selbstsüchtigen Schaffens und also auch Genießens hinausgeht, die überhaupt erst die höchste Kunstwirkung ist, und deren Mächtigkeit bei dem einzelnen Kunstwerk den Grad der bleibenden Schätzung bestimmt: das ist das befreiende Gefühl der Selbstvergessenheit, dasselbe Gefühl, das auch den Künstler im schöpferisch entrückten Augenblick packt, also die Wirkung grade der Unpersönlichkeit.

Dies scheint nun fast im Widerspruch zu aller so erbittert verteidigten Eigentümlichkeit des Künstlers zu stehen und jede Schätzung persönlichen Willens in Form wie Stoffwahl auszuschließen. Aber wie allenthalben im Leben bedingen auch hier die Gegensätze gegenseitig ihr Dasein. Ein Kunstwerk, das sich nicht vor andern durch irgendwelche Besonderheit auszeichnet, kann uns auch selbstverständlich nicht zu besonderer Beachtung reizen. Aber was uns diesem Anreiz erst nachzugeben drängt und zwingt, das eben ist jenes Unpersönlichkeitsbedürfnis, das uns hinter der fremden Besonderheit etwas uns Allen Teilhaftiges vermuten läßt, jenes unwillkürliche Allgemeingefühl, das uns mit jeder Kreatur, mit jedem Tier und Baum und Stein verbindet, das uns an jedem irdischen wie überirdischen Gegenstand nach immer neuen Eigenschaften, d. h. Beziehungen zu uns selbst, suchen läßt, das eigentlich Schöpferische, Unerschöpfliche, ob wir's nun Leben oder Natur, Gott oder Weltgeist,

Allſeele oder Seele der Menſchheit, Ur-Ich oder ſonſtwie nennen mögen —: wir wenden uns enttäuſcht ab von dem Kunſtwerk, ſobald wir jene Vermutung des Allgemeinen hinter dem Beſonderen nicht darin beſtätigt finden. Und auch im Künſtler ſelbſt iſt es ſo: erſt dieſes Allgemeine, Unfaßbare, Grenzenloſe, wie es ſich im Prisma ſeines perſönlich beſchränkten Bewußtſeins bricht, ſei es durch ſinnliche oder durch geiſtige oder durch Gemüts-Wahrnehmung — gleichſam die drei Flächen dieſes Prismas —: erſt Das erzeugt den perſönlichen Stil mit all ſeinen Zu- und Unzulänglichkeiten, und einzig deswegen fühlt ſich der Künſtler niemals vollkommen ſelbſtbefriedigt durch irgend eins ſeiner fertigen Werke.

Demgemäß iſt es auch ganz verkehrt, wenn eine ſupermoderne Äſthetik ſich dagegen auflehnen will, nach allgemeinen Maßſtäben für künſtleriſchen Wert und Unwert zu ſuchen. Die kritiſche Methode, wie Leſſing und Schiller ſie für Deutſchland begründet haben, nämlich die klar begrenzte Feſtſtellung gewiſſer höchſter Wertbegriffe auf Grund ſtets wiederkehrender Gefühlserfahrungen bei allen ſtärkſten Kunſtgenüſſen, iſt etwas, deſſen ſich die Menſchheit niemals wird entſchlagen können. Wenn eine neuere Äſthetik dies zu erſetzen, nicht etwa blos zu ergänzen hofft, dadurch daß ſie das Kunſtwerk rein beſchreibend als eigen reizvolle Erſcheinung, womöglich gar als pathologiſche, bis ins Feinſte zergliedern will, ſo iſt ſie ſchlechterdings in einer fortwährenden Selbſttäuſchung befangen. Denn damit legt ſie nicht das Geringſte über die Kunſtwirkung als ſolche dar, ſetzt vielmehr jene normative Methode im ſtillen immerfort voraus, indem ſie eben nachprüferiſch nur ſolche Werke unterſucht, die nach Maßgabe irgendwelcher Allgemeingefühle ſchon als irgendwie wertvoll anerkannt ſind. Daß ſolche allgemeinen Maßſtäbe immer auf allerlei Querſtriche von anderem Standpunkt aus ſtoßen werden, liegt nicht an einem Fehler der Methode, ſondern iſt im Weſen der Kunſtwirkung

einerſeits, des menſchlichen Verſtandes anderſeits begründet; denn jenes letzte unperſönliche Grundgefühl, auf dem der Kunſtgenuß beruht, reicht eben immer weit hinaus über die Grenzen klarer Wahrnehmung, und von dieſer iſt ja unſer Verſtand obendrein nur ein Beſtandteil. Daher iſt der Künſtler auch ſtets der Meinung, daß ſein Werk am wirkſamſten durch ſich ſelbſt ſpricht. Nicht blos am unwiderleglichſten, ſondern ſogar am gründlichſten; denn ſchließlich ſind ja in dem Gefühl, das durch die Einwirkung des Kunſtwerks — ob für oder wider — in uns erregt wird, alle Gedanken ſchon mit enthalten, die man ſich über die Wirkung machen kann. So iſt es nun einmal von Natur: das Gefühl erſtreckt ſich ins Grenzenloſe, der Verſtand iſt ſtets auf Standpunkte beſchränkt.

Um jenes entrückenden Grundgefühls ſo gründlich wie möglich teilhaftig zu werden, muß man ſich alſo immer wieder an die Kunſtform ſelbſt halten, nicht etwa an die Erinnerung blos; und wer es unter dem Bann ſeiner Eigenart hinter der fremden Art des Künſtlers nicht von ſelbſt zu erlangen vermag, dem wird es kein Verſtand der Kunſtverſtändigen jemals zu Gemüte führen. Denn alle Kunſtwirkung läuft ſchließlich auf das Wunder der Liebe hinaus, das ſich begrifflich nur umſchreiben läßt als Ausgleichung des Widerſpruches zwiſchen Ichgefühl und Allgefühl, Selbſtbewußtſein und Selbſtvergeſſenheit. Ja, man kann gradezu ſagen: je mächtiger ein Kunſtwerk in uns dieſes allumfaſſende Gefühl erregt, umſo ausdrücklicher darf und muß ſich — ſchon um des techniſchen Gleichgewichts willen — auch die perſönliche Art des Künſtlers zeigen, während ſich ohne jenes Unperſönliche die menſchliche Selbſtentblößung der Schaffenden, dieſe völlig grundloſe Offenherzigkeit in ſeeliſchen oder leiblichen Dingen, die jedem urſprünglichen Kunſtwerk eignet, nur als die mehr oder weniger unverſchämte Aufdringlichkeit von Marktſchreiern auswieſe.

Es hat ſchon manchen Sittenprediger, auch manchen Schön-

geist kopfschen gemacht, daß oft grade Kunstwerke, die am stärksten auf Umfassung der Lebensgewalten, auf Beherrschung der Naturkräfte ausgehn, obenhin fast den Eindruck machen, als handle sichs um Verherrlichung brutaler persönlicher Instinkte. Das wäre freilich das Gegenteil von einer Kunst der Naturbeherrschung. Aber man wird nicht leugnen können: wo geherrscht werden soll, muß etwas da sein, das der Beherrschung wert und bedürftig ist. Der lenkende Geist ohne starke Triebe, wäre ein Reiter ohne Pferd; wie hinwider selbst das edelste Vollblut nichtsnutzig wird und niederträchtig, wenn nicht ein ebenbürtiger Herr es mit Geschick zu bändigen weiß. Als oberste Aufgabe der Menschheit wird auch dem Künstler ewig vorschweben: die Erringung jenes geistigen Allgemeingefühls, das den vom Schicksal getriebenen Einzelmenschen über sein Schicksal erhaben macht, über inneres wie äußeres Schicksal. Jede Überschätzung der Persönlichkeit ist also gleichbedeutend mit Unterschätzung ihrer höchsten Schaffenskraft, wie auch des Kunstschaffens überhaupt.

Und demzufolge: je stärker sich in einer Zeit dies Unpersönlichkeitsbedürfnis regt, ob nun als soziale oder erotische oder sonstwie altruistische Hingebung, umso mehr wächst auch die Lust der Schaffenden, sich über die technischen Spezialitäten, die wiegesagt immer blos der Ausdruck des beschränkten Selbstbewußtseins sind, hinauszuheben zu überschauenden Zeit- und Welt- und Lebens-Sinnbildern, nicht mehr nur der sinnlichen Anschauung zu dienen durch eigentümlich stimmungsvolle „Naturausschnitte" und „Seelenzustände", die selbst den Eingeweihten anmuten wie Tempelwände voll Hieroglyphen, sondern wieder einmal Pyramiden zu bauen, von denen aus Jeder, der notabene die Mühe des Ersteigens nicht scheut, beseligt in den freien Himmel und über weites Land schauen kann. Ich will mit dieser bildlichen Floskel nicht etwa einer bodenlosen Himmelstürmerei das Wort reden, die sich auf Erden nicht zurecht zu

finden weiß. Im Gegenteil: es iſt ein Zeichen der Unreife, wenn man noch glaubt, den Himmel erſt erobern zu müſſen. Wir ſind ja jeden Augenblick — ich meine das ganz wirklich und wahr — mitten in allen Himmeln drin; die Erde iſt im Unendlichen genau ſo hoch oder tief zuhauſe, wie etwa die Sonne oder ein anderer Stern.

Das *wiſſen* freilich heute ſchon Viele; aber *fühlen*, als etwas Selbſtverſtändliches mitfühlen, mit Fleiſch und Blut und allen Nerven, tun es erſt recht Wenige. Und grade dieſes ſelbſtverſtändliche, genau ſo irdiſche wie überirdiſche Allgefühl, das jede andere Lebensempfindung, jede Einzelwahrnehmung, jeden Gedanken des Schaffenden ſtützt und trägt, das eben iſt die magiſche Baſis, auf der ſich die großen Werke der Kunſt, die im bildſamſten Sinne vorbildlichen, immer wieder aufbauen. Das hat nichts zu tun mit dem Idealismus gewiſſer humaner Tendenzpoeten, der nur temporärer Kritizismus und meiſtens ein ſehr barbariſcher iſt. Der künſtleriſch beſtrebte Dichter benutzt die humanen Ideen ſeines Zeitalters nur, um ſeine Gefühlskraft daran zu erproben, nämlich als ſeeliſche Diſſonanzen zwiſchen Menſchheit und Gottnatur, die er harmoniſch zu löſen hat. Er kann und will nichts weiter tun als eine bildliche Fühlung zum Leben ſchaffen, die alle kritiſchen Widerſprüche gegen die Schönheit und Herrlichkeit des ganzen Daſeins ganz und gar ausſchließt, alſo auch alle ſpeziellen Tendenzen. Das iſt der Idealismus des *Künſtlers*; und der liegt jeglichem echten Kunſtwerk zugrunde, auch wenn ſein Rohſtoff dem oberflächlichen Blick häßlich oder ſchrecklich erſcheint. Wer ſich dann durch dies bildliche Werk in der Tat vollkommen befriedigt fühlt, den hindert freilich nichts und niemand, darin nach einem beſonderen Richtziel für ſeine eigne Gefühlswelt zu fahnden. Und in dieſem Sinne — doch nur in dieſem — kann allerdings *jede* Kunſtgeſtalt, vom ganzen Opus bis zur geringſten Teilfigur, als *Vorbild* der Lebensführung aufgefaßt

werden, ſelbſt wider Abſicht und Meinung des Schöpfers; Falſtaff genau ſo gut wie Achilleus.

Wenn das erſt wieder vollkommen begriffen iſt, von den Genießenden wie Schaffenden, dann wird auch der Schauer vor dem Unergründlichen, den jede gründliche Beſchäftigung mit fremder Geiſtesarbeit in uns weckt, die Kunſtwelt wieder allgemein durchdringen; dann wird ſich dies Gefühl, als eine neue Ehrfurcht vor der ewigen Schöpferkraft, auch bald durch die Alltagswelt verbreiten, und dann wird dieſe Welt wohl endlich merken, daß ſich wieder eine religiöſe, auf deutſch allverbindliche Kunſt bei uns anbahnt. Die braucht nicht wie ein Sturm daherzufahren; auch im Säuſeln des Windes kann man Erhabenes hören. Dürers Gottvater auf dem Regenbogen über den ſieben Leuchtern und dem knieenden Johannes enthüllt in ſeinen beſcheidenen Formgrenzen die Allmacht ebenſo ſtrahlend, wie Michelangelos Apotheoſe der geſchlechtlichen Zuchtwahl, die den Himmel der Sixtiniſchen Kapelle zu ſprengen droht und in dem heilandsherrlichen Menſchenpaar des Jüngſten Gerichtes gipfelt. Der ehemalige Sinn dieſer Bilder mag heute ſchon halber Unſinn ſein; aber ihr Geiſt wird weiterwirken, ſolange die Sterne uns unerreichbar ſind.

Es iſt dem eindringlichen Kunſtgefühl auch völlig gleich und einerlei, ob jenes Tiefſte und Höchſte ihm durch naturale Anſchauungsfreude oder ſymboliſche Vorſtellungsluſt vermittelt wird; das Eine iſt ſo mittelbar und unmittelbar wie das Andre. Der formgewaltige Phantaſt zeigt im Symbol Natürliches, der Realiſt in der Natur Symboliſches. Die rhythmiſche Flut des Sonnenlichtes, die durch den ſcheinbar wüſten Tanzknäuel der Rubensſchen Kirmeßbauern brauſt, erhebt den andächtig Schauenden in eine nicht minder unendliche Seligkeit, wie der entſchwebende Puttenreigen in dem Dämmerungsglanz und Fackelſchimmer von Watteaus Abfahrt nach Cythere. Und das will doch wohl der machtvolle Künſtler: als ein Seher des all-

mächtigen Lebens betrachtet werden, nicht als Spezialartiſt einer Technik. Es gibt eben auch in der Kunſtgeſchichte Apokalyptiker und Evangeliſten, und Mancher iſt gar Beides zugleich. Wer ſich bei einer künftigen Menſchheit kanoniſches Anſehn erringen wird, das zu entſcheiden geht freilich zu allen Zeiten über die zeitgenöſſiſche Urteilskraft. Eins aber iſt ſicher: die Eigenart tut's nicht. Denn nur das Eine bleibt übrig von uns, wenn ſelbſt unſre Werke längſt verweſt ſind: Das, was den Andern Vorbild ward für ihre ſtete Fühlung zur Welt: die Tat unſrer Liebe.

Das Buch und der Leſer

Eine Unterſuchung des Verſtändniſſes

Bücher ſind wie ſpiritiſtiſche Medien; wer ſie nicht richtig zu fragen verſteht, dem antworten ſie falſch oder garnicht, und die meiſten Leute halten deswegen den ganzen Spiritismus für Schwindel, beſtenfalls für Selbſttäuſchung. Jener afrikaniſche Wilde, der einen Miſſionar aus der Bibel vorleſen hörte, ſich dann das Buch an die Ohren hielt und es ungläubig wegwarf, weil es ihm nichts ſagte: der ſteckt noch in jedem gebildetſten Leſer.

Ich will zum Beweis ein Erlebnis erzählen. Als ich Hofmannsthals „Ödipus und die Sphinx" das erſte Mal las oder leſen wollte, kam ich nicht über den erſten Aufzug hinweg. Diktion und Rhythmus ſtachen auffallend von ſeinen früheren Dichtungen ab, erinnerten mich hin und wieder an Dauthendeys ſchwungvolle Üppigkeit, hin und wieder an die drangvolle Knappheit meiner eigenen Verstechnik, dazwiſchen doch immer an Hofmannsthals einſtige haltungsvolle Gewundenheit, und das empfand ich als ein ſo tolles Stilgemengſel, daß ich mich einer heftigen, mehrfach wiederkehrenden Zwerchfellerſchütterung ſchlechterdings nicht erwehren konnte; ich legte ſchließlich

das Buch beiſeite, weil ich mich einigermaßen ſchämte, einen ernſthaften Dichter auszulachen. Bald nachher traf ich mit ihm zuſammen, in einem Kreis erfahrener Kunſtfreunde, und geſtand ihm meine Verlegenheit gegenüber ſeiner neueſten Dichtung. Er war daraufhin ſo liebenswürdig, uns die zweite Hälfte des erſten Aufzugs, die ich als beſonders unharmoniſch empfunden hatte, vorzuleſen. Und merkwürdig: trotzdem Hofmannsthal mit ſeiner etwas brüchigen Stimme kein beſtechender Vorleſer iſt, auf einmal hörte ich den harmoniſchen Grundakkord. Ich habe ſpäter die Dichtung nochmals, und diesmal vollſtändig, geleſen und verſpürte nichts mehr von jener Mißwirkung. Ich merkte, daß ich beim erſten Mal mit allzu dramatiſchem Gehör auf die momentan metriſchen Diſſonanzen der ſenſuellen Affekte geachtet und ſo die lyriſch perpetuelle Rhythmik der ſentimentellen Motive überhört hatte. Nun, wenn das einem Fachmann paſſieren kann, wie mag ſich dann erſt der unzünftige Leſer gegen manches Buch benehmen, in dem ein neuer Geiſt rumort?

Abſichtlich ſpreche ich darüber mit fachmänniſcher Gemütsruhe; denn mit der menſchlichen Leidenſchaft, die auch Künſtler gegen einander einnimmt, hat der Unverſtand des Leſers zunächſt nichts zu tun. Ein Buch zu leſen, iſt allererſt eine bare Verſtandestätigkeit, gleichviel ob wir ein dichteriſches oder wiſſenſchaftliches oder ſonſtwie ſchriftſtelleriſches Werk in uns aufnehmen. Immer handelt ſichs vorbedinglich um das Verſtändnis der Fachſprache, und hierfür bringt der einſchlägige Handwerksmann doch mehr Geſchultheit mit als andre Leute. Wer das A-B-C noch nicht zu leſen verſteht, dem iſt ein Fibelvers nicht verſtändlicher als eine mathematiſche Formel; doch je mehr er es verſtehen lernt, deſto umfänglicher wird das A-B-C, deſto umſtändlicher die Verſtandesarbeit. Denn wie geht jeder Leſer zu Werke? Sein mehr oder minder bewußter Verſtand, je nach dem Grad eben ſeiner Schulung, überſetzt gewohnheits-

gemäß den optiſchen Eindruck der Schriftzeichen in akuſtiſche Ausdrucksmittel, dieſe wiederum teils in Gehörswahrnehmungen, teils in Geſichts- und andere Taſtvorſtellungen, dieſe aus der blos ſinnlichen Einzelempfindung in vernünftige Gefühlszuſammenhänge, und dann erſt entſteht die rätſelhafte Gemütsbewegung, die den ganzen angeſammelten Schwarm von dreifach zwieſpältigen Gedankenbeziehungen zu geiſtiger Bedeutung vereint und uns mit ungewohnter Leidenſchaft für oder wider den fremden Geiſt erfüllt. Noch verwickelter wird der Vorgang dadurch, daß er von Satz zu Satz neu einſetzt und doch die Erinnerungsbilder der Vorderſätze immer mit veranſchlagen muß; ſo befindet ſich der Leſer fortwährend in einem Wirbelwind kalter Verſtandesluft, der unwillkürliche Gefühlsgluten anfacht.

Auch dem wiſſenſchaftlichen Leſer ergeht es ſo, wenn er ſich über den Wahrheitswert irgend einer Schlußfolgerung entſcheidet; immer ſpringt ſchließlich ein Gemütsfunke aus der Reibung der Verſtandeskräfte. Nein, wird man einwenden: in der Wiſſenſchaft ſind die Gefühle Nebenumſtände, in der Dichtung dagegen der Hauptbeſtand. Aber iſt dem wirklich ſo? Gipfelt die geiſtige Schönheit nicht ebenſo hoch über jeder Gefühlserregung wie die Wahrheit und die Gerechtigkeit? Und wurzeln nicht alle drei dennoch tief in Gründen des Gemütslebens? Ja, es kommt überall gleichermaßen auf Erkenntnis ſeeliſchen Lebens an; nur die Erkennungszeichen ſtehn in verſchiednem Verhältnis der ſinnlichen und vernünftigen Darſtellungsmittel. Welche Vorarbeit muß der Verſtand ſchon leiſten, um ſich blos erſt in das beſondre Verhältnis der originalen zu den traditionellen Beſtandteilen eines Sprachwerks hineinzuverſetzen! In der ſogenannten reinen Wiſſenſchaft iſt dies Verhältnis am leichteſten zu erhorchen, weil deren lautliche Darſtellungsmittel überwiegend auf generelle Logik hin abgeſtimmt ſind, ſodaß die individuelle Intuition des Verfaſſers dem Leſer ſehr deut-

lich ins Gefühl ſchlägt, wenn auch nur dem genügend geſchulten Leſer. Aber bereits die populäre Wiſſenſchaft iſt in ihrer formalen Technik ſo mit perſönlich ſenſuellen und ſentimentellen Elementen durchſetzt, daß ſich die intellektuellen Faktoren kaum noch ſcharf davon ſondern laſſen. Und je mehr ſich die redneriſche Darſtellung der eigentlich dichteriſchen nähert, um ſo ſchwieriger wird die Sonderung wie die Zuſammenfaſſung der Lautbilder, und der Leſer läuft immerfort Gefahr, daß der Funke der Erkenntnis zu früh aufflammt und in dem Schwarm der Gefühle entweder erliſcht oder aber Brandſchaden ſtiftet, wie bei mir in Anſehung Hofmannsthals.

Denn gerade die Technik der reinſten Dichtung, die Verskunſt, nein die lyriſche Verskunſt, denn auch Epos und Drama fußen auf lyriſcher Rhythmik: grade die verflicht allgemeinſte Denkbegriffe der Sprache ſo eng mit eigentümlichſten Empfindungsbegriffen, daß man nirgends unmittelbar den Vorſtellungswert, geſchweige den Erregungswert der Lautwahrnehmungen abſchätzen kann, ſondern nur durch vielfältigſte Rückſchlüſſe. Man vergleicht zwar die Lyrik gern mit der Muſik, weil auch die nur indirekt durch Gefühlserregungen zur Erkenntnis geiſtiger Lebensverhältniſſe führt; aber der lyriſche Divinationsprozeß iſt noch um vieles indirekter. Nur zu Anfang geht die Verſtandesarbeit in annähernd ähnlicher Weiſe vor ſich: ob ich ein Notenblatt leſe oder einen poetiſchen Text, ich überſetze einen äußerlichen Geſichtseindruck in einen innerlichen Gehörsreiz, wenngleich es ſchon einen Unterſchied macht, ob ich mir einen geſprochenen Laut oder einen geſungenen Klang vorſtelle, oder gar einen klaren Inſtrumentalton. Dann jedoch wird der Unterſchied klaffend: das Klangbild der Tonſprache überſetzen wir unmittelbar in eine Vorſtellung von Gefühlszuſammenhängen, das Lautbild der Wortſprache großenteils erſt auf dem Umwege über mannigfache Geſichts- und Taſt-

empfindungen nebſt allerlei Hilfsbegriffsgedanken, nur zum kleineren Teil direkt akuſtiſch. Und dabei meint jeder Leſer einer Dichtung, er ſei genügend vorgebildet durch ſeine gewohnte Sprachkennerſchaft, und traut ſich in ſeinem lieben Gemüt ein unfehlbares Geſamtverſtändnis zu, wo doch ſchon die einzelnen Darſtellungsmittel x-mal mittelbarer wirken als bei jeder anderen Kunſt und durch eine viel ungewohntere Sinnbilderfülle die ſchließliche Erkenntnis vermitteln als bei irgend einer Wiſſenſchaft.

Wieviel Fallgruben für das Verſtändnis öffnen ſich ſchon bei der erſten Erweckung der ſcheintoten Schriftzeichen zu lebendigen Lautbildern! Es iſt nicht gleichgiltig, mit welcher Stimme, ja nur mit welchem Zeitmaß der Stimme, man ſich einen Vers oder gar ein Buch Verſe im ſtillen laut vorgeleſen denkt. Unwillkürlich legen wir da zunächſt unſre eigene Stimme unter; aber der Dichter meint Seine Stimme, oder vielmehr die verſchiedenen Stimmen ſeiner imaginären Perſonen, denn auch das Ich des Lyrikers iſt wechſelnde Phantaſiefigur, vielleicht noch wechſelnder als die Charaktermasken, die der Dramatiker ſeiner Seele vorheftet. Keine Orthographie und Interpunktion reicht aus, um auch nur die gewichtigſten Betonungsverhältniſſe zwiſchen den Satzgliedern einer einzigen Strophe unzweideutig durchs Auge ins Ohr zu bugſieren. Was wird nicht alles verſucht, um das flüchtige Auge ruhſamer an das Schriftwort zu feſſeln und ſo das Ohr des Leſers aufmerkſamer für die Bewegtheit der Sprache zu ſtimmen. Der eine Dichter ordnet die Zeilen nach der Mittelaxe des Druckſpiegels, um ſeine irreguläre Rhythmik durch den Kontraſt der optiſchen Symmetrie noch ſinnfälliger hervorzuheben; der andre markiert ſeine reguläre Metrik, um die akuſtiſche Harmonie ſeiner rhythmodynamiſchen Diſſonanzen vonvornherein außer Zweifel zu ſtellen. Manch einer kann ſich garnicht genugtun mit Gedankenſtrichen, Stimmungspunkten, Ausrufzeichen und Sperrfingerzeigen, und möchte

womöglich auch noch die Beiwörter mit Großen Anfangsbuchstaben ſchreiben; einige andre ſchreiben faſt alles klein und würden am liebſten gar keine interpunktionen ſetzen damit der leſer noch länger zwiſchen den zeilen rätſelt und ein möglichſt eindringlicher hörer wird. Hilft nns aber alles nichts; wir bleiben doch immer auf den Glücksfall des uns annähernd gleichgeſtimmten Gehörs angewieſen, ſo ſehr wir mit ganzem Gemüt danach trachten, jede Menſchenſeele in unſern Bannkreis zn zwingen. Muß ſchließlich noch der Herr Buchverleger, Buchdrucker und Buchbinder helfen, durch ungewöhnlich gutes Papier, außerordentlich ſchöne Lettern und ſonſtige „ſelten gediegene" Ausſtattung den Gewohnheitsleſer zu verlocken, daß er ſich ausnahmsweiſe andachtsvoll mit unſerm wertvollen Werk befaſſe.

Aber ach: je mehr das Buch ſelbſt Kunſtwert erlangt, je mehr es durch äußeren Augenreiz den Leſer ſinnig und willig ſtimmt, nmſo mehr gerade verführt es ihn, ein Leſer des ſtillen Wortes zu bleiben, ſtatt ein Hörer des lauten Satzes zn werden, und umſo mehr zugleich verführt es die Dichtkunſt znr inneren Augendienerei. Der Dichter iſt ja auch ſelber Leſer; und je mehr ihn die Buchdruckerpreſſe gewöhnt hat, als Leſer ſtatt als Hörer zn dichten, umſo ſtumpfer hat ſich die Wahrnehmungskraft für die Gehörsreize der Sprache verflacht, umſo ſchärfer haben ſich die Darſtellnngsmittel auf Geſichtsvorſtellungen zugeſpitzt, d. h. nmſo ſchwatzhafter iſt die Dichtung geworden. Sehr ſelten wird jetzt noch ein Lied erfunden, das ſeine organiſche Melodie ſo einfach vernehmlich in ſich trägt, wie die Muſchel in ihren Windnngen ſummt. Viele Gedichte unſrer echteſten Dichter ſind ſchon dermaßen überladen mit pittoreskem Brimborium, daß ſie an Feuilleton-Proſa ſtreifen. Oder wo doch noch mit Klanganſpielungen unmittelbar aufs Gefühl gezielt wird, da pankt man meiſt ſo fauſtdick drauflos, als ſolle die Predigt Johannis des Täufers vor den taubſtummen Steinen Ereig-

nis werden. Und wer die beiden extremen Elemente gar noch ins Gleichgewicht ſetzen will, der verübt ein ſolches Panoptikumkonzert hyperſymboliſcher Metaphern, daß die verzwickteſten Rätſel der Turandot wahre Kinderſpiele dagegen ſind. Alldas bereichert natürlich ungeheuer die ſinnlichen Wirkungsmittel der Dichtkunſt, blos leider auf Koſten der geiſtigen Wirkung. Denn je empfindlicher die Umwege vom Verſtändnis der einzelnen Sinnbilder zur Erkenntnis des ganzen Bildſinnes auffallen, deſto zerſtückelter, alſo unvollkommener tritt die Gemütsbewegung ein, die den lebendigen Bildungswert des ſchönen Phantaſiephänomens erſt wirklich fortpflanzt von Geiſt zu Geiſt. Und es bleibt ewig ein dürftiger Troſt, daß noch niemals ein Menſch den andern durchaus vollkommen begriffen hat.

Welcher Dichter blickt nicht zuweilen mit Grauen und Abſcheu auf ſeine eigenen Bücher, dieſe Mumien ſeiner Phantaſie, denen immer erſt eine fremde Seele den Auferſtehungsodem einblaſen muß, und die doch ſtets vom geſpenſtiſchen Dunſt des ſtummen Sarges umſchleiert bleiben. Ja, könnten wir jedem, der uns hören will, wenigſtens ſelber das Buch vorleſen! Dann würde wohl mancher dasſelbe Wunder erleben, das meine Taubheit vor Hofmannsthal linderte. Denn in der körperlich warmen Menſchenſtimme beben von Anfang an alle Zauberkräfte der ſchöpferiſchen Seele in eins, alle die heimlichen Verwandlungskünſte und redlichen Naturumwandlungen, die ſich der Leſer erſt nach und nach zwiſchen den Zeilen zuſammendeuten muß. Einſt, als die Dichter noch fahrende Sänger waren, gehörte es mit zu ihrem Beruf, den Menſchen das Wort recht vernehmlich zu machen; und es iſt keine Imitation einer reproduktiven Virtuoſenmode, ſondern Symptom einer produktiven Epoche, daß auch heute wieder die Künſtler des Wortes ſelber als Vortragskünſtler auftreten. Freilich, es iſt ziemlich zeitraubend, verſtockte Ohren zu erweichen; und in

unſrer Zeit der Arbeitsteilung wird es dem Dichter womöglich übelgenommen, wenn er als Anwalt des mündlichen Mitteilungstriebes ein paar Gedichtbücher weniger ſchreibt. Aber ob er der Mit- und Nachwelt dann wirklich etwas vorenthält? Was einer an Schöpferkraft in ſich hat, das ſetzt er allemal in die Welt, ob nun durch hundert Pfropfreiſer oder zehn Wurzelſchößlinge. Die paar kurzen Lieder, die uns die fahrenden Leute der Vorzeit hinterlaſſen haben, ſind ſicherlich unſterblicher, als die tauſend bandwurmlangen Proſa-Romane, mit denen unſre Schreibtiſchhocker jahraus jahrein die Welt beglücken. Und vielleicht geneſt der gebildete Europäer dermaleinſt von der närriſchen Leſewut, die ſeine Augen immer gieriger, ſeinen Verſtand immer ſpitzfindiger, ſeinen Geiſt immer kurzſichtiger und ſein Gemüt immer ſchwerhöriger gemacht hat.

Das Buch wird drum doch ſeinen Wunderwert als ſpiritiſtiſches Medium behalten und dann ſogar erſt recht offenbaren. Auch jener afrikaniſche Wilde hat die Bibel ja ſchließlich vors Auge genommen; aber er würde es niemals gelernt haben, hätte ſein chriſtlicher Mitmenſch ihm das Wort Gottes nicht immer wieder durchs Ohr zu Gemüte geführt.

Philoſophiſche und poetiſche Weltanſchauung

Anſprache im Moniſtenbund

Werte Zuhörer! Der Vorſtand Ihres Vereins hat mich erſucht, die heutige Vorleſung meiner Dichtungen mit einer kurzen Darlegung meiner Weltanſchauung einzuleiten, indem er mir zugleich erklärte, ich ſei ein beſonders origineller Repräſentant des „eſoteriſchen Monismus". Ich habe den Wunſch des Vorſtandes abgelehnt, kann auch die ſchmeichelhafte Liebeserklärung nur mit Glaßeehandſchuhen annehmen, und möchte Sie eindringlichſt davor warnen, aus den Werken lebender

Dichter und überhaupt zeitgenössischer Künstler das herausfinden zu wollen, was man heute unter Weltanschauung versteht, nämlich einen begrifflichen Leitfaden, mit dem sich der zweifelrische, aber glaubensbedürftige Verstand im Labyrinth der Ursachen und Wirkungen einigermaßen zu orientieren sucht.

Der Künstler denkt nicht in Verstandesbegriffen, wenn er bei seiner Arbeit ist; er denkt in Gefühlsvorstellungen. Er will nicht erst zum Glauben gelangen, sondern er geht vom Glauben aus. Er glaubt an alles, was da ist in der Welt; er glaubt auch an die verschiedenen Weltanschauungen, die in seiner Zeit miteinander kämpfen. Ich habe einmal einem Politiker, einem Konservativen echten Schlages, der mich fragte, was ich nun eigentlich sei, Sozialdemokrat oder Anarchist, nationalsozial oder liberal — dem habe ich geantwortet: „unter anderm auch konservativ!" Und so könnte ich auch Ihnen sagen: ich bin unter anderm auch Monist, d. h. unter Umständen auch Dualist, oder Trialist oder Milliardist, oder sagen wir mal Polymonist.

Der Künstler umfaßt alle Welt mit Liebe. Selbst was er persönlich haßt und verachtet im Leben: sobald es ihn reizt, es in Kunst umzusetzen, ergreift ihn unwillkürlich die Liebe zur Sache. Es kann also jeder Genießer aus jedem Kunstwerk die Philosophie, Moral, Religion herausdeuten, die grade ihm die liebste ist. Das schließt schon aus, daß der Dichter als Dichter eine originelle Philosophie oder Theosophie darbieten kann; denn die ist immer unduldsam gegen anders gesinnte Originale, also im ernstesten Sinne unliebenswürdig. Er kann bestenfalls ein Echo sein all der weltbedeutenden Ideen, um die in seiner Zeit gekämpft wird.

Sehen wir uns einmal den Dichter an, der heute in Deutschland vorzugsweise als Weltanschauungsdichter gerühmt wird: Goethe. Wir finden keine solche Idee bei ihm, die wir nicht

auch bei anderen Wortführern ſeiner Zeit und Vorzeit finden können, bei den Humboldt, Schlegel, Schleiermacher, Schelling, Kant, Lamarck, Spinoza uſw.; und wir finden viele Ideen bei ihm, die einander durchaus widerſtreiten. Nur weil er ſie bei der Aneignung mit ſtärkerer Leidenſchaft erfaßte, mit tieferer Liebe und höherem Glauben im Augenblick der Wortſchöpfung, nur deshalb gilt er uns als der typiſche Repräſentant ſeiner Zeitgenoſſen; und nur weil wir die verſchiednen Ideen, denen jene Männer ihr Lebenlang getrennt und einzeln nachhingen, in dieſem Einen zuſammengefaßt ſehn, nur deshalb entnehmen wir daraus ein gemeinſames Gedankenband, die ſogenannte einheitliche Weltanſchauung jener ſehr mannigfach denkeriſchen Zeit.

Denn eine einheitliche Weltanſchauung hat es in Wirklichkeit niemals gegeben, zu keiner Zeit und in keinem Volke; es gibt auch heute keine zwei Menſchen, die unter „Monismus" genau dasſelbe verſtehen. Nur wenn wir zurückblicken auf vergangene Zeiten, dünkt uns dieſe oder jene Gedankenverbindung die ſieghaft überwiegende. Aber wenn ſich die bei einigen Dichtern, wie z. B. auch bei Dante, Äſchylos, Kalidaſa, Rumi, Litaipe, mit beſonders originellem Pathos ausſpricht, dann wollen wir doch ja beachten, daß die Originalität nicht in den Gedanken ſteckt, ſondern eben in dem Pathos, in dem mächtigen Aufruhr der Gefühle, der mit den Gedanken ſein bildhaftes Spiel treibt.

Nehmen wir ſogar einmal an, es könnte ein Allerweltsgenie geben, in deſſen Schädel ein gleichermaßen origineller Philoſoph und Poet beiſammen hauſten. Ich meine nicht jene Zwitterbegabung, bei der (wie z. B. in Nietzſche und Schiller) ein ſtarkes Talent der einen Gattung mit einem ſchwächern der andren verkoppelt iſt; ſondern eben ein pures Genie, in dem beide Talente gleich kräftig wären. Wie ja manche Leute behaupten, daß Shakeſpear und Bacon in der Tat dieſelbe Per-

ſon geweſen ſeien; worüber freilich jeder lächeln wird, der Bacons Novum Organon und Shakeſpears Dramen gründlich kennt. Aber nehmen wir an, ſie waren wirklich ein und dasſelbe Wundertier: ja, dann hat eben dieſes Wundertier, um ſeine originelle Philoſophie, ſeine neue Gedankenwelt darzuſtellen, ſeine drei philoſophiſchen Werke geſchrieben —: in ſeinen poetiſchen Werken dagegen, das wird wohl ſelbſt der abſtrakteſte Kommentator zugeben, da kam es ihm eben auf Poeſie an, alſo durchaus nicht auf eine Gedankenwelt, ſondern auf eine Welt von Gefühlsgeſtalten, in der die Gedanken nur dazu dienen, ſich gegenſeitig ins Bockshorn zu jagen, oder (tragiſch betrachtet) einander den Hals umzudrehen.

Man braucht drum noch lange nicht zu folgern, der Dichter ſei nur ein Rohr im Winde, jedem phantaſtiſchen Stimmungshauch unterworfen, und daher fürs wirkliche Menſchenleben eigentlich unzurechnungsfähig. Wenn dem ſo wäre, dann bliebe wohl alle Dichtung außer Rechnung fürs Leben der Menſchheit; und das bleibt ſie doch keineswegs. Der Dichter hat freilich keine Gedankenkette, an der er ſich ſelbſt und andere Leute auf dem wilden Weltmeer verankern kann; aber er trägt einen Gefühlskompaß in ſich, der ihm und andern die Richtung weiſt, wo in der Windroſe der Augenblicksleidenſchaften ſeine ſtärkſten und liebſten Empfindungen zum dauernden Pol zuſammenſchießen, zum ſichern Geſichtspunkt gegenüber der Welt. Das ſittliche Wort dafür iſt Selbſtzucht.

Das iſt der ideale Punkt, dem jeder Künſtler in ſeinen Gebilden zuſtrebt, und zu dem er ſchließlich auch die hinbildet, die er bezaubert durch dies Streben, durch dieſe liebreiche Anziehungskraft. Das iſt es auch, was Goethe meinte, als er ſeinen Prometheus ſagen ließ: „Hier ſitz ich, forme Menſchen! ein Geſchlecht, das mir gleich ſei!“ Und nach dieſem weltumformenden Lebenszweck, ob er nun göttlich oder übermenſchlich oder allgemein-menſchlich genannt wird, mögen alle die unter

meinen Hörern, denen der ſogenannte rein künſtleriſche Genuß keine genügende Belohnung für die Anſtrengung des Zuhörens iſt, auch in meinen Dichtungen fahnden.

Der Olympier Goethe

Ein Proteſt

Eine öffentliche Geſellſchaft von allerlei ſtrebſamen Bürgersleuten hatte mich einmal eingeladen, Gedichte von Goethe zu deklamieren. Seit langer Zeit zum erſten Mal wieder las ich nun ſeine lyriſchen Werke von A bis Z und der Reihe nach durch, um die heute noch lebensvollſten, menſchlich wirkſamſten Gedichte für den Vortrag auszuwählen, alſo abſehend von artiſtiſcher und literarhiſtoriſcher Feinſchmeckerei, und da erlebte ich eine Überraſchung. Ich fand einen weſentlich anderen Goethe, als ich ihn in der Vorſtellung trug, und als er wahrſcheinlich vielen Deutſchen von der Schulbank her vorſchweben wird.

Das Bild des weiſen Herrn Geheimrats, des harmoniſchen Olympiers, das der pädagogiſche Biederſinn unſrer meiſten Literaturprofeſſoren von ihm hergerichtet hat, verſank vor mir in einem chaotiſchen Nebelbrodem von Schmerzen, Leidenſchaften und Zweifeln, aus denen nicht ein olympiſcher, ſondern — um im antiken Gleichnis zu bleiben — ein titaniſcher Genius einen Kosmos herauszuläutern ſucht; oder im Geiſt unſerer Zeit geredet, nicht der Wille eines Ober-Regierungsrates, ſondern etwa eines Mienen-Ingenieurs, der ſich hinabarbeitet in die Wetterſchächte grauenvoller Naturgewalten, hinab zu den unterirdiſchen „Müttern", um ihre Kräfte heraufzufördern an das verklärende Tageslicht des väterlichen Heimatbodens, zu den „Gefilden hoher Ahnen." Alſo eine fortwährende Klärungsarbeit der Seele, keine jemals vollkommen erreichte oder gar von Hauſe aus mitgebrachte ſogenannte Abgeklärtheit.

Was jene oberflächliche Meinung über den Vielumfaſſenden

aufkommen ließ, das war ſein allzeit ſchlagfertiger Verſtand, der auch das Alltäglichſte in Beziehung zur allgemeinen Wohlfahrt zu ſetzen wußte, ſeine geſellige Vernunft, die im Leben die Maske des Gleichmuts vor die einſam grübelnde Seele nahm und in der Kunſt das ernſte Spiel mit heiteren Tändeleien miſchte. Das aber hat nicht den großen Dichter gemacht, der alles Menſchliche in uns aufſchürt und in ein Göttliches umzuſchmelzen ſtrebt; ja, es iſt fraglich, ob man nicht einſt über den artigen und verſtändigen Goethe, der für jede Gelegenheit ein geſcheites Sprüchlein oder zierliches Reimlein in Bereitſchaft hatte, ziemlich achſelzuckend urteilen wird, ſobald wir nämlich endlich einmal der neunmalklugen Redſeligkeit unſrer Dreiviertelsbildung entwachſen ſind.

Er verſtand freilich auch das kleine Veilchen mit allen Würzelchen zu erfaſſen, und manchmal tut er gar wie der Schmetterling, der unbekümmert von Blume zu Blume gaukelt; aber wo ſich ſein ganzes Inneres auftut, da quillt die bodenloſe Verzweiflung hoch, die mit dem Leben *nicht* fertig werden kann. Da entſtehen die ſchwankenden Geſtalten alle, durch die er ſich die dämoniſche Qual der „zwei Seelen ach in der Bruſt" immer wieder vom Herzen zu ſchaffen ſucht, die Werther, Clavigo, Weislingen, Egmont, Taſſo, Oreſt, Wilhelm Meiſter und Eduard; da entſteht Fauſt mit ſeinem Schatten Mephiſto, und da auch entſtehen als die unmittelbarſten Zeugniſſe dieſer furchtbaren Zwieſpältigkeit ſeine ergreifendſten Gedichte. Denn, wie er ſelber es ausgeſprochen hat:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
ihren Lieblingen ganz:
alle Freuden, die unendlichen,
alle Schmerzen, die unendlichen, ganz! —

Erſt wenn man ſich das zu Gemüte führt, erſt dann lernt man auch die gewaltige Kunſt in dieſen Gedichten ganz würdi-

gen, die bindende Kraft, die den wirbelnden Stoff einer so widerſpruchsvollen Gefühlswelt ſo knapp zuſammenzuordnen vermochte. Es iſt manchmal, als müßte all dieſe Wortſchönheit ſich ſelbſt von innen heraus zerſprengen, wenn man nur erſt die erſchütternde Fülle ihres geheimſten Sinnes begriffen hat, ſo z. B. den grauſigen Todesſchauder in Mignons ſcheinbar ſeliger Sehnſucht nach dem „Land, wo die Zitronen blühn“ (letzte Strophe) — oder den wilden Galgenhumor in dem lehrhaft tuenden Trinklied „Vanitatum Vanitas“; wer ein ſolches Gedicht noch mit faſt 60 Jahren ſchreibt, der iſt weit entfernt vom olympiſchen Ruhekiſſen.

Kurz geſagt: es heißt Goethe verkleinern, wenn man ihn als Olympier anſpricht. Soweit er wirklich olympiſche Anlagen hatte, war er weder ein Zeus noch ein Apoll; dazu mangelte ihm vor allem andern die unerſchütterliche Hartherzigkeit dieſer antiken Ideale. Nicht einmal ein Dionyſos war er in ſeinen unbekümmerten Stimmungsſtunden, ſondern höchſtens ein Ganymed oder Hermes, ein Spender der Anmut und Lebensklugheit, und mehr im römiſchen als im griechiſchen Sinne, wie er ſelbſt einmal zu Herrn Eckermann ſagte.

Aber wodurch er uns groß erſcheint, ſo groß, daß wir ihn mehr bewundern oder doch ſicherlich mehr lieben als ſeine vielfachen Vorbilder, das ſind nicht dieſe Eigenſchaften. Das iſt ſein ruhelos ringendes Doppelweſen, kraft deſſen er ſelber ein Vorbild wurde, ein Vorbild für jede Übergangszeit, d. h. für jede urſprüngliche, neue Werte entdeckende Zeit: ſeine unerſchöpfliche „Werdeluſt“, die ſich mit prometheiſcher Inbrunſt und paracelſiſcher Phantaſie in alle leidvollen Anfangsgründe einer neu aufſtrebenden Menſchheit verſenkte, weil ſie herſtammte aus dem Überdruß einer vollkommen vollendeten, abgetanen Freudenzeit.

Das altersmüde Rokoko hatte mit letzter mildeſter Grazie ſeine Jugendtage umſpielt; und nun ſucht er ſein ganzes Leben

lang einen Abglanz dieſer verrauſchten Schönheit über den brodelnden Aufbegehr der jungen Zukunft auszubreiten. Sie war ihm kein ſpieleriſcher Selbſtzweck mehr, dieſe Klangſchönheit ſeiner ſtärkſten Gedichte; ſie war eine zuchtvolle Notwendigkeit, um der verwirrend neuen Gefühlsgewalten überhaupt Herr werden zu können.

Und das auch wars, was ihn zur Antike zog, obwohl es ihm damals ſchon und mehr noch heute von manchem ehrlichen Deutſchtümler nicht ohne Grund verdacht ward und wird. Auch die Griechen hatten die Schönheit nötig; ihre ganze höchſte Kunſt und Dichtung, bis zu den alten Mythen zurück, iſt fort und fort auf das Eine bedacht, die dämoniſchen Kräfte zu bändigen, die im Blut dieſes ſeltſamen Volkes ſpukten, die lapithiſchen und kentauriſchen, mänadiſchen und hekatiſchen Triebe, die von Natur aus in ihnen ſtaken und mit barbariſcher Brutalität die mühſam errungene Kultur immer wieder gefährdeten.

Keiner aber der vielen Gräkomanen, die ſeit Winckelmann Deutſchland überſchwemmten, hat mit ſo ſchmerzlicher Klarheit wie Goethe erkannt, daß jede Heraufführung neuer Kultur, weil ſie alte Kultur untergraben muß, zugleich auch wieder und immer wieder barbariſche Inſtinkte mit aufrührt, und daß grade der deutſche Volkscharakter zu dieſer rohen Kehrſeite der menſchlichen Entwicklungskraft neigt.

Es iſt ſein höchſter und reinſter Ruhm, daß er unabläſſig gegen dieſe Gefahr, die auch in ſeinem Charakter lauerte, ſeinen beſten Kunſtwillen aufgeboten hat, nicht wie ein ausgelernter Altmeiſter blos, dem die mancherlei Spiegelfechtereien der poetiſchen Technik glatt von der Hand gehen, ſondern als ein ſteter Lehrling des Lebens, in oft ſehr verzweifelter, manchmal vergeblicher, immer aber „ſtrebend bemühter“ und eben dadurch „erlöſender“, für uns alle vorbildlicher Notwehr.

Und deshalb wollen wir ihn nicht länger auf den hin-

fälligen Götzenthron verſtorbener ſorgloſer Götter ſetzen, ſondern uns der Grabſchrift erinnern, die er ſelbſt ſich geſchrieben hat:

Denn ich bin ein Menſch geweſen,
nnd das heißt ein Kämpfer ſein.

Grabrede auf Liliencron

22. Juli 1909

Liebe Freunde und ihr Mitfühlenden alle! Wir müſſen nun Abſchied nehmen von dieſem Toten, deſſen Leben uns unſäglich beglückt hat. Es würde nicht in ſeinem Geiſt ſein, hier viele Worte darüber zu machen, was wir an ihm verloren haben. Es würde erſt recht nicht in ſeinem Geiſt ſein, hier unſern Schmerz in die Welt zn rufen und einander das Herz noch ſchwerer zu machen. Wenn er jetzt unter uns treten könnte, er würde ſagen: „Kopf hoch, Leute!" Er würde es ſagen, laut oder leiſe, mit ſeinem hellen trotzigen Lachen oder mit ſtillem gütigen Lächeln. Wir Wenigen, die ihm die Nächſten waren, nnd die wir es anfangs kaum faſſen konnten, als er ſo jäh uns entriſſen wurde, Er, deſſen Jugendkraft unverwüſtlich ſchien, plötzlich vernichtet durch einen Hauch, durch nichts als einen tückiſchen Windhauch — nein, wir können es immer noch nicht faſſen. Aber nicht wir Nächſten allein ſtehen hier um die Grube verſammelt, in die ſeine ſichtbare Geſtalt jetzt verſenkt wird; wir ſtehen hier mitten in einer Gemeinde, die weit über dieſen Friedhof hinausreicht, grenzenlos weit ins Leben hinaus, vereint durch ſein unſichtbares Bild, das uns der Tod nicht entreißen kann. An ſolchem Grab wollen wir nicht trauern, wir wollen unſre Herzen erheben! Wenn wir weinen müſſen, iſt es nicht blos aus Schmerz; es iſt aus überſtrömender Dankbarkeit, daß wir ſo Unendliches mitfühlen können. Des Dichters

unvergängliches Werk, des Menſchen unvergeßliches Weſen: ich weiß nicht, wodurch er uns mehr erhebt. Er war einer von den herrlich Gefügten, deren Leben und Dichten gleich kühn emporſteigt aus ihrer unverbrüchlichen Seele, ſo vollkommen gleich in freier Schwebe wie der herrliche doppelte Regenbogen, der ſich geſtern, nachdem wir in ſeinem Hauſe den Sarg über ihm geſchloſſen hatten, über den ganzen Himmel Hamburgs ſpannte, eine überirdiſche Ehrenpforte. Der Freiherr von Poggfred, ſo ſteht er vor uns, hoch über allem Standes- und Sittenzwang, aber treu jeder ſelbſtgewählten Pflicht bis tiefſt hinab ins Selbſtloſe, in das wir Alle verkettet ſind. Helm und Degen liegen auf ſeinem Sarg; ſo hat ers verdient, der alte Soldat, der mit Leib wie Seele für uns gekämpft hat, für uns Deutſche und für uns Menſchen. Helm und Degen wird er nun immer tragen, und einen unverwelklichen Blumenkranz, wenn er im Geiſt vor uns auferſteht, nicht mehr nun der alte Soldat, ſondern der immer junge Held, der uns entzückt von Kampfplatz zu Kampfplatz führt wie zu einem hinreißenden Tanz. Denn ſo iſt er in Wahrheit durchs Daſein getanzt, noch bis zu ſeiner letzten Reiſe, die er mit Weib und Kind unternahm, um den liebſten Menſchen, die er hatte, ſeine geliebten Schlachtfelder zu zeigen. Dort hat ihn der feindliche Lufthauch getroffen, der die tödliche Entzündung entfachte; und dann iſt er dem Wink des Todes gefolgt, wie er den Winken des Lebens zu folgen pflegte, raſch dahin, ohne langes Gefackel. Ganz geſchloſſen iſt das Spiel ſeines Lebens, wunderbar ganz in ſich geſchloſſen, trotz aller Kreuz-und-Querzügigkeit; vollkommen vollendet auch noch ſein letztes Gedichtbuch, auf das er den Titel „Gute Nacht“ geſetzt hat, als ob er den Schlaf ſchon nahen fühlte, auf den er gefaßt war wie Wenige, ohne Furcht vor der ewigen Nacht, ohne Hoffnung auf einen jüngſten Tag, ſondern mit reiner ruhiger Ehrfurcht vor der unerfaßlich unerſchöpflichen Macht, die uns leben und ſterben läßt. Nein, er war nicht blos der

kindhafte Spielmann, nicht der harmloſe Junker Übermut, der liebenswürdig leichtſinnige, für den ihn Viele gehalten haben, die ſich nur an der bunten Oberfläche ſeiner reichen Einbildungskraft vergnügten, oder die ſich ärgerten an der allzeit offenen, zum Geben wie Nehmen offenen Hand des armen Schuldenmachers der Wirklichkeit. Er war auch der Mann der ſchweren Stunden, der einſamen Fragen und Gedanken, der auf Jeſus mit den Worten wies: „Nach Innen ſah ich ſeine Schmerzen weinen.“ Er hat nur deshalb das menſchliche Leben in ein launiſches Spiel der Natur umgedichtet, weil er den furchtbaren Ernſt unſres Lebens aus innerſter Erfahrung begriff, weil er ſich frei davon machen wollte, frei von der grauſigen Notwendigkeit und notwendigen Grauſamkeit, vor der ſein empfindliches Gewiſſen immerfort in Entſetzen geriet. Er hat ſich ja nicht als Jüngling zum Dichter geſchult, ſondern als Mann erſt, der vom Schickſal geprüft war, der auf Schlachtfeldern und in fremden Ländern die Menſchen hatte ringen ſehen. Das iſt das Wunder an ſeinem gereiften Geiſt, daß beides innigſt in ihm vereint blieb: der trotzige Jüngling, der unbedenkliche, und der gütige Mann, der nachdenkliche. Daher ſein ſtarkes, herzbefreiendes Lachen, das niemals zerriſſen geklungen hat, und zu dem ſein feines huſchendes Lächeln wie ein gedämpftes Echo ſtimmte. Daher das herzgewinnende Plaudern des mitteilſamen Menſchenfreundes, aber zugleich auch der lauſchend verſchleierte Blick des tief verſchwiegenen Menſchenkenners. Daher der edelmütige Zauber ſeiner ganzen Haltung und Zurückhaltung, dieſe ſeltſame Liebenswürdigkeit, der niemand ſich entziehen konnte, dieſe unwillkürliche Umgänglichkeit, ſelbſt wo er haßte oder verachtete, dieſe wohlbedachte Leutſeligkeit, der nur ſeine nächſten Freunde anmerkten, wieviel zarte und harte Menſchenſchen ſich darunter in einſamer Tiefe verbarg. Und daher auch die Zauberkraft des Dichters, durch die er ſelbſt ſeine trübſten und leidvollſten Einſamkeiten in helle Luſt für uns Alle verwandelt hat, dieſer große Unverkümmerte, der

uns nun mit ſeiner verklärten Stirn auch über den Abſchieds-ſchmerz noch hinweghilft, auf ſeinem Regenbogen dahintanzend über dem irdiſchen Getümmel. Habe Dank, du wundervolle Seele! Ich höre deine eigenen Worte: „Der Himmel lächelt ſeinem Sonntagskinde.“ Ruhe nun aus vom Menſchenelend, du tapferes, mildes, adliges Herz! —

Naivität und Genie

Spiritiſtiſcher Dialog

„Das iſt naiv“ ... Wenn wir das hören, wiſſen wir nicht ohne weiteres, ſoll das ein Lob, ein Tadel oder einfach eine Ausſage ſein. Beſonders Künſtlern paſſiert das oft; da iſt irgend etwas in ihren Werken, das hält der eine Betrachter für „recht naiv“, der andre für „vollkommen naiv“, wieder ein andrer für „gar zu naiv“, und ein abermals andrer für „nicht naiv genug“. Wenn man dann jeden von ihnen fragt, was er mit dieſem beliebten Fremdwort eigentlich habe ſagen wollen, erhält man regelmäßig eine Belehrung über das unbewußte Gemüt. Und wenn man hierauf zaghaft bemerkt, daß nach menſchlichem Wiſſen noch kein Gemüt in bewußtloſem Zuſtand ein Kunſtwerk verfertigt habe, auch daß ſich über das Unbewußte füglich doch wohl nichts wiſſen laſſe, dann wird man mit neuen Fremdwörtern heimgeſchickt. Vornehmlich die Wörter „Inſtinkt“ und „Genie“ ſpielen da eine kräftige Rolle; und wenn der Deutſche mit wuchtigſter Schlagkraft auf die Tiefe ſeines Gemüts pochen will, dann ſpricht er das Wort „Naturgenie“ aus. Bleibt dem Inſtinkt des erſchütterten, teils ganz naiven, teils mehr als naiven, teils nicht ganz naiven Frageſtellers anheimgeſtellt, ob er ſich für ein ſchlechtweg natürliches oder ein etwas übernatürliches oder ein ziemlich unnatürliches Naturgenie äſtimieren ſoll. Denn ſein bißchen Talent ſteht ja außer

Zweifel; nur ſcheint es ein wenig zu kultiviert, ſonſt würden jene wohlmeinenden Leute doch wohl nicht um ſeine Natürlichkeit hadern.

Merkwürdigerweiſe kann aber kein Künſtler umhin, ſein Talent nach Kräften zu kultivieren; und manches Genie, das mancher Kunſtfreund für nicht ganz ſtark genug erklärt, weil es leider nicht naiv genug ſei, iſt manchem ebenſo klugen Gönner blos leider nicht kultiviert genug. Alſo kam ich eines Tages auf die Vermutung, daß jenes rätſelhafte Fremdwort wohl etwas Andres beſagen müſſe als den ſogenannten genialen Inſtinkt, dieſen angeblich unbewußten Naturtrieb, der doch ſo ſonderbar ſelbſtbewußt auftritt, ſo eigenſinnig in ſich befangen; und ich ſuchte mir auf gut Deutſch zu ſagen, was denn „naiv" klipp und klar bedeute.

Da fiel mir zunächſt ein: unbefangen. Dann: unwillkürlich, triebhaft, urſprünglich, urwüchſig, freimütig, unverſtellt, ungezwungen. Dann ungekünſtelt, ungelehrt, unberechnet, unverdorben, unſchuldig, treuherzig, harmlos, bieder, geſund, friſch, lauter, wahrhaftig, ſchlicht, gemeinverſtändlich, einfach, einfältig; aber da kam ich ſchon in die Brüche. Einfältig: das konnte ganz nach Belieben „tumb" im guten altdeutſchen Sinne oder „dumm" im neudeutſchen ſchlechten bedeuten, konnte kindiſch ſowohl wie kindlich heißen, unvernünftig wie unvernünftelt. Und freimütig, unverſtellt, wahrhaftig: kann das nicht unverſchämt und frech, ungeſchlacht, grob und plump erſcheinen? Unwillkürlich: iſt das nicht unter Umſtänden richtiger unfreiwillig zu nennen, in einem recht lächerlichen Sinne? Unberechnet richtiger unüberlegt, unbeſonnen, unbedacht, unverſtändig? Hat nicht jegliches Tun etwas Triebhaftes, auch die durchtriebenſte Künſtelei?! Wird nicht gemeinverſtändlich und ſchlicht genannt, was oft ſchlechterdings nur gemeinplätzig iſt! Kann das Ungekünſtelte nicht das Kunſtloſe ſein, und das Kunſtloſe das Unkünſtleriſche! Und der Unverbildete: iſt er

nicht meistens — oder der Biedermann wohl stets — auch ungebildet, ungesittet, ungeschickt, unfein, täppisch, verlegen, also durchaus nicht ungezwungen, sondern eher verbohrt, beschränkt, befangen! etwa was die Franzosen bête titulieren.

Das alles also, sagte ich mir, kann hinter dem Naiven stecken. Ich war ausgegangen von unbefangen und war bei befangen angelangt; das grenzte doch arg ans bewußte Unbewußte. Ich war naiv genug gewesen, meinen gesunden Menschenverstand zu befragen, und war anscheinend auch noch naiv genug, mich nun von ihm genarrt zu fühlen; ich kam mir ein bißchen als deutscher Michel vor. Natürlich begann mein Instinkt nun erst recht nach der Erkenntnis zu begehren, bis zu welchem Grad ein Genie sich erlauben darf, naiv zu sein oder aber zu bleiben; denn es könnte ihm ja der Kulturberuf obliegen, oder vielleicht sogar der Naturberuf, sich selber gewisse Naivitäten um des menschlichen Selbstbewußtseins willen vernünftigerweise abzugewöhnen. Und da ich mich trotzdem, wie gesagt, von meiner bewußten Vernunft genasführt fühlte, so mußte ich wohl oder übel nun doch versuchen, das Unbewußte zu Rate zu ziehen.

Also beschloß ich, auf spiritistischem Wege ein von der kultivierten Menschheit offiziell als naiv anerkanntes Genie aus der Geisterwelt herbei zu zitieren, sei es nun aus der Unterwelt oder aus einer Überwelt. Am liebsten hätte ich selbstverständlich den Vater Homer heraufbeschworen; aber der war schon so lange tot, daß womöglich auch sein Geist nicht mehr lebte oder sich schon in irgendeine unerreichbare Welt verflüchtigt hatte. Wer blieb da übrig als der Altmeister Goethe, der von sämtlichen deutschen Professoren als das Non-plus-ultra moderner Naivität wie klassischer Kultur deklariert war, überhaupt als ein Muster an Harmonie; bei Shakespear war die schon zweifelhaft. Also ließ ich mir den Geist Goethe kommen.

Es ist das bei weitem nicht so schwierig, wie man gemein-

hin zu meinen geneigt ist. Man braucht nur ein gewisses Wissen von einem solchen Geist zu besitzen, wenigstens dem Namen nach, dann ist man bereits besessen von ihm; man braucht dann dies Wissen nur zu vergessen, d. h. das Bewußtsein dieses Wissens, sodaß nur das Unterbewußtsein noch weiß, von welchem geistigen Überbewußtsein man selbstvergessen besessen ist, und dann läßt man sozusagen im Schlaf diesen überbewußten Geist aus sich reden, der dadurch natürlich vollkommen erwacht. Die Wissenschaft nennt das Somnambulismus oder autosuggestive Hypnose und läßt es gewöhnlich durch ein Medium hysterischen Charakters besorgen. Das ist aber erstens sehr umständlich, denn man muß dem Medium immer erst die zweckentsprechende Suggestion zur Autosuggestion beibringen; zweitens auch sehr unzuverlässig, denn das Medium — naiv wie es ist — verwechselt leicht sein hysterisches Unterbewußtsein mit dem genialen Überbewußtsein und schwindelt dann dummes Zeug zusammen; drittens auch noch recht kostspielig, von wegen der Nervenheilanstalten. Man kommt bequemer, besser und billiger weg, wenn man sich selber auf einige Zeit seines Selbstbewußtseins im Geiste entäußert; nötigenfalls durch etwas Weingeist. Man darf dabei nur nicht unterlassen, die Autosuggestion darauf einzurichten, daß man sich an die Äußerungen seiner geistvollen Selbstentäußerung nachträglich noch zu erinnern vermag.

Das tat ich denn auch und merkte alsbald, wie sich Goethens Geist auf mich niederließ. Oder vielmehr: zu mir herabließ. Denn er schwebte vor mir in einem solennen, bis an die Kravatte zugeknöpften, goldgestickten Ministerfrack, mit einem großen Stern auf der Brust, und ließ ein höchst unwirsches Räuspern vernehmen. Ich, tief benommen, räuspre mich gleichfalls. Darauf Er, mit gänzlich lautloser Stimme: Ich bin zur Stelle, was wünschen Sie?

Ich, mit ganz ebenso lautloser Stimme: Euer Excellenz wollen gütigst verzeihen, daß ich mir so im Geist unterstehe,

Ihre erhabene Ruhe zu ſtören. Aber es handelt ſich um die Entſcheidung einer ungemein bedeutenden Frage, nämlich ob die geniale Natur eine im Sinne Euer Excellenz wie der übrigen Wirklichen Geheimen Räte der ewig bildungsbefliſſenen Menſchheit harmoniſche Kultur zu erlangen vermag, ſobald ſie nur ihren produktiven Inſtinkt, ſpeziell das poetiſche Talent, völlig naiv gewähren läßt.

Er, merklich ſeinen Unmut bezähmend: Da müſſen Sie unſern höchſt ſchätzbaren Freund, den Herrn Hofrat Profeſſor v. Schiller befragen.

Ich: Euer Excellenz wollen gütigſt glauben, daß ich des Herrn v. Schiller unſterbliche Werke, insbeſondere ſeinen berühmten Traktat über naive und ſentimentaliſche Dichtung, mit meinen bewußten Geiſteskräften faſt ebenſo ſorgfältig durchſtudiert habe wie Euer Excellenz eigene Schriften. Allein ich hoffe mir unbewußt eine klarere Aufklärung zu erwirken, als ich aus dieſen Erzeugniſſen eines weiland vernünftigen Seelenlebens zeitweilig zu gewinnen vermochte. Denn es werden in gegenwärtiger Zeit, was Euer Excellenz verewigtem Geiſt vermutlich nicht bewußt ſein wird, die Begriffe „naiv" und „ſentimental" nicht mehr ſo gegenſätzlich empfunden, wie Herr Profeſſor Schiller ſie nahm. Vielmehr erſcheint den Geiſtern von heute dieſe heftige Gegeneinanderſtellung als triebhafter Ausdruck einer Zeit, die ungleich gefühlvoller war als die jetzige und deshalb auf eine heilſame Selbſtzucht wider ihre Empfindſamkeit überaus ſcharf bedacht ſein mußte. Jetzt iſt als Gegenſatz zum Naiven eher das Raffinierte verrufen, das Problematiſche, Myſtiſche, Kapriziöſe, Preziöſe, Bizarre, Ironiſche; und wo der Herr Hofrat v. Schiller beinahe geneigt war, das Graziöſe für das Naive zu nehmen, wird heute von manchem höchſt trefflichen Volkserzieher das Brutale an deſſen Statt geſchätzt.

Er, etwas weniger an ſich haltend: Es ſcheint, die Begriffsverwirrung in Deutſchland iſt bis zur trübeſten Gärung gediehen.

Ich: In der Tat befinden ſich ſeit Jahrzehnten alle Begriffe in ſolcher Gärung, daß gemäß den natürlichen Bildungsgeſetzen wohl endlich die Klärung eintreten wird. Euer Excellenz dürfen überzeugt ſein, daß dieſer gedeihliche Prozeß, der nach Meinung der vorgeſchrittenſten Geiſter von Excellenz ſelber inaugruiert iſt, zugleich auch den unterbewußten Beweggrund meines überbewußten Anliegens bildet. Es kann ſich wohl Niemand mehr verhehlen, daß Herrn v. Schillers geſtrenge Begriffsſcheidung, ſo ſehr ſie auf wirklichen Unterſchieden zwiſchen gewiſſen Kunſtwerken ruht, ihre ausſchließende Geltung einbüßt, ſobald ſie auf die volle Natur eines ganzen Künſtlers bezogen wird. Wie Excellenz ſelbſt ſchon in den Geſprächen mit dem jungen Herrn Eckermann bemerkten, daß keinerlei ſentimentale Dichtung irgendwelchen Beſtand haben kann, die nicht aus einem naiven Gefühlsgrund gleichſam hervorgewachſen iſt, ſo dürfte auch kein im Sinne Schillers naiver Dichter zu finden ſein, der ohne ſentimentaliſche Mitgift ein menſchliches Herz zu erobern vermöchte. Weswegen denn Schillers ſentimentalſtes Gedicht — „ſeid umſchlungen, Millionen“ — heute für ſein naivſtes gilt, manchem Kenner ſogar für allzu naiv. Und daß bei Homer die Pferde weinen, gar aus Trauer um den Tod eines Menſchen, das iſt eine ſolche Naivität, wie kein moderner Poet verlautbaren dürfte, ohne von ſämtlichen Rezenſenten als ein lächerlich hyperſentimentaler Naturverfälſcher gebrandmarkt zu werden.

Er, immer mehr aus ſeiner Zurückhaltung tretend: Alſo erfrecht der gemeine Verſtand ſich bereits, den griechiſchen Edelmut zu bekritteln?

Ich: Der kritiſche Disput um die Griechen iſt allerdings im letzten Jahrhundert dermaßen gemeinverſtändlich geworden, daß ihre überaus edle Gemütsart nun den weiteſten Kreiſen zur Kenntnis liegt und mehr denn jemals geprieſen wird. Aber zugleich iſt bekannt geworden, daß die Antike zu keiner Zeit ſo

idealiter naiv war, wie Herr Professor Schiller noch mutmaßen durfte, daß insbesondere neben Homer der Dichter Archilochos gleich hochgeschätzt war, den man nach aller Forschung durchaus für einen Sentimentaliker ansprechen muß, einen elegischen Ironiker vom dämonischen Schlage des Lords Byron, des erlauchten Freundes Euer Excellenz. Auch hat sich bestätigt, was Excellenz ahnten, daß nämlich der Dichter, der die Balladen der prähomerischen Tradition in die zwei großen Epen organisierte, kein plötzlich emporgeschossener Sprößling eines kindlich urwüchsigen Zeitalters war, sondern der langsam gereifte Früchtling einer freilich noch patriarchalen, aber schon äußerst regulierten Kultur. Und wer den Homer einmal daraufhin lesen will, wie deutlich in seinem epischen Kosmos menschliche Ordnung und göttliche Willkür allenthalben kontrastiert sind, der wird auch bei diesem beschaulichen Ahnherrn ein gut Teil Ironie entdecken und denselben merkwürdigen Hintersinn gegen eine verblühte Naturreligion zu Gunsten neu keimender Humanität, der einige Jahrhunderte später in den Tragödien des Äschylos mit sentimentalster Leidenschaft auftrotzt. Ist das nun blos naiver Instinkt, oder ist es intelligente Tendenz? Spricht nicht aus allen Konflikten der Griechen ein problematischer Aufklärungskampf um Freiheit und Gerechtigkeit, der sich schließlich bei Euripides zum raffiniertesten Pathos zuspitzt und zugleich bei Aristophanes zur kapriziösesten Persiflage?

Er, sichtlich zur Erwägung geneigt: Im Ernst eine ungemeine Frage. Und da denn alles Ungemeine auch allgemeine Bedeutung hat, verlohnt sich wohl eine ernste Betrachtung.

Ich: Haben Euer Excellenz annehmen können, ich wollte mir zum Spaß unterstehen, Ihren verewigten Geist zu zitieren?

Er, mit gelassener Laune lächelnd: Ich habe den Mephisto geschrieben —

Ich: Und wenn ich Excellenz recht verstehe, haben Sie

dennoch auch den Fauſt ſchreiben können, ſamt Gretchen und dem Famulus Wagner, und die Einen ſo naiv wie die Andern —

Er, von unendlicher Heiterkeit leuchtend: Wie bereits unſer höchſt vortrefflicher Schiller zu ſeiner naivſten Verwunderung wahrnahm.

Ich: Aber was iſt alsdann das Naive, wenn es weder das Sentimentaliſche noch auch das Problematiſche ausſchließt? Und wie verträgt ſich das Raffinierte damit?

Er, von erhabenſtem Wohlwollen ſtrahlend: Wie ſich Alles in der Natur verträgt, was mit reinem Willen ein Ganzes fördert. Wie denn auch Einfalt gern die Berechnung heranzieht, ſobald ſich der natürliche Sinn in Hinſicht auf ſein Geſamtbefinden nur irgend Vorteil davon verſpricht, ob das der kultivierte Geiſt nun Bauernſchlauheit oder Indianerliſt ſchilt. Und wenn in objektivem Betracht das Naive das durchaus Klare iſt, in ſubjektivem das Lautere, wie ſollte es dann mit dem Raffinierten, das doch auf deutſch ſowohl das Geläuterte wie auch das Abgeklärte heißt, nicht rein und willig zuſammenwirken!

Ich: Inzwiſchen hat freilich das Raffinierte einen übeln Nebenſinn angenommen und heißt jetzt eher das Abgefeimte, Durchtriebene, Geriebene.

Er, mit erheblicher Ungeduld: So mag es denn auch noch ausgefeimt heißen, ſofern es nur nicht betrüglich iſt.

Ich: Doch ſcheint mir dies alles zwar unzweideutig das Naive der Natur zu bezeichnen, aber noch nicht das Naive der Kunſt; während doch die geniale Natur, wenn anders mein unterbewußter Verſtand meine überbewußte Vernunft nicht betrügt, Beides in ſich vereinigen und irgendwodurch bemeſſen muß, um harmoniſch und kulturell zu wirken. Denn etwa zu ſagen, daß jeder Künſtler auf ſeine beſondere Art naiv ſei, das würde doch faſt ſchon nichtsſagend ſein.

Er, den oberſten Knopf ſeines Frackes lüftend: Da dürfte denn wohl das Problema ſtecken. Indeſſen war es nie meine Art, mich mit abſtrakten Spekulationen um widerſpruchsvolle Begriffe zu plagen; wir wollen lieber ein Beiſpiel betrachten, das auf das Naive ein zwiefaches Licht wirft. Es iſt da unlängſt in der Geiſterwelt ein Herr Profeſſor Nietzſche erſchienen, der mir mit überaus gütigem Eifer eine Aufmerkſamkeit erweiſen wollte, indem er zuvörderſt auf die Autoren des Neuen Teſtamentes ſchmähte, dann über Martin Luther herzog und zuletzt auch meinen Freund Schiller angriff, und dies in einem höchſt würdigen Stil, der ſich teils an dem Evangeliſten Johannes, teils an dem Apokalyptiker, mehr noch vielleicht am Apoſtel Paulus, doch zumeiſt an Luther gebildet hatte, und mit einem äußerſt gewaltigen Pathos, das mich ſtark an den jüngeren Schiller gemahnte. Das, mein werter Herr Doktor, ſehen Sie wohl: das war in beidem Betracht naiv, von Natur aus wie auch von Kunſt wegen, und war zugleich doch raffiniert.

Ich: Wenn es nicht etwa allzu naiv war. Denn es dünkt mich eine Art Selbſtbetrug, war alſo vielleicht nicht genug raffiniert.

Er, die rechte Hand in den Buſen ſteckend: Ich ſehe, Herr Doktor, mein werter Freund Nietzſche hat mich außerdem auch noch vortrefflich berichtet, indem er mir von der Eindringlichkeit gewiſſer neueſter Dichter ſprach. Indeſſen muß wohl alles Naive in einer Art Selbſtbetrug beruhen, ohne welche der Anſchein entſtehen würde, als wolle der welterfahrene Künſtler mit ſeiner Einbildung Andre betrügen. Wie denn auch ſchon dem kindlichen Spiel eine Luſt zur Verſtellung innewohnt, die jeder Erwachſene leicht durchſchaut, doch welche ihn umſo reizender anmutet, je inniger ſich die kindliche Seele über dieſe ihre Schauſpielerei in eine artige Täuſchung wiegt. Nur iſt freilich das Reizende nicht das Bedeutende.

Ich: So müßte denn wohl das höchſte Genie, inſofern es

die klarſte Erfahrung bedeutet, über ſolchen naiven Selbſtbetrug in jedem Betracht erhaben ſein, ob nun geläutert durch Kultur, ob aus natürlicher Lauterkeit.

Er, mit entſchiedener Ablehnung: Ich weiß von keinem höchſten Genie! Ich weiß nur von einigen würdigen Geiſtern, die jeder in ſeiner Art ſich beſtrebten, irgend ein Hohes heranzubilden. Wer aber vollkommen erhaben wäre, der dürfte ſich wohl erſt recht ſo gefallen, wie die Natur ihn gebildet hat, und ſogar auch ſeine Verblendungen mit ähnlichem Gleichmut in Vogelſchau nehmen wie Napoleon auf St. Helena.

Ich: Doch iſt mir an Kunſtwerken aufgefallen, daß gerade die bedeutendſten Künſtler dieſe Art Selbſtanſchauung nicht pflegten, vielmehr nach einer freien Klarheit über das menſchliche Innere ſtrebten, die den blinden Trieb der naiven Natur zum mindeſten einſchränkt, wenn nicht ausſchließt.

Er, mit gemeſſener Zuſtimmung: Es könnte ſein, daß der blinde Naturtrieb durch Künſtlergeiſt ſehend werden möchte.

Ich: Jedenfalls kann alsdann das Naive nicht den Wert der genialen Natur ausmachen. Sonſt müßte, ſcheint mir, ein Burns einen Byron, ein Claudius einen Goethe aufwiegen.

Er, die Hand aus dem Buſen nehmend: Ich muß bitten, mein ſehr werter Herr Dehmel, das Perſönliche aus dem Spiel zu laſſen.

Ich: Doch wird ein erhabener Geiſt mir nicht wehren, nur des Beiſpiels halber noch zu bemerken, daß auch bei den anderen hohen Perſönlichkeiten der vornehmſten Kulturnationen — bei Sophokles wie bei Kalidaſa, bei Dante wie Calderon, Shakeſpear wie Rabelais, Cervantes wie Swift, Lionardo wie Dürer, Michelangelo wie Rubens wie Rembrandt, Paleſtrina wie Bach wie Mozart wie Beethoven — das Naive überall höchſtens die Rolle des rührigen Mägdleins im Königsſchloß ſpielt, wo nicht blos des handlichen Prügelknaben, und meiſtens zu gar keinem Vorſchein tritt; wohingegen es ſich bei

vielen ſehr reizenden, jedoch nicht eben bedeutenden Künſtlern mit breiteſtem Behagen ergeht und oft ihr ganzes Gedinge beherrſcht. Allein den einzigen Vater Homer nennt man immer wieder als Gegenbeiſpiel, indeſſen wohl lediglich aus dem Grunde, weil die patriarchalen Kulturprobleme, um die ſich die naiven Konflikte ſeiner merkwürdig ſinnreichen Helden drehen, der heutigen Menſchheit nichts mehr bedeuten und deshalb gern überſehen werden. Es müßte auch, dencht mir, um die Menſchheit unglaublich widerſinnig beſtellt ſein, wenn grade die ſtärkſten Künſtlerſeelen, die doch von dem ewig währenden Kampf zwiſchen Menſchenvernunft und blindem Naturtrieb am allerheftigſten mitbewegt werden, ihre Kraft an ein kindlich einfältiges Spiel der trüglichen Sinne verſchwenden ſollten, anſtatt mit männlichem Eigenwillen einen redlichen Ausgleich jener Zwieſpältigkeit wenigſtens zeitweilig zu erwirken. Oder denkt ein hoher Geiſt anders darüber?

Er, das zweite Knopfloch des Frackes öffnend: Sie ſind ſich offenbar nicht bewußt, daß aller zeitweilige Wert eines Kunſtwerkes deſſen dauernde Fortwirkung nicht erklärt, daß folglich nach vernünftiger Schätzung ſein löblicher Inhalt an Kultur dem natürlichen Gehalt wohl beigeordnet, jedoch nicht übergeordnet werden kann.

Ich: Ich befinde mich allerdings zur Zeit in einer Art unbewußtem Zuſtand; und ich weiß nicht, iſt es unterbewußte oder überbewußte Sinnentäuſchung, daß ein deutſcher Klaſſiker hier ſo romantiſch redet?!

Er, befremdet: Was für ein Klaſſiker?

Ich: Deſſen Geiſt mir ſoeben erſt gebot, das Perſönliche aus dem Spiele zu laſſen; wohl weil es das vollauf Natürliche iſt.

Er, aufs höchſte erſtaunt: Ich ein Klaſſiker??

Ich: Von der ganzen Nation heute ſo genannt! Sollte das in der Geiſterwelt unbekannt ſein?

Er, mit Mühe ſeinen Verdruß beherrſchend: Da habe ich nun den deutſchen Barbaren zeit meines Lebens ins Ohr geblaſen, daß klaſſiſche Nationalautoren in Deutſchland ein Ding der Unmöglichkeit ſind, ſolange ſich dieſes unglückſelig zerſtreute und zerfahrene Volk nicht in allen Stücken zu einer ſoliden nationalen Kultur geſammelt hat; habe wieder und wieder nachgewieſen, daß inzwiſchen das originale Talent nur auf internationaler Baſis eine ſichere Haltung gewinnen könne, daß überhaupt die Epoche der Weltliteratur die einzige übrige Möglichkeit für eine glückliche Bildung ſei. Und nun kommt dieſe widerſpruchsvolle Horde literariſcher Sanskülotten, die mich ehemals an den Schandpfahl wünſchte, und will mich zu ihrem Klaſſiker ſtempeln! Als ob durch ſolchen armſeligen Selbſtbetrug nur irgend ein Wahres gefördert würde!

Ich: Das iſt freilich naiv; doch hat ſich Deutſchland —

Er, ohne Achtſamkeit weiterwetternd: Da habe ich mich von Jugend auf durch tauſend ungereimte Begriffe und widrig abſtrakte Meditationen zu einiger Klarheit hindurchplagen müſſen; und ſtatt wahrhafte Anerkennung zu finden, muß ich hier die reizende Botſchaft vernehmen, daß ich eitler Prahlhanſigkeit zum Deckſchild diene! Das iſt äußerſt unerfreulich, Herr Doktor!

Ich: Euer Excellenz haben zwar vorhin beliebt, ein Gegenteiliges auszuſprechen; indeſſen könnte das Widerſpruchsvolle, obwohl es gewiß nicht das Wahre iſt, doch grade das eigentlich Wahrhafte ſein.

Er, merklich betroffen: Wie meinen Sie das?

Ich: Wenn Excellenz ſich nicht leider verbeten hätten, Ihr Perſönliches zu berühren —

Er, an dem unterſten Fracknopf neſtelnd: Es hat mich von jeher nur wohl berührt, wenn mir Jemand gehörig die Wahrheit ſagte; das will heißen, mit dem gehörigen Anſtand.

Ich: Nun, der Name Goethe gilt eben heute als Inbegriff deutſchen Strebens nach Bildung, nach innerer Sammlung zu äußerer Einheit, nach einer perſönlichen Harmonie mit dem ſozialen Kulturinſtinkt.

Er, mit vollſtändig aufgeknöpftem Frack: Man rede mir nur nicht von Harmonie, bevor man nicht alle Diſſonanzen vernommen und begriffen hat!

Ich: Man hat ſie alle ſo fleißig begriffen, daß heute im neuen Deutſchen Reich kein Skribifax zu finden ſein dürfte, der ſeinen abſurdeſten Feuilletonwitz wie ſeine banalſte Katheder-weisheit nicht mit irgend einem beiläufigen Satz aus Goethes widerſpruchsvollen Schriften belegt und ſich feierlich auf das Genie beruft.

Er, mit einer Miene leidvoller Dumpfheit: So hat man mich eben ſchlecht begriffen.

Ich: Oder vielleicht nur gar zu gut, nämlich ein wenig zu naiv.

Er, erleichtert, mit einem beluſtigten Lächeln: Sie ſcheinen mir recht raffiniert, mein werteſter Freund.

Ich: Oh, mein teuerſter Gönner, auch ich bin ein Deutſcher. Denn inzwiſchen hat ſich unſer Volk immerhin doch auf einen gewiſſen Grad politiſcher Einheit zuſammengerafft; und wenn dennoch ſeine ſoziale Kultur ſo zerſtückelt wie jemals geblieben iſt, ſo blickt drum jeder Gebildete, und mehr noch der Bildungsbedürftige, mit naivſter Ehrfurcht auf eine Perſönlichkeit, die — ob ſie im Einzelnen noch ſo triebhaft von natürlichen Diſſonanzen bewegt war — doch im Ganzen als ein beharrliches Vorbild für den nicht minder natürlichen Trieb nach harmoniſcher Kultur vor der Welt ſteht. Das aber, ſcheint mir, iſt eben die Wirkung, die von jedem erhabenen Künſtler ausgeht und allen erhebenden Kunſtwerken beiwohnt. Mag der Bildungsſtand, den ſie enthalten, ein überall zeitlich bedingter ſein, ſo iſt doch der ewige Ausbildungstrieb, der dieſen Inhalt zuſammenhält, ein unbedingt Natürliches, ein allge-

mein menſchlich Notwendiges, von innerſtem Grund aus Wirkſames, über Zeit und Volk hinaus Wertvolles. Und ein ſolcher Wert, ſo myſteriös und problematiſch er immer iſt, wird denn doch wohl ſelbſt dem löblichſt naiven Spieltriebe überzuordnen ſein, der ſich an ſeinem jeweiligen Zuſtand trüglich-vergnüglich genügen läßt. Was den Zeitgenoſſen wie bloßes Stückwerk eines widerſpruchsvollen Geiſtes dünchte, wird der ſtrebſamen Nachwelt den vollen Gehalt einer wahrhaftigen Seele bedeuten, zumal da noch niemals eine Nation ihre jeweils erreichte eigne Kultur für vollkommen harmoniſch befunden hat und wohl auch niemals befinden wird, ſo wenig wie der einzelne Menſch, am wenigſten aber der geniale. Sollte das nicht, ſo wahrhaft menſchlich es iſt, doch vielleicht auch ein göttlich Wahres ſein?

Er, mit hellſtem Lächeln: So ſei es denn! — Nur gebe man auch dem Teufel ſein Recht; und der war von jeher ein dummer Teufel.

Ich: In welchem Sinne ſoll ich das nehmen?

Er, ſchalkhaft nickend: In keinem Sinne! Wohl aber in einem gewiſſen Verſtande, der ſich verteufelt betriebſam zeigt und den edelſten Bildungstrieb ausarten macht, ſofern er nicht im Naiven wurzelt. Man hüte ſich vor der Reflexion, die den Wurzelboden zerwühlt wie ein Maulwurf!

Ich: So ſollte es wirklich das Nachdenken ſein, wodurch das urſprüngliche Gefühl, das jeden Künſtler zum Werke treibt, zuweilen ſo unhold befangen wird, daß ein Unwirkſames daraus entſteht?

Er, immer noch ſchalkhaft: So *könnte* es ſein.

Ich: Indeſſen iſt mir von einem Dichter, der heute für den naivſten gilt, weil erſt Wenige ſeine originellere, höchſt ironiſche Bedeutung hinlänglich ſchätzen, von meinem Freunde dem Freiherrn von Liliencron, zu öfteren Malen anvertraut worden, daß er gründlichſt über ſein Dichten nachdenkt. Ja, ich weiß von einem ſeiner Gedichte, worin das gewiß recht

naive Gefühl einer ſtarken Betrunkenheit dargeſtellt iſt, daß er es ſieben Jahre lang in Gedanken herumgetragen hat, bevor es ihm reif zur Abfaſſung war.

Er, ernſthaft: Dergleichen geſchah auch mir oft genug, und wird wohl jedem Dichter geſchehen. Nur verkenne man nicht, daß es Zweierlei iſt, über Gefühle nachzudenken oder über die Darſtellung von Gefühlen! Das Eine iſt die Reflexion des äſthetiſierenden Philoſophen, das Andre die techniſche Logik des Künſtlers. Die mag und ſoll er nach Kräften üben; nur behüte ihn eine fromme Scheu, jene Kraft holdſeliger Dumpfheit zu ſtören, womit ſich die Seele den Sinnen hingibt, und wodurch zuweilen ein klares Gebilde ſo raſch aus dem willigen Geiſte hervorſpringt wie die Pallas aus dem Haupte des Zeus. Er verharre in ſeinem bewußtloſen Drange, bis ſich das klügelnde Bewußtſein dem ſinnreichen Willen unterwirft.

Ich: Alſo ſollte wirklich der Dichter des Fauſt, des Taſſo und der Iphigenie, des Werthers und des Wilhelm Meiſters, von den Wahlverwandtſchaften nicht zu reden, nie über Weſen und Art der Gefühle, ihren Wert und Unwert nachgedacht haben? Und wo hängt die Wage zwiſchen Sinn und Verſtand, zwiſchen Klugheit und Klügelei, zwiſchen künſtleriſcher und menſchlicher Weisheit, zwiſchen Geiſt und Vernunft, zwiſchen Dichtung und Wahrheit?

Er, ſcheu, wie vor ſich ſelbſt erſchauernd: Bei den Müttern! —

Ich: Noch aber ragen leuchtend in den Äther
die Marmorhäupter der verklärten Väter! —

Er, froſtig wehrend: Dies Licht iſt kalt.

Ich: Und ſollte allein die dunkle Wärme dem Wachstum des Geiſtes gedeihlich ſein?

Er, das unterſte Knopfloch wieder ſchließend: Doch wird kein Geiſt die Grenze entdecken, wo Licht und Dunkel einander durchdringen.

Ich: Sollte nicht eben des Künſtlers Geiſt dieſe Grenze wieder und wieder entdecken? Sollte jenes geiſterhaft kalte Licht, das wie ein unfaßbarer Eishauch jedem bedeutenden Kunſtwerk entſtrahlt, nicht grade das Offenbarende ſein, das den dumpfen Stoff erſt zum klaren Gebilde, die drangvolle Glut erſt zur ſchaffenden Wärme läutert? Und mag immerhin das Unbewußte der unergründliche Mutterboden aller ſchöpferiſchen Fülle ſein, was tut das über den Künſtler dar, über Art und Wert ſeiner Fähigkeit? Entſpringt nicht jegliches menſchliche Schaffen, ja die alltäglich gewöhnlichſte Arbeit, aus ſolchem geheimnisvollen Antrieb, trotz allem äſthetiſchen Abergeſchwätz?! Klopft doch ſogar der geringſte Schuſter das Leder mit einer bewußtloſen Kraft; nur wird eben ein ſchlechter Schuh daraus, ſobald er es nicht zugleich recht bewußt über den paſſenden Leiſten ſchlägt.

Er, mit gleichgiltigem Achſelzucken: Es würde wohl auch kein guter Schuh werden, wenn der ſchlechte Schuſter bewußter draufloſ ſchlüge.

Ich: Wenn er beſſer Beſcheid ums Zuſchlagen wüßte, wäre er dann nicht ein beſſerer Schuſter?! Und um wieviel mehr erſt der ſinnreiche Künſtler, der unzählige einzelne Schlagfertigkeiten auf ein bedeutendes Ganzes veranſchlagt! Mag er durch Übung ſo ſicher geworden ſein, daß er in raſcher Entſchiedenheit kaum noch um all ſeine Kunſtgriffe weiß; aber was lenkte ihn bei der Übung, was ſichert ſeinem Griff die Beſtimmtheit, wenn nicht der herrſchende Gedanke, der all die beliebigen Bildgefühle auf irgend ein ſinnvoll Notwendiges richtet! Liegt da nicht einfach die Folgerung nahe, daß ſich jeder Künſtler und ſonſtige Schöpfer vor andern Menſchen nur dadurch auszeichnet, in welcher Art und in welchem Umfang das bisher Unbewußte bei ihm bewußt wird! Warum gelingt keinem unreifen Künſtler ein Werk von wahrhaft voller Bedeutung, wohl aber manchem Wunderkind manch allerliebſtes

reizendes Ding von wirklicher Vollkommenheit? Ich glaube, weil ſein Geiſt noch nicht ausgebildet, ſein Gemüt aber ſchon durch geiſtige Erbſchaft für klare Gefühle vorgebildet iſt. Da mag ihm denn in holdſeliger Dumpfheit auch wohl einmal etwas Sinniges glücken, das er höchſt naiv ſeinem eigenſten, blos ſogenannten Mutterwitz zuſchreibt; iſt aber in Wahrheit Väterweisheit, tiefſt raffiniert im Liebeskampf mit der gern empfänglichen Mutter Natur.

Er, halb gelangweilt, halb gereizt: In dieſem Verſtande könnte es hingehen. Nur erſpare alsdann die brave Vernunft ſich erſt recht die überflüſſige Mühe, dem Gemüt in ſein Tiefſtes dreinzureden! Mag der Gedanke ſich hinter das Sinnliche ſtecken, damit jedes ſcheinhaft Einzelne planvoll aufs ganze Weſen deutet; aber er macht ſich unerträglich, ſobald er die Gefühle beläſtigt, die dieſes Ganze tragen und halten.

Ich: Doch ſcheint es mir ſchwach um Gefühle beſtellt, die keinen ſtarken Gedanken aushalten. Bei Shakeſpear ſtrotzt ſelbſt der Narr von Gedanken.

Er, ganz gereizt: In der Tat, er ſtrotzt! Das dürfte denn wohl das Närriſche ſein!

Ich: Und der weiſe Hamlet, der doch nur halb ein Narr iſt? hängt nicht ſein ganzes Gefühl von Gedanken ab? Ja, ich getraue mich nachzuweiſen, daß das geſamte Kunſtwerk „Hamlet" auf einem beſtimmten Gedankengrund ſteht, um den der Dichter gewußt haben muß.

Er, ſtutzig: Da wäre ich aber wahrlich geſpannt. Sie ſind überaus eigenſinnig, Herr Doktor!

Ich: Nur in Euer Excellenz eigenem Sinne. Denn wie Excellenz ſelbſt einmal kommentierten, wollte Shakeſpear hier eine Seele ſchildern, die eine große notwendige Tat pflichtbewußt auf ſich nehmen will, ohne der Tat gewachſen zu ſein; kurz, einen edelmütigen Menſchen, der nur leider Gottes durchaus kein Held iſt. Nun liegt es jedoch, wie Excellenz gleichfalls

und mehr als einmal dargelegt haben, nicht im Weſen des bedeutenden Dichters, ein lediglich Negatives zu zeigen; wenn ſich alſo das Poſitive hier nicht in dem ſogenannten Helden des Dramas findet, muß man es wohl in dem Drama ſelbſt, d. h. in dem Ausgleich der andern Perſonen mit dem unheldiſchen Helden ſuchen. Und in der Tat ſehen wir jeden Charakter, der neben Hamlet die Handlung fördert, auf dieſe Ergänzung hin angelegt: zu Anfang den Geiſt des heldiſchen Vaters, zum Schluß den lebendigen Helden Fortinbras, in der Mitte den verbrecheriſchen Dreiviertelshelden Claudius, den echten Mann Horatio, das unreife Übermännlein Laertes, und als den Nullpunkt für dieſe ganze Skala poſitiver Energie den wohlweiſen Schwächling Polonius, gegen welchen ſelbſt der paſſive Hamlet zu einem gewiſſen Grade aktiv wirkt. Da muß ſich denn wohl der Gedanke aufdrängen, der Dichter habe in dieſer Tragödie das dem vornehmen Sinn ſeiner Zeit gemäße Problem der heroiſchen Tendenz vom Grunde aus behandeln wollen, nach Art wie Abart, Wert wie Unwert, zumal wenn wir auch ſeine anderen Werke auf ſolche ſeinen Zeitgenoſſen erbauliche Grundgedanken geſtellt ſehen, auf die Probleme des Ariſtokratismus, Nationalismus und Humanismus, von den pſychologiſchen ganz zu ſchweigen. Nur war er freilich raffinierter Künſtler genug, uns derlei intereſſante Tendenzen nicht mit ſolchem naiven Pathos ins urteilsloſe Gemüt zu ſchleudern, wie dem populären Genie unſers Schillers beliebte; ſondern als feinerer Menſchenkenner — ſehr oft bis zum Cynismus fein — blieb er ſich überall bewußt, daß dieſe geiſtigen Rätſelfragen die Seele umſo nachhaltiger feſſeln, je unlöslicher ſie dem Verſtande ſcheinen, verfädelt unter ein buntes Gewebe von dunkeln und hellen, dumpfen und klaren Gefühls- und Sinnestäuſchungen. Mag es ſchon halbwegs echte Verrücktheit ſein, wenn man wie Hamlet Wahnſinn heuchelt, ſo wäre es ſicherlich ganzer Irrſinn, wollten wir drum auch dem Dichter zutrauen,

er habe ſich ebenſo ſelbſt betrogen und nicht vielmehr genau gewußt, warum er uns über dieſen Zuſtand ſeines problematiſchen Prinzen in deutungsvollem Dunkel läßt. Sollte er das nicht einfach gewollt haben, um uns recht ſinnfällig anzudeuten, wie durch einen launenhaft unklaren Willen ſelbſt die klarſte Vernunft der edelſten Seele in grauſige Unvernunft zu entarten droht?!

Er, wieder die Hand in den Buſen ſteckend: Ich ſehe, mein Freund, Sie verſtehen es, eine Sache von vielen Seiten zu nehmen. Und freilich tut es, wie im Leben, ſo auch in der Kunſt unter Umſtänden gut, wenn man Andere über ſein Innerſtes täuſcht. Doch was einem Geiſt wie Shakeſpear bewußt war, ohne daß es ihm Schaden tat, könnte minder kräftige Geiſter behindern, ihre Gefühle wirkſam von ſich zu geben.

Ich: Es wäre wohl kein ſehr ſchlimmer Schaden, wenigſtens nicht für andere Leute, wenn ſolche Geiſter ihre Gefühle ganz und gar für ſich behielten.

Er, mit ergetztеſtem Behagen: Das war äußerſt naiv geurteilt, mein Teurer!

Ich: Wenn man ſieht, wie ſogar der ſimple Homer gegen den naiv brutalen Achilleus den raffiniert doloſen Odyſſeus ausſpielt, wie er dieſen Kontraſt zwiſchen Intelligenz und Inſtinkt noch mit allerlei Parallelperſonen durch beide Epen hindurch unterſtreicht, vom raſenden Ajax und weiſen Neſtor bis zum ochſenhaft rohen Polyphem und hündiſch verſchlagenen Therſites, von den tolldreiſten Luſtweibern Helena und Circe bis zu den ſittig klugen Frauen Andromache und Penelope: kann da irgend ein geiſtvoller Kopf noch glauben, das ſei alles blos aus bewußtloſem Drange ſo auf gut Glück zuſammengedichtet?

Er, ſichtlich des trockenen Tones ſatt: Credo quia absurdum est.

Ich: In der Tat, dieſes myſtiſche Mäntelchen um den Buſen des gottbegnadeten Sängers rührt wohl noch aus den

dunkeln Zeiten her, wo ſich der Dichter in Einer Perſon mit dem Prieſter oder König zuſammenbefand. Da mußte der Volksredner, der er war, wohl nolens volens darauf bedacht ſein, die Menge durch einiges Zauberweſen in ein dumpfes Staunen vor ſeiner Kunſt zu verſetzen; war wohl auch ſelber noch dumpf genug, ſich abergläubiſch darob zu bewundern.

Er, den Stern auf ſeiner Bruſt zart berührend: Wie denn auch dieſer Orden, Freund, nur eitel Tand und Blendwerk iſt, und bedeutet doch ein höchſt Würdiges. Ein barbariſcher Putz aus roheſter Zeit her, und hängt nun als Mahnzeichen zuchtvollen Strebens auf dem Gewande der feinſten Geſittung.

Ich: Und wenn denn die löblich gläubige Menſchheit nicht ohne etlichen Hokuspokus auf ihrer Würde beſtehen kann, warum dann die ſeeliſche Dumpfheit vergöttern, warum nicht die geiſtige Erleuchtung? Als ob unſer hochbeſtrebtes Bewußtſein nicht zum mindeſten ebenſo rätſelhaft, geheimnisvoll und wunderbar wäre, wie das tiefſte drangvollſte Unbewußte, das uns mit jedem Kohlkopf gemein iſt! Als ob nicht dieſes erſt durch jenes in ſeiner beſonderen Fülle erfaßt, ins Eigentümliche durchgebildet, ins allgemein Wertvolle ausgeſtaltet, ins menſchlich Bedeutſame umgeformt würde! Was hat denn dem Menſchen ſeine Bedeutung vor Tier und Pflanze und Stein erſchloſſen, wenn nicht die Entwickelung des Bewußtſeins, mag ſich das nun Vernunft oder Geiſt, Verſtand oder Sinn, Gedanke, Witz, Intellekt, Idee, Reflexion oder Logik taufen! Und zeigt nicht die ganze mannigfache Formenfolge der Lebeweſen ein ſtetes Stufenſtreben der Geiſteskraft, ſich immer wahrnehmbarer auszugeſtalten?!

Er, bedächtig den unterſten Fracknopf drehend: So meinen Sie denn, der naive Impuls ſei nur etwa der Pulverkraft vergleichbar, die hinter einem Feuerwerk ſteckt?

Ich: Allerdings, ohne Pulver kein Feuerwerk; aber in unverſtändiger Hand verpufft das Pulver und blendet blos.

Er, in Gedanken den Knopf abdrehend: Hm — unter ſolcher Beleuchtung betrachtet, läuft freilich das löbliche Gerede über den dunkeln Drang des Künſtlers am Ende auf den Gemeinplatz hinaus, daß eine Schöpferkraft daſein muß, wenn eine Schöpfung werden ſoll.

Ich: Auch ſcheint mir dieſer dunkle Drang, wenn anders mich die Erfahrungen aus meinem bewußten Daſein nicht täuſchen, in ſeinem jeweiligen Denkzuſtand durchaus nicht ſo holdſelig zu ſein, wie er ſich ſpäter in unſerm Gedächtnis ausnimmt, das jeden vergangenen Zuſtand geiſtig verklärt; ſonſt würde der Künſtler wohl kaum geneigt ſein, ſich dieſe Dumpfheit jedesmal ſo raſch wie möglich vom Halſe zu ſchaffen. Ich wenigſtens fühle mich in der Regel durch ſolche holde Gedankendrangſal ſo unausſtehlich bedrückt und befangen, wie der Homunkulus in der Retorte oder Helena im Hochzeitsgewand.

Er, wieder vollſtändig aufgeknöpft, ſteckt lächelnd den Knopf in die Weſtentaſche: Es freut mich, Teuerſter, wie Sie das ſagen, mit ſolchem holden Eigenſinn. Indeſſen iſt mir doch aufgefallen, daß Sie fortwährend in überaus freundlicher, jedoch nicht eben ganz glücklicher Weiſe bei unſerm Geſpräch darauf bedacht ſind, nach Art meiner ſpäteren Schriften zu ſprechen; und es war mir von jeher das höchſte Vergnügen, wenn ſich ein eigenwilliger Geiſt auch einer eigenen Sprache bediente.

Ich: Und darf ich dann fragen: Heinrich v. Kleiſt??

Er, augenblicks heftigſt die Stirn runzelnd: Ich ſprach vom beherrſchten Eigenwillen!

Ich: Sein Leben mag haltlos geweſen ſein; aber wohl nur, weil er alle Kraft an die Selbſtbeherrſchung als Künſtler ſetzte.

Er, voller Zorn auf den Fußboden ſtampfend: Dieſer junge Mann war unbedenklich genug, ſich dem Dämon in die Arme zu werfen, dem ich ſelber zeitlebens behutſam auswich!

Ich: Das hat der Lord Byron auch getan! und Goethe hat ihn dafür bewundert!

Er, herriſch auf meine Tiſchplatte klopfend: In Byron wars Kraft, ihn riß Heldenmut fort; der Andre erlag ſeinem myſtiſchen Drang wie ein ungeſund ſchwächliches Frauenzimmer.

Ich: Er hat uns als Dichter Helden enthüllt, an die keine Heldentat Byrons heranreicht.

Er, mit noch ſtärkeren Klopftönen: Er hätte euch wohl noch mehr enthüllt, wenn man ihm Mannszucht hätte eintreiben können. Er hatte das Zeug zu einem Shakeſpear, wenn er kein Hamlet geweſen wäre. Er ſtrebte nur heldiſch, ſobald man ſein Selbſtbewußtſein mit härteſtem Stachel zum Trotz aufreizte; er war nicht über ſein Schickſal erhaben.

Ich: Er war es immerhin bis zu dem Grade, daß er das alles im Prinzen von Homburg mit klarſter Erkenntnis dargeſtellt hat.

Er, immer noch mit umwölkter Stirn: Und da hatte der Dämon ſich erſchöpft! —

Ich: So wäre denn dieſer bedeutende Künſtler ſeinen Inſtinkten allzu naiv gefolgt?!

Er, mit verteufelter Anerkennung: Sie ſind wirklich gründlichſt raffiniert, werter Freund!

Ich: Ich bin in der Tat über derlei Dämonen ein wenig durch eigne Erfahrung gewitzigt. Ich wurde in meinen unreifen Jahren von allerlei krampfhaftem Spuk heimgeſucht, wie man das faſt jedem kraftvollen Geiſt mit biederem Gruſeln als krankhaft nachſagt, und wie ja auch Sie, verehrteſter Genius, mehrfach von ſich ſelbſt berichtet haben. Ich entdeckte jedoch, daß ſich dieſe Viſionen, Somnambulismen und Katalepſieen immer nur einzuſtellen pflegten, wenn meine Vernunft nicht bei vollen Kräften war, infolge von Geldnöten, Katzenjammer, Liebesgram und dergleichen mehr, oder weil ich als naiver Fant

meine poetiſche Phantaſie leider oft zu holdſelig faullenzen ließ; alſo gleichſam wie mahnhaft anpochende Boten aus einer ratloſen Unterwelt, die über ihr Beſtes bewußt werden wollte. Ich habe mir dann durch Selbſtbeobachtung, Willensgewöhnung und Kunſtausübung all das geſpenſtiſch aufdringliche Weſen nach und nach vom Leibe geſchafft, ohne jede mediziniſche Quackſalberei; und jetzt beſuchen mich ſolche Klopfgeiſter nur noch, wenn ich ſie eigens herbeizitiere.

Er, aufgeräumt: Zu Befehl, Euer Liebden; ich danke für die lange Audienz.

Ich: Während ich aber in jenen Jahren ein dumpf verdüſterter Jüngling war, deſſen Haar ſich dunkler und dunkler färbte, und der zumeiſt nichts weiter tat als ſich und Andre gefühlvoll betrügen, ſeine Geliebte obenan, bin ich nun, wo ich grau zu werden beginne, wieder ſo emſig und wohlgemut wie in meiner hellblondlockigen Kindheit.

Er, wunderlich durch mein Zimmer blickend: Da mache ich Ihrer jetzo Frau Liebſten mein allerartigſtes Kompliment.

Ich: Ich habe durchaus nicht im Spaß geſprochen!

Er, von reinſter Beſchaulichkeit verklärt: Auch ich nicht, Verehrter; ganz und gar nicht. Es muß wohl ein jeder kräftige Künſtler zu einer zweiten Naivität erwachſen, die ſich zu ſeiner erſten verhält wie das aufmerkſam hingebungsvolle Weib zur unbequemlich kopfſcheuen Jungfrau. Wie nun freilich die gewöhnliche Frau nie von ihrer beſchränkten Eitelkeit läßt, ſo verharren auch die meiſten Künſtler bei ihrer erſten Naivität und verflachen in eine triviale Manier. Noch um vieles halsſtarriger aber benimmt ſich die dämoniſch okkupierte Natur, die denn auch beſſer dem Helden anſteht, dem Abenteurer und Volksführer, dem politiſchen oder religiöſen Redner, als dem künſtleriſch aufwärts ſtrebenden Dichter, dem freien Eroberer des Lebens, der dem Wandel der Welt wie der eigenen Seele unbefangen willfahren muß, mit einer überlegenen Ruhe. Da

wird denn natürlich, um dieſe Ruhe bis ins drangvolle Innerſte auszudehnen, auch die Vernunft je tiefer je ſtärker manch tüchtiges Wort mit dreinreden müſſen; und wenn da dem männlich ringenden Geiſte noch ein vernünftiges Weib beiſpringt und ihm gleichſam als ein artiges Vorbild willfähriger Herrſchaft zu dienen weiß, da darf man ihm wohl im Ernſt gratulieren.

Ich: Und er darf ſich mit heiterem Dank bewußt ſein, daß dieſer Glückwunſch ins Centrum des Lebens trifft, und ſomit auch unſeres Kunſtgeſpräches.

Er, immer verklärter um ſich blickend: Wir ſprechen wohl einſt noch gewiſſer darüber —

Ich: Doch iſt uns ſchon jetzt zu Bewußtſein gekommen, daß zwar das naive Gemüt die Axe iſt, an die auch die genialſte Natur mit allen Trieben gebunden bleibt, und deren einer Pol ins Dämoniſche, der andre ins Triviale verläuft; daß aber die geiſtige Reflexion die formbeſtimmende Triebkraft iſt und umſo harmoniſcher auf die Kulturwelt einwirkt, je energiſcher der geſtaltende Sinn das Tiefſte der Perſönlichkeit auf ein centrales Gleichgewicht ordnet —

Er, geiſterhaft in die Höhe wachſend: Und rings um ihn kreiſen die Himmelsbilder und die Planetenſyſteme des Äthers ſamt allen Meeren und Inſeln des Erdballs —

Ich: Und die Menſchheit wird endlich jeglichen Genius ſo natürlich dankbar entgegennehmen, wie er aus voller Natur ſich gibt, auch wenn er nicht erſt ein Alter wie Goethe erreicht, ſondern jung wie Kleiſt zu den Vätern dahinmuß —

Er, ſpukhaft aus weiter Ferne lachend: Sie ſind in der Tat höchſt naiv, lieber Dehmel —

Und mit dieſen Worten verſetzte er mir einen väterlich derben Naſenſtüber, der mich aus meiner hypnotiſchen Situation in jenen bewußteren Zuſtand zurückbugſierte, worin die Dichter zu arbeiten pflegen. Seitdem aber bin ich von allen Skrupeln über das wahrhaft Naive kuriert.

Kultur und Raſſe

Ein Geſpräch zwiſchen Künſtlern

Ein deutſcher Dichter und ein jüdiſcher Maler waren einander in Verehrung zugetan, trotz oder wegen ihrer ſehr verſchiedenen Begabung. Den Maler reizten ſimple Motive, die er mit räumlich packender Rhythmik in verwickeltem Lichtſpiel zu zeigen verſtand; der Dichter ließ ſich umgekehrt meiſtens von komplizierten Impulſen anregen, die er bei rhythmiſch lebhafteſtem Tempo in unvermutet einfachen Zuſammenklang zu ſetzen wußte. Gemeinſam war ihnen alſo nur, was allen vollkommenen Künſtlern gemeinſam iſt: ein ſtark beweglicher Scharfſinn bei gründlicher Gemütsruhe. Das gab dem perſönlichen Charakter des Juden eine ſprunghafte Schlagfertigkeit, die ſich mit Vorliebe hinter der Maske berliniſcher Fopperei verſteckte; an dem Deutſchen dagegen prägte es ſich in einer hartnäckigen Spannkraft aus, die ſich nach Art des märkiſchen Landvolkes gern etwas nückeboldig ſtellte.

Als Leute, deren Zeit koſtbar war, ſahen ſie einander nur ſelten; aber jeder verfolgte des Andern Arbeiten mit angelegentlicher Aufmerkſamkeit. Nun hatte der Maler ein Bild ausgeſtellt, deſſen dramatiſches Pathos beträchtlich von ſeiner ſonſt mehr lyriſchen Verve abſtach und infolgedeſſen viel Kopfſchütteln erregte; da konnte der Dichter nicht unterlaſſen, ihn doch einmal wieder zu beſuchen, um ihm für dieſen neuen Beweis ſeiner raſtloſen Entwicklungskraft ein reſpektvolles Kompliment zu ſagen.

Das Gemälde zeigte ein nacktes Weib von mänadiſcher Gelenkigkeit, wie es ſich auf verwühltem Lager über einem ſtiernackigen, wolluſtgeſchwächten Kerl hochreckt, in der Rechten irgend etwas Blankes wie eine ſieghafte Waffe hebend, bis zu den Hüften vom Zwielicht des Morgens und einer Kerzenflamme beglänzt, während ſich der ſchlaftrunkene Mann an

ihrem Schooß im Halbschatten wälzt. So nahm sich die Geberde des Weibes wie ein geschmeidiger Hohn auf die rohe Kraft aus, wie ein Sieg wachsamer Geistesgegenwart über plump verschlafene Sinnlichkeit, ein fleischgewordener Triumph der raffinierten Intelligenz über den brutalen Instinkt, mit einfachster Wucht in feinste Beleuchtung gerückt. Der Maler hatte das große Werk „Judith und Holofernes" getauft, obwohl es lediglich durch die Idee auf die biblische Legende zurückwies. Kein orientalischer Teppich verliebreizte das Lager, und die Mänade konnte nach ihrem Typus irgendeine zigeunernde russische Fürstin oder deutsche Prinzessin sein, der Mann ein x-beliebiger braver Zirkusathlet. Der deutsche Dichter wollte jedoch von diesem Gesichtspunkt nichts merken lassen, sondern sprach vor allem seine Bewunderung über die schwungvolle Raumwirkung aus; worauf sich folgende Unterhaltung entspann.

Der Jüdische Maler: Na ja, sehr schön. Aber nicht wahr, die Hauptsache ist doch: das Ding hat Rasse von oben bis unten!

Der Deutsche Dichter: Wenn Sie also doch davon sprechen wollen, dann muß ich Ihnen offen gestehen, ich sehe eher etwas allgemein Menschliches.

D. J. M. Sie sind wohl allgemein übergeschnappt? So'was kann doch blos einer, der Jude ist, machen!

D. D. D. In der Tat blos Einer, nämlich Sie.

D. J. M. Na ja, weil ich eben noch Vollblut bin; die Andern sind meistenteils schon alle so ins allgemein Menschliche vermanscht.

D. D. D. Ich glaube nicht mehr an das Rassendogma; wenigstens nicht, soweit es seelische Werte und geistige Leistungen begründen soll. Bei den künstlichen Tierrassen ist das von selbst ausgeschlossen, denn die züchtet ja erst der menschliche Geist. Aber auch die natürliche Rasse kann höchstens für körper-

bauliche Eigenſchaften eine Grundbedingung ſein, eine neben mancherlei andern; vielleicht aber gar keine Grundbedingung, ſondern immer nur ein Endergebnis aus langen ſeeliſchen Sonderbeſtrebungen einer Gemeinſchaft beliebiger Einzelkörper gegen die gefährliche Umwelt, eine Art Schutzmarke auf Gegenſeitigkeit, die dann wieder neue Arten herbeiführen kann, durch neue Anläſſe zur Gemeinſchaftsbildung. Wie ſoll denn durch Raſſe, dies allerallgemeinſte Merkmal oberflächlicher Unterſcheidung, die künſtleriſche Begabung erklärt werden, die allereigentümlichſte Sonderlichkeit, die nur von den gründlichſten Kennern geiſtiger Werte vollkommen erkannt und gewürdigt wird, gleichviel von welchem Raſſekörper!

D. J. M. Sie haben ſich da 'ne lange Strippe von Geiſt und Seele zuſammengedreht. Aber ich will Ihnen mal was ſagen, ganz einfach, ohne Textilapparat: Dumm muß der Künſtler ſein, dumm und geil! und das kann blos ein Raſſekerl! Ich meine, ſo richtig dumm und geil; cum grano salis, wiſſen Sie.

D. D. D. Und wahnſinnig! Gleichfalls cum grano salis.

D. J. M. Und ein Frechdachs! Sie wollen mich wohl uzen, Verehrter?

D. D. D. Ich wollte Ihrer geſalzenen Weisheit blos einen raſſepſychologiſchen Wink geben, aus welchem Pökelfaß ſie ſtammt. Dumm, geil und verrückt — das iſt der Künſtler, wie er heute bei allen Profeſſoren der höheren Zoologie im Buch ſteht.

D. J. M. Na, ich meinte natürlich nur: während er Kunſt macht! Im Leben kann er der klügſte Geſchäftsmann und bravſte Familienvater ſein; je klüger und braver, umſo beſſer für ihn.

D. D. D. Alſo während er Kunſt macht, ſoll er gewiſſermaßen ſeine beſſeren menſchlichen Qualitäten an den Nagel der Theoretik hängen. Ich fürchte nur, daß er dann zugleich ſeine beſſeren Raſſequalitäten mit weghängt.

D. J. M. Nanu, ſo plötzlich? Sie haben doch eben ganz deutlich geſagt, Sie glauben an ſolche Qualitäten nicht!

D. D. D. Ich nicht; aber Raſſetheoretiker glauben, daß Familienſinn und Lebensklugheit die beſonderen jüdiſchen Tugenden ſind.

D. J. M. Ja natürlich! Was blieb uns denn auch weiter übrig, ſolange wir im Ghetto hockten —

D. D. D. und nachdem in aller Herren Ländern aus einigen tollkühnen Nomadenſtämmen, die wahrſcheinlich auch bereits nur zur Hälfte echte Semiten geweſen ſind, allmählich eine brave Sippſchaft von allerlei Krethi und Plethi geworden war.

D. J. M. Alſo Karnickel- und Haſen-Hecke. Na ja, das ſtimmt, da haben die Antiſemiten ganz Recht: das iſt heute genau ſolche jüdiſche Spezialität, wie's auch deutſches Vettermichelpack gibt. Aber was hat das ſpeziell mit Kunſt zu tun? Die verdolmetſcht doch eben das Generelle! Da entpuppt ſich das urſemitiſch Raſſige wieder.

D. D. D. Merkwürdig nur, daß das alte Volk Israel, ſolange ſein Hauptſtamm wirklich noch reinraſſig war, d. h. längſtens bis etwa zur Zeit Samuelis, faſt gar keine Kunſt hervorgebracht hat; die ſpärlichen religiöſen Pſalmen, die vielleicht in die Zeit vor David zurückreichen, ſind doch wohl erſt embryoniſche Dichtkunſt.

D. J. M. Nebbich! Das war ihnen doch verboten! Siehe Moſes: Ihr ſollt euch kein Bildnis noch Gleichnis machen.

D. D. D. Mir deucht, in einem kunſtfähigen Volk hätte ſolch Verbot garnicht erſt laut werden können. Was meinen Sie wohl, was die Griechen geſagt hätten, wäre Solon ihnen mit ſo'was gekommen! Das haben ſich nicht mal die Deutſchen bieten laſſen, die doch, ſolange ſie reine Germanen waren, gleichfalls kein nennenswertes Kunſtvolk geweſen ſind; und

dasſelbe gilt von den alten Römern. Überhaupt: betrachten Sie's mal hiſtoriſch! Die ſogenannte reine Kunſt entſteht überall erſt in Miſchvölkern, alſo wo mehrere Raſſen einander kreuzen und — mag man das nun einen günſtigen Zufall oder „Ergänzung paſſender Anlagen" nennen — eine neue zu bilden beginnen. Da tritt dann die Kunſt gleichſam vorbildneriſch auf, aus Verlangen nach neuem Menſchentum.

D. J. M. Meſchugge iſt Trumpf! Oder ſind Sie wirklich verrückt?

D. D. D. Ja, ich will wirklich einmal ſo verrückt ſein, die phyſiſche Raſſe als Element für pſychiſche Phänomene gelten zu laſſen. Dann wüßte ich nicht, wodurch aus ſo einfacher Urſache ein ſo mannigfach lebensvolles Ding, wie es jedes ſtarke Kunſtwerk doch iſt, auf natürliche Weiſe entſpringen ſollte, es müßten denn mehrere ſolche Elemente in dem Künſtler verbunden ſein. Der machtvollſte Künſtler wäre dann der, in deſſen Familie ſich nach und nach alle Kulturraſſen abgelagert hätten. Aber Sie ſehn mich ja weiß-Gott an, als ob Sie mich für irrſinnig hielten.

D. J. M. Nein, dichten Sie nur ruhig ſo weiter! Ich habe mir blos Ihr Geſicht angeſehn. Ich werde mal fix 'ne Skizze von machen; Sie ſehn ganz apart aus, wenn Sie ſo dichten. Und das mit der Raſſenablagerung, das kann ja auf Ihr Geſicht ganz gut ſtimmen.

D. D. D. Ahah, Sie meinen, ich rede pro domo?

D. J. M. Na, ich habe neulich mal wo geleſen, Sie ſollen ja ſo'ne Art Slawe ſein, aus Wendiſch-Buchholz oder ſo her.

D. D. D. Da könnte ich Ihnen nun leicht beweiſen, daß ich ein waſchechter Deutſcher bin, bis ins 17. Jahrhundert zurück. Meine väterlichen Vorfahren waren niederſchleſiſche Handwerker, ein paar Schmiede, ein Zimmermeiſter, ein Seiler, ein Tierarzt und ein Laborant; meine mütterlichen teils märkiſche Bauern, teils thüringiſche Beamten und Fabrikanten, mit

einem rheinischen Nebenzweig. Die Familiennamen haben in allen Linien den sogenannten reinen Klang: außer meinem eignen deutschdämligen Namen noch Fließschmidt, Hillmann, Weidner, Zahn, Oehme, Eule und Eyle. Nur in dritter Linie, von Vaters Seite, kommt der slawisch klingende Name Tschorsch vor; doch ist er wahrscheinlich aus deutschem Georg oder Jörge vertschechisiert, oder vielleicht aus französischem George verdeutscht. Ich könnte mich also vor jedem Teutobold mindestens ebenso gut als Germanen aufspielen, wie man Luthers böhmakisches Gesicht oder Bismarcks wendischen Rundschädel ins Germanische umdichten will; bin aber trotzdem überzeugt, daß ich — wie mehr oder weniger jeder Deutsche seit der Völkerwanderung — nicht blos slawisches und keltisches, sondern wahrscheinlich auch romanisches und vielleicht sogar mongolisches Blut in meinen werten Adern beherberge.

D. J. M. Da säße ich also da „mit's Talent", als so'n kümmerliches semitisches Inzuchtgewächs.

D. D. D. Ja, wenn Sie wirklich ein echter Hebräer wären?

D. J. M. Na, hören Sie mal, erlauben Sie mal, ich soll Sie wohl wegen Verleumdung verklagen?! Wollen Sie etwa meine leiblichen Urgroßmütter für lauter Herodiäser erklären?

D. D. D. Oh, zwei bis dreie genügen wohl schon; und wenn ihre Gatten Herodesse waren, werden Sie's ihnen wohl nicht verdenken.

D. J. M. Na, Spaß beiseite! Ihr Schädel wirkt propper; Sie sitzen faktisch brillant Modell. Sitzen Sie jetzt mal ein bißchen stille! Sehn Sie sich mal derweil meine Augenbrauen und Nasenwurzel und Stirnbogen an! Sehn Sie: so'was, das gibts nicht bei allgemeinem Menschmansch, das ist ganz apartes Rasseprodukt.

D. D. D. Mag schon sein; die Oberstirn scheint mir vlämische Rasse, die Augenknochen spanische. Ihre Familie ist ja

wohl zum Teil aus Spanien über Holland gekommen; und der belgiſche Architekt Van de Velde hat einen ganz ähnlichen Geſichtsſchnitt, obgleich er wahrhaftig kein Jude iſt.

D. J. M. Nein, wahrhaftig nicht. Aber apart iſt er auch. Faktiſch 'n ganz famoſes Kerlchen; raſſig bis in die Fingerſpitzen. Wer weiß, vielleicht iſt er doch 'n Jude!

D. D. D. Sagen Sie mal, Sie Raſſemenſch: Sie haben doch engliſche Vollblutpferde gemalt. Halten Sie die etwa nicht für raſſig?

D. J. M. Na, und ob! Ach ſo, Sie möchten mich wieder döppen?! Na aber, das hab ich doch gleich blos gemeint: da hat ſich eben die angelſächſiſche mit arabiſch-türkiſcher Zucht gekreuzt und ſchließlich 'ne neue Raſſe gebildet. Aber ſein Sie mal jetzt 'ne Sekunde lang ſtille; mir ſtimmt was nicht an Ihrer Stirn. Einen Moment blos, ich werds gleich haben. Faktiſch 'ne ganz verflixte Stirne; von vorne breit wie'n heraldiſcher Bulle, und im Profil ſchlank retour wie'n Lämmergeier — Sie wollen gewiß auch 'ne neue Raſſe gründen! — Bitte, blos'n Moment noch, dann bin ich ſo weit! — So: jetzt los auf die Weltgeſchichte! Dichten Sie bitte ungeniert weiter!

D. D. D. Alſo — Tatſache iſt doch Folgendes: Ob nun im alten Ägypten und Hellas, oder im mittelalterlichen China und Indien, oder im ſpäteren Japan und Perſien, oder in der europäiſchen Renaiſſance — eingerechnet die Vorſtufen, byzantiniſche wie maureſche, romaniſche wie gotiſche — überall ſind die kurzen Epochen höchſter künſtleriſcher Kultur erſt dann reinlich hervorgetreten, wenn ſich durch Kriegs- oder Handelszüge verſchiedene Volksſtämme oder Nationen innig miteinander befaßt und neue Staats- oder Standesformen, Herrſchafts- oder Geſellſchaftsklaſſen durch Miſchheiraten angebahnt hatten. Sogar bei den verſchollenen amerikaniſchen Kulturen iſt von der Forſchung feſtgeſtellt, daß die großen Tempel der Azteken und Inka erſt nach langwierigen Eroberungskämpfen zwiſchen

diverſen indianiſchen Raſſen entſtanden. Und heute, wo ſich in Nordamerika aus dem allgemeinen Menſchmanſch, wie Sie zu ſagen belieben, eine neue weiße Raſſe langſam herausſchält: erſt hente zeigen ſich dort auch die Anfänge einer ſpezifiſchen Yankeekunſt, recht reſpektabel bereits in der Poeſie und in der profanen Architektur, paſſabel auch in der Malerei. Nun aber gar das moderne Europa! Woher denn auf einmal ſeit etwa 50 Jahren die Hochflut aller möglichen neuen oder doch neu-ſein-wollenden Kunſtrichtungen, von Skandinavien und Rußland bis Frankreich und Spanien?! Sollte es blos ein Zufall ſein, was auch hier wieder unverkennbar vorausging: die Durcheinanderwürfelnng aller Nationen durch die Napoleoniſchen Kriege, die Entfeſſelung internationaler Tendenzen durch Handel, Induſtrie und Technik, die enorme Steigerung des Völkerverkehrs durch die Eiſenbahnen nnd andre Transportreformen, und zn alledem noch als wahrer Raſſenextrakt eine Fülle nie dageweſener Miſchungsverſuche durch die Emanzipation der Juden!

D. J. M. Sieht ja ungeheuer verführeriſch aus, Ihre Deſtille von Menſchenblnt. Aber wiſſen Sie: Kunſtrichtungen, unter uns geſagt, das ſind doch wohl eigentlich immer die Künſtler. Na, und die Künſtler, die Richtung machen, das ſind eben die paar urigen Kerls, die ſoznſagen noch koſcheres Blut genug haben. Sehn Sie ſich doch mal ſelber im Spiegel! Haben 'ne richtige deutſche „Schuſterneeſe". Brauchen mir garkeine Flappe zn machen; Goethe hatte auch ſolchen Zinken.

D. D. D. Und hatte außerdem Augen und Lippen, wie man ſie ſonſt nur an italiäniſchen Frauen ſieht.

D. J. M. Sie, ſagen Sie das blos nicht zu laut! Sonſt ſteigen Ihnen die Deutſchen aufs Dach.

D. D. D. Wie kommt es denn aber, daß die Deutſchen, ſolange ſie „ſoznſagen noch koſcheres Blut genng" hatten, alſo längſtens bis etwa zur Zeit Karls des Großen, keinen einzigen

namhaften Dichter gezeitigt haben, von anderen Künſten gar nicht zu reden! Wo doch die Griechen ſchon vor der geſchichtlichen Zeit mit Amphion, Eumolpos und Muſäos, Orpheus, Homer und Heſiod paradieren. Sind das auch nur fingierte Namen, ſo beweiſen ſie doch das Volksbedürfnis nach vorbildlichen Kulturperſonen; nämlich die Griechen hatten ſich damals ſchon mit allerhand fremdem Volk gemiſcht, von Illyrien bis Aſien und Ägypten. Und wie kommt es, daß all die winzigen Raſſen, die wir heute noch wirklich rein nennen dürfen, entweder weil ſie von Hauſe aus keine Anlage zur Vermiſchung hatten, vielleicht auch blos keine Gelegenheit, oder weil ſie erſtarrte Miſchraſſen ſind, alſo die ſogenannten wilden Völker — vom Peſcheräh bis zum Eskimo, vom Auſtralneger bis zum kapländiſchen Buſchmann, vom indiſchen Paria bis zum Sioux-Indianer — gar kein Kulturgenie im Leibe haben, geſchweige hohe Kunſtbegabung?

D. J. M. Na, Sie! das liegt doch klar auf der Hand. Wo alles die reine Unzucht iſt, kann keine reine Zucht draus werden. Natürlich muß mal erſt Miſchung kommen, damit ſich die beſſere Raſſe ſelbſt auskennen lernt —

D. D. D. und dann dieſelbe reine Unzucht weiter treibt?

D. J. M. Nein, Sie müſſen mich nicht für'n Bählamm halten. Natürlich kapert ſie dann allmählich auch die beſſeren Elemente der andern Raſſe.

D. D. D. Sehr richtig! Was ich vorhin ſchon ſagte.

D. J. M. Nanu? Das iſt doch nichts allgemein Menſchliches! Allgemein menſchlich iſt leider Gottes, daß ſich auch ſchlechte Elemente mit einmiſchen.

D. D. D. Das würde ich lieber allgemein hündiſch nennen.

D. J. M. Auch recht! Meinethalben! Sie müſſen's ja wiſſen. Sie ſind ja wohl auf Erotik geaicht.

D. D. D. Ja; von den Raſſeſchweinen nämlich. Eigentlich kommt mirs auf beſſere Leſer an.

D. J. M. Na, sein Sie nur friedlich! Ich meinte ja grade: wenn der viehische Kuddelmuddel zu doll wird, dann gibts eben so'n paar bessere Menschen, wie die richtigen Künstler doch wohl sind, und in denen muckt was dagegen „uff". Was muckt denn da uff, Sie Mann mit's Talent? Doch wohl das Tröpfchen stärkere Rasse, das Sie noch irgendwo im Gemächte haben! Das nenne ich Reaktion der Persönlichkeit gegen das allgemein Menschliche! Da zeigt sich eben die reine Natur!

D. D. D. Schön; immerhin sind wir schon einig darüber, daß man mehrere Rassen im Blut haben muß, damit sich eine davon als die stärkere fühlen und mit ihrer „reinen Natur" hervortun kann. Aber nun bitte, sagen Sie mal: es ist doch eine sehr seltsame „Reaktion", daß z. B. Sie enragierter Jude die norddeutsche Landschaft samt ihrem Volksschlag, von Hamburg bis hinter Amsterdam, mit solcher natürlichen Kraft gemalt haben, wie bis jetzt noch kein holsteinscher oder friesischer Künstler. Warum hat denn Ihre Persönlichkeit, will sagen Ihre reine Natur, nicht lieber semitisch reagiert? Und warum hat z. B. der Holländer Rembrandt so wenig germanisch reagiert, daß er seine Motive und Modelle mit Vorliebe aus dem Judenviertel nahm?

D. J. M. Ja wissen Sie, wenn ich ehrlich sein soll: das hab ich mich auch schon manchmal gefragt. Auch warum ich blos blonde Weiber liebe.

D. D. D. Das ist nicht so sonderbar, wie es scheint; grade die sogenannten Kulturrassen sind seit jeher auf Weiberraub ausgegangen, offenbar weil eben nur durch Blutmischung Kultur entwickelt und fortgepflanzt werden kann. Übrigens ist Ihre Judith doch dunkelhaarig, wenn auch keineswegs von semitischem Typ.

D. J. M. Na, solch Biest, das soll man doch eben nicht lieben! das kann man meinthalben vor Haß bewundern!

D. D. D. Ja, und sehn Sie, mir gehts grade umgekehrt:

Ich ſtamme aus durchweg blauäugigen und überwiegend blonden Familien und liebe die dunkeln jüdiſchen Frauen. Ich finde bei keiner andern Art Weib ſo viel hellen Geiſt mit ſeeliſcher Glut verbunden. Es gibt ja freilich auch da böſe Kreuzottern und allerhand gute Gänſe und Schäflein; aber die beſſeren ſind doch geborene Heldinnen, Richterinnen und Prieſterinnen, um nicht zu ſagen Göttinnen.

D. J. M. Sie, jetzt ſchwärmen Sie aber, weiß der Herrgott, wie'n erotiſcher Muſelmann!

D. D. D. Oder vielleicht, von chriſtlichem Standpunkt betrachtet, wie ein heroiſcher Jeſuit — blos daß ich keine himmliſche Jungfrau, ſondern möglichſt viel irdiſche Muſterweiber züchten möchte. Und da dürfte ein bißchen Menſchenliebe doch vielleicht etwas fruchtbarer ſein als der beliebte Raſſeninſtinkt, der ſich meiſtens doch recht zuchtlos geberdet und in der Regel nur als Vorwand dient, um den gemeinen Menſchlichkeiten des Haſſes und Neides nach Willkür zu frönen.

D. J. M. Nun, bei Licht beſehn, wird wohl jeder Künſtler auf die Art Modelle verſeſſen ſein, die ſeinen Inſtinkt am kräftigſten auf ſein Talent hindirigiert, alſo aufs rein Perſönliche.

D. D. D. Und ſeine Phantaſie aufs allgemein Menſchliche; um nicht zu ſagen Göttliche.

D. J. M. Ach was, Phantaſie iſt doch keine Kunſt! Phantaſie iſt immer blos Notbehelf.

D. D. D. Sie wollen wohl ſagen: noch keine Kunſt, und auch blos immer ein Notbehelf! wie jeder naturelle Impuls bloßer Notbehelf zur Kunſtſchöpfung iſt, z. B. auch der Raſſeninſtinkt. Kunſt iſt eben nur als Kulturprodukt ſchätzbar; und als ſolches will ſie uns ſeeliſche Reize, die von Natur ſtets ſehr mannichfaltig und herz-und-ſinneverwirrend ſind, in geiſtig beherrſchter Einheit zeigen.

D. J. M. Na ja, das iſt ja wohl ſelbſtverſtändlich. Aber ſein Sie mal wieder 'n Moment lang ſtille; Sie nickköppen im-

mer, wenn Sie reden. Ihre Naſe iſt doch nicht ganz ſo einfach, wie ſie von vorne beſehen ausſieht. Von links, das iſt ja freilich wahr, iſts 'ne richtige brave Schuſterneeſe; aber von rechts, da könnte ſie ebenſogut einen ſpaniſchen Torero zieren, oder 'nen polniſchen Inſurgenten, oder ſonſt ſo'was Mannichfaltiges ..... So, bitte: phantaſieren Sie weiter!

D. D. D. Mit der Naſe, das wird wohl daran liegen, daß ſie nicht mehr ihre natürliche Form hat; ſie iſt mir mehrmals in meiner Studentenzeit auf der Menſur zerhauen worden. Aber das ſoll ja wohl ebenfalls ein germaniſches Raſſemerkmal ſein.

D. J. M. Sie, nun ulken Sie mal gefälligſt nicht! Ich bin wirklich geſpannt, ob Sie leugnen wollen, daß jedes Volk einen eignen Stil produziert; und den machen doch wohl die einzelnen Künſtler, wenn auch jeder daneben noch ſeine aparte perſönliche Manier kultiviert. Übrigens, unter uns geſagt, imponiert mir die primitive Kultur von irgend ſo'nem Kaffernſtamm verhältnismäßig millionenmal mehr als unſer europäiſcher Knaatſch; ſo'n Maori oder Botokude hat im kleinen Finger mehr Stilgefühl, als der ganze Michelangelo mitſamt der Sixtiniſchen Kapelle.

D. D. D. Verhältnismäßig iſt das auch meine Meinung; nur taxiere ich, ſcheint's, die Verhältniſſe anders. Zunächſt iſt Volk und Raſſe doch wohl Zweierlei. Jene Volkshorden, die noch reinraſſig ſind, haben's leicht, einen reinen Stil zu bewahren, nicht wegen ihrer reinen Raſſe, ſondern bei ihren beſchränkten Bedürfniſſen, und weil wiegeſagt in rein bleibenden Raſſen die Nötigung zur Entwickelung ausbleibt. Laſſen Sie ſolch ein ſimples Völkchen mit irgend einer Kulturnation in nähere Berührung kommen: was geſchieht? Sofort entſagt es ſeinem natürlichen Stilgefühl und behängt ſich mit importiertem Tand, genau wie der Bauer bei uns mit Stadtkram. Warum denn, trotz allem reinen Inſtinkt? Doch wohl nur aus der

dumpfen Empfindung heraus, daß ihm da, im großen Ganzen genommen, etwas wesentlich Wertvolleres zuteil wird; blos vermag seine Unbildung nicht zu erkennen, daß es an ihm ein wertloses Einzelnes wird, zu seinem Wesen Unpassendes. Sehr Ähnliches aber vollzieht sich auch in den gebildeten Schichten der großen Völker, die wiegesagt durch Rassenmischung und andre natürliche Nötigungen in einer fortwährenden Entwickelung ihrer kulturellen Bedürfnisse leben. Da wird grade selbst das genialste Talent, weil es den geistigen Bedarf seiner Zeit bis in alle Seelengründe begreift, immerfort zwischen überlieferten und erst entstehenden Formtrieben pendeln, wird also wohl niemals im einzelnen Werk ein ganz vollkommenes Gleichgewicht zwischen traditionellem Stil und individueller Manier herstellen. Was soll uns da noch der Aberglaube, daß irgend ein besonderer Volksgeist diese fort und fort wechselnden Stile erzeugt, oder gar eine Extra-Rassenseele? Grade die Ornamentik der wilden Rassen zeigt ja sogar in getrennten Erdteilen eine oft auch Kenner täuschende Gleichförmigkeit; und die Stile der Kulturnationen sind nirgends blos in Einem Land, sondern jedesmal zu gleicher Zeit bei mehreren Völkern Brauch gewesen. Daraus folgt einerseits: Stil entsteht aus einem allgemein menschlichen Anpassungstrieb an bestimmte neue Lebensbedingungen, der sich am schnellsten, stärksten und deutlichsten eben immer in den Künstlern regt. Und andrerseits, mein verehrter Mitmensch: die stilistische Mißgeburt eines Michelangelo ist millionenmal wertvoller für die künftige Menschheit, d. h. geistvoller, seelenvoller, formvoller, als selbst die vollkommenste Tätowierung eines melanesischen Malermeisters.

D. J. M. Na ja selbstverständlich; alles was recht ist. Aber sagen Sie mal: hab ich Ihnen schon mal meine kleine Sammlung Ranking-Porzellan gezeigt?

D. D. D. Ja; es sind kostbare Stücke darunter.

D. J. M. Wunder! Hat auch ein koſtbar Stück Geld gekoſtet. Aber was ich eigentlich ſagen wollte: kennen Sie auch alte Delfter Fayencen?

D. D. D. Einigermaßen; und nun ſoll ich wohl eingeſtehen, der Holländer hab's dem Chineſen nachmachen wollen und wegen ſeiner Raſſe nicht fertig gekrigt?

D. J. M. Ach was, Blech! Fayence iſt natürlich kein Porzellan. Aber daß er bei der Nachmacherei ganz was Anderes aus den Muſtern gemacht hat, was in ſeiner Art ebenſo koſtbar iſt, und daß nachher, als die Delfter Muſter dann in Japan weiter nachgemacht wurden, ditto was Anderes draus geworden iſt — was ſagen Sie dazu, Sie deutſcher Dichter?!

D. D. D. Darauf könnte ich erſtens erwidern, daß es japaniſche Ornamente genug gibt, die man für holländiſche oder chineſiſche anſprechen würde, wenn man ihren örtlichen Urſprung nicht wüßte oder aus Nebenumſtänden erriete. Wie man z. B. auch das Buch Ruth, wenn es nicht in der Bibel ſtünde und hebräiſche Nomenklatur an ſich trüge, für ein wahres Schatzkäſtlein altdeutſcher Treuherzigkeit, Rechtſchaffenheit und Innigkeit ausgeben dürfte. Und der im Schädelban ſehr germaniſche Schiller könnte nach ſeinem geſamten Sprachbau viel eher ein Landsmann von Racine, Rouſſeau und Victor Hugo ſein, als von Hans Sachs, Grimmelshauſen und Heinrich v. Kleiſt. Überhaupt: wenn man ohne Vorurteil nachprüft, beruht die ganze Beweismethode der raſſendogmatiſchen Kunſtgeſchichte auf dem bekannten Fehlſchluß post propter, oder ſogar blos auf Tautologie. Eine konſtant gewordene Verbindung gewiſſer Eigenſchaften benamſt man „Raſſe", und im Handumdrehn wird dann die Benamſung zur innerſten Urſache dieſer Konſtanz und womöglich auch noch der Eigenſchaften; alſo etwa wie nach Onkel Bräſig die große Armut der kleinen Leute von der großen Povertee herkommt.

D. J. M. Dadurch wird aber die Konſtanz doch beſtätigt,

die Tatſache des Raſſencharakters. Freilich gibts überall Ausnahmen; die beweiſen aber bekanntlich die Regel.

D. D. D. Wenn ſie nicht etwa auf anderweite, minder bekannte Regeln hinweiſen! — Und deswegen möchte ich zweitens einwenden: weil Fayence „natürlich kein Porzellan" iſt, und weil der menſchliche Kunſtſinn aus zweierlei Stoff natürlich auch zweierlei Formen entwickelt, deswegen hat ſich den Delfter Töpfermeiſtern trotz ihrer aſiatiſchen Vorbilder ſchließlich von ſelbſt ein neuer Stil aufgedrängt. Aber nicht blos deswegen allein, ſondern jetzt will ich drittens gern zugeben: wenn ich auch nicht an einen beſtändigen Volksgeiſt auf Grund einer Raſſenſeele glaube, ſo doch an beſtimmte zeitweilige Volksbedürfniſſe, die ſich auf die verſchiedenſten Urſachen, ideelle wie materielle, zurückführen laſſen, z. B. moraliſche, religiöſe, politiſche, ökonomiſche, klimatiſche, territoriale. Es wird noch viel zu wenig beachtet, und ſelbſt Taine hat es nicht bis zu Ende gedacht, was Himmel und Erde, Luft und Licht, Landſchaft und Witterung, Arbeit und Müßiggang, Reichtum und Armut, Freiheit und Knechtſchaft aus der Menſchenſeele machen. Man verpflanze ein paar Millionen Britten nach Spanien und pferche ſie in die katholiſche Kirche, und in 100 Jahren ſchon wird ihr Raſſecharakter bis zur Unkenntlichkeit verwandelt ſein; die Aſſyrer, Babylonier und Römer haben ja dieſe Art Politik an den Juden recht gründlich praktiziert. Aber auch im Gebiet ſeiner Heimat verändert der Menſch fortwährend den Erdboden, und der Boden rückwirkend ihn; wo einſt Urwald war, iſt heut Gartenland, oder wo Gärten waren, Wüſte. Das geht freilich beträchtlich langſamer vor ſich, als die ſeltene plötzliche Volksüberſiedlung in ein ganz neues Wohngebiet; und da auf beſtändigem Heimatsboden auch die kulturelle Tradition beſtändiger bleibt, daher ſcheint das jeweilige Volksbedürfnis den Zeitgenoſſen ſo wunderbar urwüchſig, als ſtamme es von einem beſondern, durchs Blut vererbten Raſſeninſtinkt. So mag

denn mancher Stil in der Tat, obgleich auch er nur dem menſchlichen Anpaſſungstrieb einiger weniger Künſtler entſprang, einem alten Volksbedürfnis entſprechen. Ich ſage abſichtlich: mancher Stil, d. h. durchaus nicht all und jeder, der nachträglich eine populäre oder nationale Geltung erlangt. Denn in dem Kunſtbedarf der Kulturnationen ſind zwei ſehr verſchiedene Arten Kunſt begehrt; da iſt einerſeits die große Maſſe — aber ich glaube, ich langweile Sie!

D. J. M. O bitte, wieſo denn! Ich male ja. Und Ihr Mund ſieht allemal ſehr forſch aus, wenn Sie ſich ſo für die Menſchheit anfregen. Sie ſollen mal ſehn, Ihr Porträt wird gut.

D. D. D. Alſo einerſeits, wollte ich ſagen, die große Maſſe der allgemeinen Gebrauchsgegenſtände, vom kleinſten Topf bis zum ganzen Wohnhaus: deren Formung unterliegt in der Tat mit ziemlicher Dauerhaftigkeit der populären Tradition. Und weil hier die Form ganz überwiegend von körperlichen Bedürfniſſen abhängt, ſo mag dabei auch die phyſiſche Raſſe einigermaßen merklich mitwirken, wenigſtens in reinraſſigen Völkern, oder wo vielleicht eine ältere Miſchraſſe noch die Oberhand hat über jüngeres Miſchvolk, wie z. B. in Rußland und in Teilen von China. Ich freilich möchte auch das bezweifeln; denn wenn wirklich irgend eine Art Formtrieb auf ſpezifiſchem Raſſetalent beruhte, dann wäre völlig unbegreiflich, wieſo dieſer Trieb in manchem Volk abſtirbt, trotzdem die Raſſe im Volke noch fortlebt. Wie kurzlebig war die Kultur der Hellenen, und doch gibt es heute noch griechiſche Bauern genug, deren Körperbau ganz den antiken Typ hat!

D. J. M. Blos leider mit türkiſchem Blut verkleiſtert! Und ſchließlich wird Jeder mal altersſchwach.

D. D. D. Das ſagt man ja freilich auch Völkern nach, und es würde vielleicht ſogar ganz vernünftig ſein, wenn wirklich jeder Grieche von heute ſchon als Greis aus dem Mutterleib

käme. Aber dem Raſſenelement ſoll doch ſeeliſche Urkraft innewohnen; und ſeit wann werden Urkräfte altersſchwach? Der Kunſttrieb in einem Tizian iſt erſt zugleich mit ihm ſelber geſtorben! Er hat mit 99 Jahren gewiß nicht mehr wie als Jüngling gemalt, aber gemalt hat er bis zuletzt.

D. J. M. Ja gewiß! Sehn Sie wohl! Was hab ich geſagt? Der war eben nicht vermuſelmanſcht!

D. D. D. Na, wer weiß! Venedig lag nicht ſo weit von den Harems. Und er ſoll ja, unter uns geſagt, ein halb Dutzend Gattinnen totgeliebt haben; mehr dürfte wohl auch kein Türke leiſten! — Doch Spaß beiſeite, und Schnitt auf die Griechen! Aber die Araber und die Perſer, die noch bis in die Renaiſſance hinein ſelbſtändige Kulturformen ſchufen und ſich ſeitdem nicht mehr ſo reichlich wie früher mit anderen Raſſen gekreuzt haben, ſind heute gleichfalls barbariſiert. Es ſind wirtſchaftlich verlotterte Völker, infolge der Unzulänglichkeit ihrer humanen Ideale, denn die rächt ſich ſtets auch ſozialpolitiſch. Solche Völker vermögen dann nicht einmal in den gewöhnlichſten Kunſtgewerben ihre ſtiliſtiſche Tradition auf alter Höhe zu erhalten, geſchweige daß ſie die andre Art Kunſt, die aus rein ſeeliſchen Bedürfniſſen ſtammt, noch irgendwie ſchöpferiſch betreiben. Und nun die Hauptſache: dieſe andre Art Kunſt weiſt wiederum zwei durchaus verſchiedene, zwar ſinnlich vielfach verbundene, aber geiſtig ganz geſonderte Spielarten auf: die der Unterhaltung und die der Erhebung. Mag ſein, daß die unterhaltenden Künſte, die ja die eigentlich populären ſind, noch Rückſchlüſſe auf die Raſſe erlauben, zwar kaum des Künſtlers, doch vielleicht ſeiner Kundſchaft. Denn auch dieſe Künſte wurzeln noch halb im Gewerbe, vom Volkslied der alten Bänkelſänger bis zum modernen Familienroman, vom Nationaltanz bis zur Salon-Akrobatik, vom Rüpelſpiel bis zum ehrſamen Rührſtück, vom ungeſchlachten Jahrmarktsbild bis zum allerleckerſten Eßzimmer-Stillleben. Sie hängen

direkt vom Bedürfnis des Alltags ab, ſie betreiben den Zeitvertreib als Geſchäft, ſie behandeln das ſinnliche Leben als Selbſtzweck, ſie müſſen gemeinverſtändlich ſein, ſie zielen mit einfachſten geiſtigen Reizen auf körperliche Erregungen, auf Augenweide und Ohrenſchmaus, auf Zwerchfell- und Tränendrüſenkitzel, auf Herz- und Nieren- und Rückenmarksgruſeln; alſo wird ihre Form wohl auch zum Teil von denſelben Naturkräften mitbeſtimmt, die dem menſchlichen Körper den groben Stempel einer beſtändigen Raſſe aufdrücken.

D. J. M. Na, was Andres hab ich doch niemals behauptet!

D. D. D. Nun aber die freieren, reineren Künſte, die ich vorhin die erhebenden nannte, weil ſie höher hinauswollen als das ſinnliche Daſein: was hat der Volkskörper damit zu ſchaffen? Er dient ihnen höchſtens als Mittel zum Zweck; hier herrſcht ganz und gar nur die Schöpfermacht der begeiſterten und begeiſternden Seele. Dieſe Künſtler bewerben ſich nicht um Volksgunſt, ſie betreiben das innere Wachstum der Menſchheit. Da will der Geiſt die Nerven des Leibes nicht blos mit flüchtigen Reizen liebkoſen, ſondern innigſt mit ſeinem Liebreiz befruchten, bis in die feinſten Gehirnzellenfaſern, die kein Viviſektor je auskennen wird, weil immer noch welche nachwachſen werden. Da empfängt die Form kaum noch indirekt von der populären Tradition ihren Stil; denn das durch und durch Maßgebende iſt da eben die befreiende Leidenſchaft, die neues Menſchentum ſchaffen will, dieſelbe göttliche Leidenſchaft, aus der auch die religiöſen Viſionen, die ſozialen und nationalen Phantome, kurz alle Ideale entſpringen. Sie tritt immer zuerſt nur im Einzelgeiſt auf, iſt nie und nirgends dem Volk gleich willkommen, muß überall erſt im Kampf mit der Welt ihre rätſelhafte Kraft erweiſen, die an jedem Widerſtand wächſt und reift. Ja, ſie ſtammt ſogar aus dem Widerſtand: aus dem Zwieſpalt zwiſchen Menſch und Natur, den die Kultur über-

drücken möchte, und der ſich im ſchaffenden Einzelgeiſt als Konflikt mit den Maſſeninſtinkten auftut. Oder meinen Sie etwa, daß Ihre Judith, an der Sie ſich Jahrelang abgequält haben, ſofort begeiſterten Zuſpruch fände, wenn Ihr verehrliches Publikum aus lauter koſcheren Juden beſtünde?

D. J. M. Gott der Gerechte! Dann doch ſchon lieber aus lauter gemiſchten ollen Hellenen.

D. D. D. Ja, die hättens Ihnen erſt recht geſteckt; den Phidias wenigſtens haben ſie wegen Gottloſigkeit aus Athen weggegrault, und der Äſchylos wurde ſo kujoniert, daß er ebenfalls ausgewandert iſt. Die deutſchen Schulmeiſter ſind zwar der gütigen Meinung, daß jeder Spießbürger von Athen ein Zeitgenoſſe des Perikles war und begeiſtert in die Tragödie ging; er ging aber hin, weil's Staatspflicht war, weil ihm das Eintrittsgeld ausgezahlt wurde, weil er den berühmten Obolus krigte, durch den ein paar raffinierte Patrizier die primitive Kirmeßbühne zur ſozialpolitiſchen Anſtalt entwickelten. Begeiſtert war man vielleicht für den Chortanz, für die bachantiſche Satyrpoſſe, für die religiöſen Prozeſſionen, und was ſonſt noch an feſtlichem Schaugepränge mit dem Drama ſeit Alters zuſammenhing. Begeiſtert war man für alle Gymnaſtik, wie mans heute für Zirkus und Variété iſt, oder in Spanien fürs Stiergefecht. Das Volk begeiſtert ſich immer blos für panis et circenses von ſelbſt; das war im antiken Athen und Rom ganz wie im modernen Paris und Madrid. Die Plebs will ſich einfach delektieren; zwar möglichſt variabel, doch immer ſimpel. Das Erhabene, wenn es nicht altersgrau war, beſchmiß der atheniſche Bildungspöbel mit genau ſolchem kritiſchen Schnodderwitz, wie heute der berliniſche; Beweis die Ariſtophaniſche Poſſe, die dieſen Witz mit genialer Selbſtironie in die poetiſche Sphäre erhob. Die Kunſt des geläuterten Menſchengeiſtes, die ſich aus inſtinktiven Konflikten zu äſthetiſchen Harmonieen hinaufringt, liegt urſprünglich ſtets nur im Bedürfnis kompli-

zierter Perſönlichkeiten, ſchon dem Weſen der Motive nach; ſie wird überall erſt durch die Liebhaber dem Volksgeſchmack allmählich vermittelt, und mit gründlichem Erfolg nur dann, wenn die Vermittler zur herrſchenden Klaſſe gehören oder ſonſtwie in Amt und Würden ſitzen, z. B. auf dem Schulmeiſterthron. An Ihrer Judith hat ſichs ja deutlich gezeigt; wer ſieht denn da heute das geiſtige Pathos hinter der ſinnlichen Attitüde? Selbſt der gebildete Durchſchnittskenner hat einſtweilen noch keine leiſe Ahnung von dem allgemein menſchlichen Wert dieſer Geſte; er beſteht ſich den naturaliſtiſchen Akt.

D. J. M. Iſt mir ja ungemein ſchmeichelhaft alles; aber eigentlich muß ich ehrlich bekennen, ich hatte ſelber noch keine Ahnung davon. Ich denke beim Malen an nichts Allgemeines, ich will immer was ganz Beſonderes machen. Sie ſehn doch, ich zeichne hier Ihre Viſage, und Sie reden das Blaue vom Himmel herunter. Kommt mir ja alles ſehr gottvoll vor, und mein ſogenannter Menſchengeiſt denkt ſich ja auch allerlei dabei; aber bilden Sie ſich nun faktiſch ein, davon ſoll was auf Ihr Porträt abfärben? Ich ſage Ihnen, die Sorte Geiſt hat mir noch keinen Bleiſtiftſtrich machen helfen!

D. D. D. Sie ſcheinen das ſehr genau zu wiſſen. Aber Ihre Kohlenſkizze da würde doch vielleicht etwas anders ausfallen, wenn ich hier ſtumm wie ein Fakir ſäße oder tragiſche Verſe deklamierte.

D. J. M. Alles was recht iſt: Sie döppen mich wirklich gut.

D. D. D. Man weiß nämlich nachträglich nie ſo genau, was man bei jedem Bleiſtiftſtrich denkt. Ich habe Sie übrigens im Verdacht, Sie legen's drauf an, ſich döppen zu laſſen; dann wäre alſo Ich der Gedöppte.

D. J. M. Ja, eigentlich gehts ja auf keine Kuhhaut, was einem beim Malen ſo durch den Grips geht. Ich hab's auch

wahrhaftig ſchon immer geſagt: ich pfeiff aufs Geſchäft, ich bin Idealiſt!

D. D. D. Das iſt wohl ſchließlich jeder Künſtler, und ſogar jeder echte Kunſthandwerker, auch wenn er nicht ſo laut pfeifen kann. Und das allein ſchon beweiſt zur Genüge, wie wenig im Grunde das Talent mit einer beſtimmten Raſſe zu tun hat. Der Raſſeninſtinkt, wenn er ehrlich iſt, hat ja nicht das mindeſte Intereſſe an irgend einem Ideal, das über die Reinraſſigkeit hinausgeht; das iſt ihm ja gradezu gefährlich. Selbſt ſchon das nationale Ideal, das ſich vielleicht noch am eheſten auf primitive Inſtinkte ſtützt, muß ſeinem politiſchen Weſen nach von Hauſe aus darauf bedacht ſein, ſich mit mehreren Raſſen abzufinden; denn es gibt kein einziges Staatsgebilde, deſſen Volkskörper nicht aus wenigſtens zwei verſchiedenen Stammvölkern aufgebaut iſt, aus Eroberern und Unterworfenen. Und nun gar die humaneren Ideale; die entſtehen doch eben aus der Sehnſucht, uns über die rohen Zwangsgewalten der Naturinſtinkte hinwegzuſetzen, und dieſe Sehnſucht ſtak ſchon im ſimpelſten Schnörkel, mit dem der Urmenſch an ſeinem Beilgriff oder am Rand ſeines Trinkgefäßes den Zweck der Notdurft verkleidete. Wenn man alſo unſern höchſten Kulturprodukten wirklich noch Raſſenelemente als Formkräfte unterlegen wollte, dann könnten es immer nur Miſchungsverhältniſſe ſein, die grade den harmoniſchen Stil in die originale Manier hineinbrächten. Denn nur aus vielfachen Blutmiſchungen ließe ſich allenfalls die Zeugung jener komplizierten Temperamente erklären, die überhaupt das Bedürfnis empfinden, die Diſſonanzen, Kontraſte und Konflikte ihres perſönlichen Seelenlebens um der Menſchheit willen zu harmoniſieren. Das gilt ſogar von dem populärſten, dem ökonomiſchen Idealismus, den man heute ſpeziell den ſozialen nennt; auch deſſen Formen und Reformen ſind urſprünglich immer nur Hirngeſpinnſte von einigen wenigen Menſchenfreunden, die das Volk bekannt-

lich zu kreuzigen pflegt, bevor es ſie vergöttern lernt. Und wer hat denn die nationale Idee, die von Bismarcks Gnaden realiſiert und dann von ſeinen Kreaturen zur patriotiſchen Phraſe verpöbelt wurde, dem deutſchen Michel eingetrichtert? Etliche edle Brauſeköpfe des europäiſchen Völkerfrühlings, ein paar Poeten, Philoſophen und Legislatoren, durch den Tyrannen Bonaparte zu glühender Freiheitsliebe erregt, die von den hohen Obrigkeiten ſo raſch wie möglich abgekühlt wurde, während der ſogenannte Volksgeiſt von ſelber kalte Füße kriegte! Leſen Sie nur nach, wie die Kleiſt und Arndt, die Fichte und Schleiermacher, die Jahn und Görres ihre Hoffnungen auf Deutſchland zu Grabe trugen, wie die Scharnhorſt und Gneiſenau Undank ernteten, wie ſelbſt der Freiherr vom Stein und Blücher um den Sinn ihrer Taten betrogen wurden! Oder wenn Sie noch mehr Beweiſe wünſchen —

D. J. M. Nein, Gott ſoll ſchützen, ich ſchwitze ſchon! — Und überhaupt: ich bin nämlich fertig. Die Skizze iſt wirklich gut geworden. Wenn Sie erlauben, möcht ich jetzt einpacken.

D. D. D. Na, darf man ſie denn nicht erſt mal ſehen?

D. J. M. Ja, wenn ſie fertig iſt, wiſſen Sie! Ich wollte blos ſagen: für heut bin ich fertig. Wenn Sie wieder mal herkommen, mach ich ſie weiter. Sie iſt wirklich nicht ſchlecht; Sie können mirs glauben! — Na, wenns ſein muß: bitte, treten Sie näher! —

D. D. D. . . . . Da ſcheint unſre Disputation aber doch etwas heftig abgefärbt zu haben. Ich ſehe ja aus wie'n Federvieh, das Ihr Teckel zwiſchen den Zähnen gehabt hat. Aber ich ſag's ja: ſchließlich bin Ich der Gedöppte.

D. J. M. Ja, nicht wahr? da merkt ſelbſt 'n Kaffer die Raſſenmiſchung! — Man kann's auch von weiter weg beſehn. „Is 'ne Nummer", wie ſie im Zirkus ſagen; der reine „Kraftmélange-Akt"!

D. D. D. Mir deucht aber: mehr Mélange als Kraft. Sie wollen's wohl in den Papierkorb packen?

D. J. M. Was? Wieso denn? Sie sind wohl nicht von hier, mein Herr?! Das verkauf ich an irgend ein Museum! Sie sollen mal sehn, Sie deutscher Dichter: wenn Sie erst in der Nationalgalerie hängen!

D. D. D. Nein, im Ernst: die Skizze scheint mir wirklich mißglückt. Sie haben zuviel an mein Geschwätz gedacht.

D. J. M. Ach ja richtig, Sie sind ja nicht fürs Nationale. Und nun denken Sie einfach, ich mache Spaß, weil Sie meinen, ich sei ein Franzosenschüler!

D. D. D. So einfach pflege ich nicht zu denken.

D. J. M. Na, oder ein allgemein menschlicher Jude! Ich habe doch ziemlich deutlich gehört, daß Sie aufs Nationale pfeifen.

D. D. D. Da haben Sie ziemlich vorbeigehört.

D. J. M. Nanu? Sie haben doch deutlich gesagt —

D. D. D. daß die Nation keine Kunst erzeugt. Damit ist doch aber durchaus nicht geleugnet, daß die Kunst nationalen Charakter annehmen kann. Selbst der weiseste Künstler bleibt der Narr seines Mitgefühls.

D. J. M. Die Logik ist mir etwas zu kringlig.

D. D. D. Nun, es ist doch dieselbe Leidenschaft, dieselbe schöpferische Begierde, derselbe göttliche Sinn oder Wahnsinn, woher die Menschennatur kulturelle Ideen und die Volksmasse nationale Tendenzen empfängt, überhaupt alle irgendwie universalen Illusionen und Phantasmen. Es ist immer wieder die ewig gleiche, Ungleiches einende Einbildungskraft, die auch im Kunstwerk dem Einzelwesen harmonischen Allgemeinwert verleiht; nur die Intressensphären liegen verschieden. Warum sollten sich die aber nicht berühren können und unter Umständen miteinander verbinden? Vielleicht ist sogar zu gewissen Zeiten die eine der andern Nothelferin. Wenigstens zeigt die Ge-

ſchichte der Menſchheit, daß immer, wenn in den rührigſten Völkern neue humane Ideale entſtehen, daß dann zugleich auch die nationalen am ungeſtümſten aufbegehren; womit ich natürlich nicht ſagen will, daß das nun ewig ſo bleiben muß.

D. J. M. Und da denken Sie alſo, die beiden Aale verwickeln ſich ſo mit den Schwänzen zuſammen, daß der Menſch die göttliche Sehnſucht krigt, einen einzigen Aal draus zu phantaſieren?

D. D. D. Nein, ſo verwickelt denken wahrſcheinlich blos Bandwürmer.

D. J. M. Na, wovon krigt man denn aber den dollen Gieper auf ſo'was allgemein Göttliches? Irgendwovon muß der doch kommen!

D. D. D. Ja, da müßten Sie mir ſchon wirklich erlauben „das Blaue vom Himmel herunter zu reden". Von der Raſſe kann doch wohl lediglich der Gieper auf allgemein Tieriſches kommen; und von irgend ſonſtwelchen Formationen der irdiſchen Materie, ob's nun klimatiſche Ortsumſtände oder ſoziale Zeitumſtände ſind, werden Sie dieſe ewige Sehnſucht nach harmoniſcher Umformung der Natur erſt recht nicht hinreichend ableiten können. Wenn ſich die überhaupt noch logiſch ergründen und mechaniſch begreifen läßt, dann müſſen wir ſchon den myſtiſchen Äther der Herren Phyſiker pſychiſch ausdeuten: unſre Abſtammung von der Sonnenmaterie, die rhythmodynamiſche Struktur der kosmiſchen Centralſyſteme, die ſogenannte Harmonie der Sphären, den Einfluß der ſchwingenden Sternenwelten auf unſer eigenes kleines Geſtirn, all die bewegten ſideriſchen und planetariſchen Konſtellationen, die bis in den Erdball hinein vibrieren und ſich als wechſelnde Innervationspotenzen, als beſeelende und begeiſternde Kräfte, den Erdbewohnern einverleiben. Oder halten Sie's etwa für Aberglauben, daß immer, wenn ſich die Menſchenwelt zu erhabenen Kraftanſtrengungen aufrafft, zu Völkerwanderungen, Staats-

umwälzungen, Befreiungskriegen, Entdeckungsfahrten, Glaubenskämpfen und andern Kulturekſtaſen, daß dann immer zugleich auch in der Naturwelt gewaltige Kataſtrophen ausbrechen, Erdbeben, Springfluten, Wirbelſtürme, Heuſchreckenſchwärme, mikrobiſche Epidemieen, vulkaniſche Eruptionen und dergleichen, begleitet von ſeltſamen Himmelserſcheinungen, ungewöhnlichen Meteoren, Kometen, Nordlichtern, Sonnenfinſterniſſen?!

D. J. M. Da's faktiſch ſo iſt, wird's wohl ſo ſein. Es rumort ja auch jetzt wieder allenthalben.

D. D. D. Und alſo wird ſich wohl auch kein Künſtler, ſelbſt wenn er's mit ſtärkſtem Eigenſinn wollte, den jeweils zeitbewegenden Kräften, die ſich als Ideale äußern, entziehen oder verſchließen können. Und wenn in unſerer ebenſo ſtark nationalen wie internationalen Epoche ein ſchöpferiſcher Geiſt auf dem norddeutſchen Weltteil mit ſeiner reichsdeutſchen Staatsbürgerhand allgemein-menſchliche Werte malt, und zwar aus rein maleriſcher Luſt zur Sache: dann iſt er nicht blos ein wertvoller Maler, ſondern zugleich, auch wenn er ein Jude iſt und in Paris auf die Schule ging, einer der reinſten deutſchen Künſtler, die ſich je in der Nationalgalerie aufhängen ließen.

Der Jüdiſche Maler: Na ſehn Sie, das freut mich! Und offen geſagt: das hab ich von Ihnen blos hören wollen!

Der Deutſche Dichter: Oh meine Ahnung! Ich Michel! Sie Schurke! — Das ſoll wohl heißen, der Mohr kann gehen?!

Der Maler: Blos, er muß verſprechen wiederzukommen! Und das nächſte Mal, da mal'ich ihn beſſer.

Der Dichter: Und ich ſinge ein Loblied aufs Raſſige...

* * *

Der Mitmensch

Tragikomödie

Zweite Ausgabe

Perſonen:

Ernſt Wächter.
Thora Nathan.
Peter Wächter, Architekt.
Ralf Eickrott, Börſenmenſch.
F. L. Nathan, Bankier.
Herr Krauſe, Geſchäftsmann.
Herr Dr. Luchs, Patentanwalt.
Herr Friedemann, Kommerzienrat.
Herr v. Wenzel, Kommiſſionsrat.
Klara, Thoras Kammerjungfer.
Rudolf, Diener bei Nathan.
Karl, Kutſcher bei Nathan.
Bertha, Hausmädchen bei Nathan.
Anna, Köchin bei Nathan.

Ort und Zeit:

Berlin W. Januar 1895
vom Mittag des einen bis zum Mittag des andern Tages.

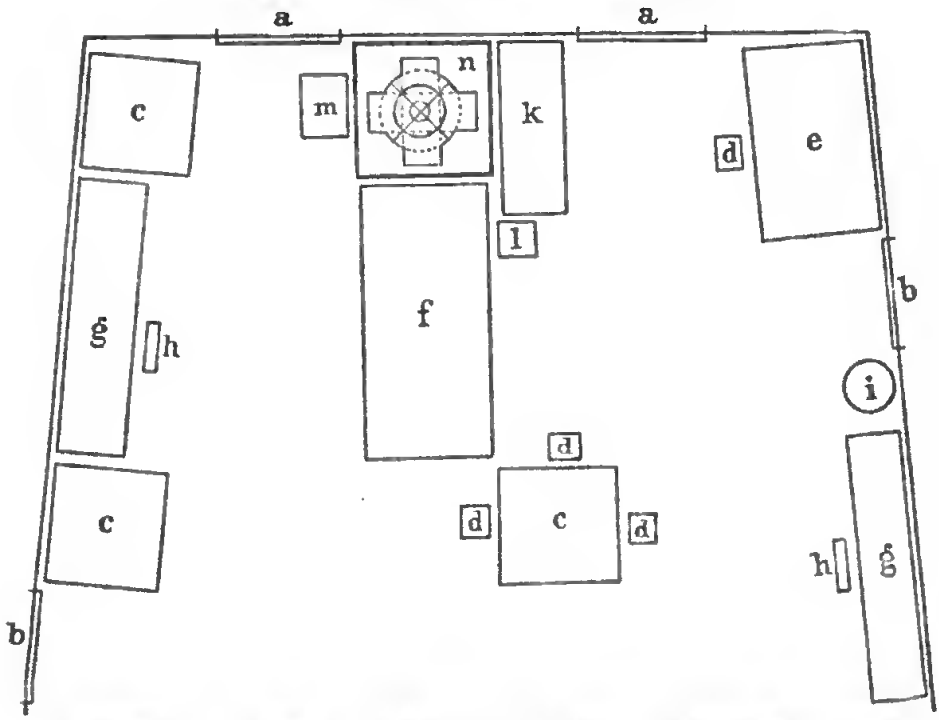
Zur Beachtung:

Rechts und links immer vom Zuſchauer aus.

Das im erſten Akt beſchriebene architektoniſche Modell iſt lediglich als Entwurf gedacht, den im Notfall auch ein geſchickter Laie aus Cartonpapier anfertigen kann; die Beſchreibung und der Grundriß auf Seite 196 bieten genügenden Anhalt.

Erſter Akt

Arbeitszimmer der Brüder Wächter



aa: Fenſter. bb: Türen. ccc: Tiſche. dddd: Stühle. e: Schreibtiſch. f: Diwan, ſogenannte Chaiſelongue, ungewöhnlich lang und breit. gg: Hohe Bücherregale. hh: Tritte zu den Regalen. i: Eiſerner Ofen. k: Klavier. l: Notenſtänder. m: Geſtell mit Reißbrett. n: Hoher Tiſch mit architektoniſchem Modell.

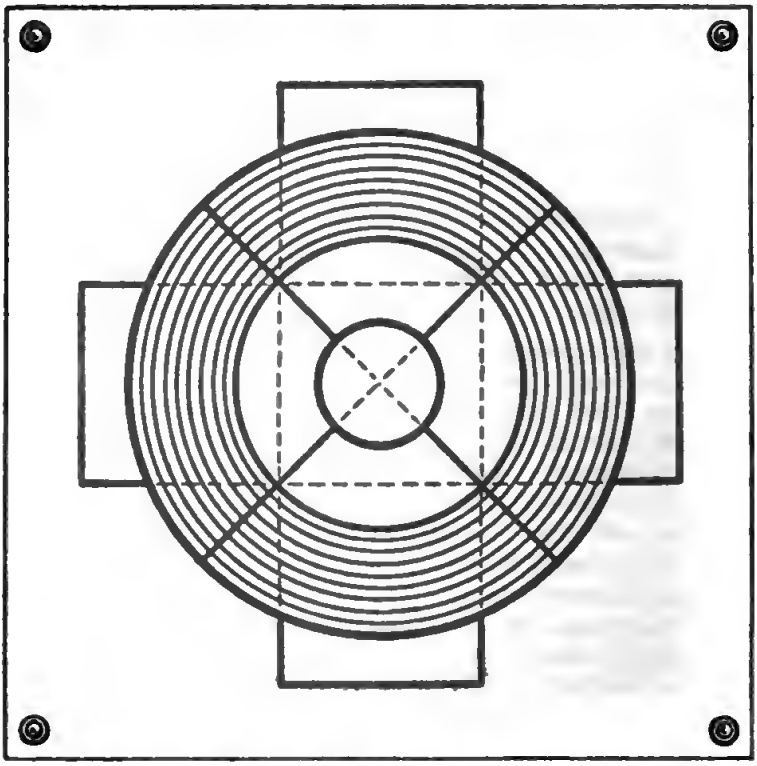
Das Zimmer, ſehr geräumig, wirkt durch Schwarz und gedämpftes Blau. Teppich und Tapete gleichmäßig blau, ins Stahlgraue ſpielend, ohne jede Muſterung; alle Möbel ſchwarz, ſtumpf gebeizt, auch Klavier und Fenſterkreuze. Tiſche und Stühle durchweg aus Holzlatten. Alles in eckigem, einfachſtem Zuſchnitt, mit ſtahlgrauen ſchlichten Metallbeſchlägen. Auf dem Diwan, in reichen Falten zu Boden fließend, eine ſchwarze Sammetdecke. Oben über beide Fenſter weg, rechts und links die Zimmerecken berührend, eine ſchwere ſchwarze Stange mit grauen Metallringen; daran vier Vorhänge aus ſchwarzem Sammet. Die äußeren Vorhänge rechts und links bedecken die Wandflächen von der Fenſterkante bis zur Zimmerecke; die beiden Mittelvorhänge ſind jeder an den Innenkanten der beiden Fenſter ſchmal zuſammengeſchoben, ſodaß die Wandfläche dazwiſchen freibleibt und das Licht voll durch alle Scheiben fällt. Vor den Türen, die beide nach außen zu öffnen ſind, gleichfalls ſchwarze Sammetvorhänge. An den Bücherregalen mattblaue Tuchvorhänge, nicht ganz zugezogen, ſodaß man einen Teil der Bücherreihen ſehen kann.

Auf dem Eckiſch hinten an der linken Wand liegen weiße Papierrollen, Baupläne, Zeicheninſtrumente u. dgl. Auf dem vorderen Tiſche links ſtehen zwei ſchöne einfache Lampen, zinnerne Teller mit Zigarren, Zigaretten und Zündhölzerſchachteln, eine angebrochene Flaſche Cognac und Spitzgläschen dazu. Auf dem Tiſch vorn in

der Mitte der Bühne eine Waſſerflaſche mit Gläſern edelſter Form. Um den eiſernen Ofen ein ſchwarzer Schirm mit matter Silberſtickerei, nicht ſehr hoch, ſodaß die Krönung des Ofens ſichtbar bleibt. Auf der oberſten Platte des Notenſtänders die Büſte Michelangelos aus dunkel patinierter Bronce. Dicht über dem Spindenaufſatz des Schreibtiſches, in flachem ſchwarzen Rahmen, die Klingerſche Radierung nach Böcklins „Toteninſel"; über dieſer die Gipsmasken von Dante und Bonaparte, kreideweiß.

Das architektoniſche Modell auf dem Tiſche zwiſchen den Fenſtern, ein kreuzförmiger Bau mit Rundkuppel, iſt gleichfalls aus weißer Maſſe; doch ſind die Eck- und Seitenpfeiler der vier Flügel, die Schnittkurven der Dachwölbungen, überhaupt alle den Rhythmus des Gebäudes ausſprechenden Linien metallgrau angeſtrichen, und die Fenſterhöhlen der Wände wie die Felder der Stütz- und Haupt-Kuppel zeigen kaleidoſkopiſche Muſter aus glänzend bunten Lackfarben. Das Modell iſt ſo hoch, daß die Hauptkuppel den Klavierbord etwas überragt; die Tiſchplatte liegt eine Handbreit oberhalb der Kopflehne des Diwans.

An der Wandfläche über Modell und Klavier iſt ein auffallend großer Plan mit dem Grundriß des Gebäudes befeſtigt; über dem Plan, in gleicher Höhe mit den genannten Masken und den oberen Kanten der Bücherregale, die Masken von Rembrandt und Beethoven, ebenfalls weiß. Der Grundriß, dick mit ſchwarzer Kreide auf den genau quadratiſchen Plan ſkizziert, zeigt folgende Figur:



Wenn der Vorhang aufgeht, ſteht Peter Wächter zeichnend vor dem Reißbrett, Ernſt Wächter einen Brief leſend neben dem Klavier; beide Brüder ſind ſtets ſchwarz gekleidet, Ernſt ſehr ſorgfältig, aber nicht geckenhaft, Peter etwas nachläſſig. Durch die Fenſter ſieht man dichtes Schneegeſtöber; blaſſes Mittagslicht.

Ernſt (legt den Brief auf den Notenſtänder): Hm — das iſt ja äußerſt intreſſant ... Und ihr Herr Bräutigam hat keine Ahnung?

Peter (unwirſch, immer im Zeichnen): Du weißt doch, daß er auf Reiſen war.

Ernſt (trocken): Allerdings. Ich ſoll wohl lieber ſchweigen?

Peter: Was? (Naiv) Wieſo!

Ernſt: Ich meine nur.

Peter: Ach lächerlich! Ich hör ſchon zu.

Ernſt: Nun, wie du ſagteſt, iſt er doch zurück. Schon ſeit acht Tagen.

Peter: Ja.

Ernſt: Nun, und der ſchwarze Ring? mit dem großen Diamanten? Der muß ihm doch wohl aufgefallen ſein, dieſer ſpitze Diamant.

Peter: Sie muß ihm wohl gleich beichten, daß ſie den von mir hat.

Ernſt: Nein. Das meint ich eben. Lügen können ſie alle gut.

Peter (ſcharf): Du, bitte, keine Gemeinheiten!

Ernſt (ſehr kühl): Allgemeinheiten ...

Peter: Dein lächerlicher Raſſenhaß —

Ernſt: Und meine lächerliche Weiberfeindſchaft.

Peter: Ja allerdings! — Weil Dich mal Eine betrogen hat — wofür du nicht einmal Beweiſe hatteſt — nicht die mindeſten — blos deinen ſogenannten Taſtſinn —

Ernſt: Weißt du, Peter: das gehört wohl nicht zur Sache hier. Wir wollen doch lieber ruhig bleiben.

Peter: Ja, dann mach mich nicht wild!

Ernſt (ſich auf den Diwan ſtreckend): Du biſt und bleibſt das alte Kind.

Peter (immer im Zeichnen): Hm ...

Ernſt: Und nun willſt du ſie wohl heiraten, ſozuſagen.

Peter: Na! — Das heißt — du bleibſt natürlich bei uns wohnen.

Ernſt: So. Danke verbindlichſt. Es war mir weniger meinetwegen ... (Steht auf, tritt an das Reißbrett) Hör mal, Menſch: begreifſt du denn garnicht, daß das dein Ruin ſein würde?

Peter: Ach Unſinn!

Ernſt (ſtets mit Nachdruck, langſam und gedämpft): Dieſes verwöhnte Geſchöpf: mit ihrem Heißhunger nach Erregungen: ſie wird dir ja die Nerven einzeln aus dem Leibe zupfen! — Und (auf das Modell hindeutend) deine Arbeit? deine Entwürfe? (Sarkaſtiſch) Dann kannſt du Geld machen gehen! für die Launen der gnädigen Frau! für ſchwarze Ringe! mit Diamanten!

Peter (ärgerlich): Na, ſie hat ihn doch haben wollen.

Ernſt (ſehr langſam, ſanft): Ja —: wie ſie Alles haben will, du Kind!

Peter: Du fühlſt dich heut wohl ganz beſonders alt.

Ernſt: Iſt dir mein Rat je ſchlecht bekommen?

Peter: Herrgott, hier iſt doch aber nichts zu raten. Wenn's doch nun mal geſchehen iſt — und wenn man ſich doch liebt —

Ernſt (kritiſch): liebt —?

Peter (braus): Na ja natürlich!

Ernſt (behutſam): So — hm — jawohl —: das iſt ja grade das Schlimme. Damit wird ſie dich klein kriegen! Du biſt kein Eickrott, der Weiber wie Pferde liebt.

Peter (lachend): Na du, wer weiß! — Und Raſſe hat ſie: alle Wetter!

Ernſt (ſich an den Diwan lehnend): Ja: wie du ſelbſt — und dann gibts Krieg. Sie wird nicht dulden, daß deine Kunſt dir über ſie geht. Sie iſt gewohnt, ſich vergöttern zu laſſen.

Peter: Du kennſt ſie eben blos in Toilette. (Auf den Brief hinüberweiſend) Du haſt doch da geleſen —

Ernſt: Jawohl: vorläufig — hm — berauſcht ſie ſich an dir. An euerm Abentener, heißt das; ſolang' es ihr den Reiz der Neuheit hat. Aber, ſiehſt du, auch der Eickrott ſchien ihr mal

begehrenswert; blos doch, weil er ſie brüskierte, weil ſie's anders haben will als das Dutzendgeſindel.

Peter: Gottſeidank!

Ernſt: Nun, wie mans nimmt; ſie will eben blos. Und ſiehſt du, Peter: weil du wirklich anders biſt, das hat ſie überwältigt. Aber auch an den Ranſch wird ſie ſich gewöhnen; und dann kommt die Langeweile, und der Überdruß, und was noch ſonſt den Mitmenſchen ziert, der ohne Arbeit lebt, der keinen Beruf im Leibe hat und ſich nicht mal aufs Genießen verſteht.

Peter: Ja aber, Menſch, begreifſt du denn garnicht — (deutet wieder auf den Brief) ich kann doch garnicht mehr anders jetzt!

Ernſt (wendet ſich achſelzuckend ab): Herrgott, es gibt doch ſtille Badeorte —

Peter (heftig ihm nach): Du?! — (Sich mäßigend) Das war unwürdig, Ernſt.

Ernſt (kalt): Ach was, Würde. Hier handelt ſichs um Menſchenleben ..... (Er ſchänkt ſich ein Glas Waſſer ein und trinkt; Peter tritt an das Reißbrett zurück.) Und der unfreiwillige Herr Schwiegervater: was wird denn der dazu ſagen?

Peter: Na, der tut doch, was ſie will.

Ernſt (ſetzt ſich auf das Fußende des Diwans): So.

Peter: Sie hat blos ihrer Mutter gehorcht.

Ernſt (zu Boden blickend): Hm ...

Peter: Du kennſt ſie überhaupt garnicht! Als ihre Mutter geſtorben war, hat ſie Tagelang vor Schmerz nichts eſſen können. Wenn du das Launen nennſt —

Ernſt: Nein; das nenne ich jüdiſche Rührſeligkeit. Und außerdem: du haſt doch nicht dabei geſeſſen.

Peter: Du, ich verbitte mir — ſie lügt nicht!

Ernſt: Bitte, bleib ruhig. Ich fragte nach dem Vater.

Peter: Na, du haſt doch gehört

Ernſt: daß er ihr Hanswurſt iſt, ja; ſoweit es das Geſchäft erlaubt! — Glaubſt du vielleicht, er kann dein ehrliches Architektengewiſſen in Papieren anlegen? oder auf die Börſe ſchicken?

Peter (wieder im Zeichnen): Ach lächerlich! Sie hat ſchon andre Sachen bei ihm durchgeſetzt.

Ernſt: Hm...

Peter: Und dann hat er doch meine Erfindung! Wenn das Newyorker Patent erſt da iſt

Ernſt: wird man uns übers Ohr haun wie immer. Oder denkſt du, er verlangt die neunzig Prozent Gewinnanteil, um ſie dir zur Hochzeit zu ſchenken... Ja, und der Eickrott? (abgehackt, kurz) hĕ? — Der ſoll ſich wohl bei dir bedanken, daß du ihm die Hochzeit erſparen willſt? dir ſeine Hörner zu Füßen legen?

Peter: Das wird ihm der Alte ſchon klar machen.

Ernſt: So. Weißt du, daß er ſeinem Schwiegervater in die Hand arbeitet? und was das zu bedeuten hat für einen Bankier? — Verluſte, wenns zum Bruch kommt!

Peter: Dann werde Ich's ihm klar machen! oder ſie!

Ernſt: Du ſcheinſt den Herrn nach Dir zu ſchätzen, lieber Peter. Der iſt nicht ſehr fürs Klare.

Peter (heftig): Na, dann nicht! —

Ernſt (langſam): Hm — weißt du auch, daß er — gut ſchießt? —

Peter (verwundert): — ſchießt? —

Ernſt: Nun ja —: Piſtole! — ſehr gut, ſag'ich dir.

Peter: Ach Farce! Lächerlich! Abgeſchmackt!

Ernſt: O nein, lieber Peter. Duelle ſind ſehr nach ſeinem Geſchmack.

Peter (grob): Aber nach meinem nicht!

Ernſt: Und deine Dame? — Meinſt du, ſie wird ſich von dir ſo blamieren laſſen? öffentlich? vor der „guten" Geſellſchaft! — So weit geht die Liebe der Damen nicht.

Peter (wirft plötzlich Reißſchiene und Zeichenfeder hinter ſich auf den Tiſch): Da ſoll der Teufel was arbeiten! — (Er geht und ſteckt ſich eine Zigarre an.)

Ernſt: Siehſt du: es fängt ſchon an, das Glück der Ehe.

Peter: Ja, Du fängſt an!

Ernſt (ſteht auf, ſieht ihm in die Augen): Und da meinſt du, daß ich bei euch wohnen bleiben ſoll?

Peter: Gott, Menſch, quäl mich doch nicht ſo!

Ernſt (ihm auf die Bruſt tippend): Damit du Zwei haſt, die dich quälen — (ſich ſelbſt auf die Bruſt tippend) mit der grauenhaften Langenweile hier, die Du nicht kennſt —

Peter (herzlich): Na laß doch, Ernſt!

Ernſt (mit verhaltener Erregung): an der wir Alle leiden, wir — wir Arbeitsloſen, Überflüſſigen; — die uns das Herz abdrückt — hier, weißt du, wie ein ſchwarzer Ring ums Herz, aus dem wir gern erlöſt ſein möchten — immer wieder — (mehr für ſich) bis man ihn endlich tragen lernt.

Peter (ungeduldig): Herrgott, na ja: wenn man ſich liebt, das hilft doch tragen.

Ernſt: Hm. Bis wir merken, daß uns nicht zu helfen iſt — durch keine Liebesmacht — uns Ohnmächtigen. Auch ihr nicht, Peter.

Peter (leicht hin): Ach Tiftelei! Du grübelſt viel zu viel. Ich hab ſchon andre Sachen durchgeſetzt .....

Rechts an der Tür ertönt ein elektriſches Glockenzeichen, dreimal kurz ſchrillend. Ernſt geht hin, ſchlägt den Vorhang zurück und öffnet. Man hört Geräuſch von Füßen auf einer Strohdecke.

Ernſt: Ah — bitte, meine Herren —

Es treten ein: Eickrott, dann Nathan. Eickrott mit übertriebener Eleganz gekleidet, Beide im Überzieher nebſt Schirm.

Eickrott: Niederträchtiger Dreck! — 'morning, Doktor. Tag, Herr Baumeiſter.

Ernſt: Guten Tag, meine Herren.

Peter: 'Tag.

Nathan (ſtellt ſeinen Schirm an den Ofenſchirm, tupft ſich mit dem Taſchentuch den Pelzkragen ab): Impertinenter Schnee!

Eickrott: Andermal laß anſpannen! Thora kann gefälligſt Nachmittags fahren ...

Ernſt (nimmt Beiden die Hüte ab, ſtellt ſie auf den Diwan, nimmt den Brief vom Notenſtänder und ſteckt ihn in die Bruſttaſche): Bitte, Herr Nathan — wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Eickrott — und legen Sie doch ab!

Nathan: Danke, danke; wollen nicht lange ſtören die Herren.

Peter (bietet Eickrott, der ſich an den Mitteltiſch auf den Stuhl rechts geſetzt hat, die Schale mit den Zigarren an): Gefällig?

Eickrott (die rötlich behandſchuhten Fäuſte auf den Schirm geſtützt, nach einem prüfenden Blick): pardon, Sir: (ſcherzhaft) vertrage leider blos Importen.

Ernſt (hat Nathans Schirm hinter den Ofenſchirm geſtellt, holt nun die Zigaretten und die Cognacplatte): Hiervon vielleicht?

Eickrott: Cognac? Gerne! well — (ſchänkt ſich ein, riecht) Feine Nummer! — (Dann zu Nathan, der ſich das Zimmer beſieht) Greis, 'n Cognac?

Nathan: Danke, danke, Ralf; du weißt ja ... (Zu Peter, der in ſeiner Zimmerhälfte, die Hände in den Hoſentaſchen, auf und ab geht) Haben ſich ja hochintereſſant eingerichtet.

Peter (auf Ernſt zeigend): Mein Bruder.

Nathan: Ah, der Herr Bruder!

Eickrott (das Glas abſetzend): Ja, ſieht aus wie beim Totengräber — (kurz auflachend) hhē! — (Dann liebenswürdig) Laſſen ſich ja nirgends mehr ſehen, Herr Doktor?

Ernſt (ſetzt ſich auf den Endrand des Diwans): Ja — man wird älter.

Eickrott (ſpaßhaft): Und läßt ſich begraben; (kurz, abgehackt) hē?

Ernſt (ſich eine Zigarette anzündend): Oder — lernt leben —

Eickrott (auf die Totenmasken deutend): — ſind wohl Ihre Lebensjeiſter, ſozuſagen?

Ernſt (ſehr kühl): Ja. Sozuſagen ...

Eickrott (mit dem Schirm fuchtelnd): Sage Ihnen: dolle Saiſon diesmal! Sollten doch noch mal mitmachen! Der rote Baron iſt wieder da. Wiſſen noch? vor drei Jahren? — Und (vertraulich) Zirkusweiber: ſage Ihnen — (ſchnalzt mit der Zunge)

Nathan (der den Grundriß an der Wand betrachtet hat, zu Peter): Was iſt denn Das da? — Neue Erfindung?

Eickrott (aufhorchend): Hē? Erfindung? (tritt intereſſiert zu Nathan.)

Peter: Nein. Mein neues Theater.

Nathan: — āh: Theater: kein Geſchäft mehr.

Peter: Was? Geſchäft? Bombengeſchäft! Da ſollten Sie Ihr Geld 'reinſtecken!

Nathan: Sind mir Ihre Metalle ſicherer.

Peter: So. Na wiſſen Sie, da pfeiff ich drauf! die ſchenk ich Ihnen! alle mit einander!

Eickrott (lachend): Topp, Greis! go on!

Peter (auf Eickrott nicht achtend): Hier: paſſen Sie mal auf: (er deutet, immer lebhafter werdend, bald auf den Grundriß, bald auf das Modell, während Nathan verlegen zuhört und Eickrott ſich verſtohlen beluſtigt) — Das, ſehen Sie, das iſt die Kuppel, mit drehbarer Bühne drunter, in vier Segmenten, drehbar und mit Fahrſtühlen, durch beide Stockwerke durch, vier Bühnen; einfach Kuliſſen-Nachſchub, wiſſen Sie. Und ebenſo vier Zuſchauerräume, oben zwei, unten zwei, kreuzweis übereinander, hier in der Außenrotunde, unter der Stützkuppel, ſehen Sie.

Nathan: Jawohl; ſehr richtig. (Halblaut zu Eickrott): Laß doch, Ralf.

Peter: Oder auch zwei Räume blos, zwei bis ſechs, je nachdem, ganz nach Bedarf; Sie ſehen doch?

Nathan: Ja. Tatſächlich. Hoch-in-te-reſſant!

Peter: Oder nur ein Raum, Zirkus ſozuſagen, für große Feſtſpiele und ſo weiter. Mit verſtellbaren Wänden, die kein Geräuſch durchlaſſen; (beiläufig) meine Erfindung, wie Sie wiſſen.

Nathan: Jawohl. Gewiß. Genial! In der Tat!

Peter: Sodaß es keine Störungen mehr gibt, durch Zwiſchenakte und ſo weiter; Shakeſpear! — und keine ſchlechten Plätze mehr gibt! — und keine blödſinnigen Raumverhältniſſe für den Dichter!

Ernſt (ihm winkend): Laß doch, Peter; du erregſt dich blos.

Peter: Was? Wieſo! — (Verſtehend) Ja — (Stimme ſenkend) ſehen Sie ... (Aufs neue übermannt von ſeiner Idee) Und Alles, ſehen Sie, in einer neuen Architektur! von meinem neuen Metall getragen! mit neuen Anſchlüſſen, neuen Bogen und Wölbungen — feuerſicher natürlich.

Nathan: Natürlich!

Peter: Ja, und leicht; feſt und leicht; ein neuer Glasſtoff, durchbrochen, bunt natürlich; durch Dächer und Kuppeln das Innenlicht laſſend.

Nathan: Innenlicht?

Peter: Ja, Innenlicht; bei Nacht natürlich. Stellen Sie ſich vor —: märchenhaft! feeenhaft! — Und eine lumpige Million, dann bau ich's Ihnen hin — (ſchlägt an das Bücherregal und auf die Pläne des Eckiſches) hier liegen die Berechnungen!

Ernſt (iſt aufgeſtanden): Peter, du läßt ſchon wieder die Aſche auf den Teppich fallen!

Peter: Wie? — Ja! — Entſchuldige ... (Er tritt zurück, legt die Zigarre auf den vorderen Tiſch links.)

Eickrott (ſieht, während die Brüder abgewandt ſtehen, Nathan feixend an und tippt ſich mit dem Finger vor die Stirn; dann laut): Aus-ge-zeichnet! —

Nathan (räuſpert ſich): Ja; hoch-in-te-reſſant; tatſächlich! — Und (nochmals räuſpernd) Herr Baumeiſter: was Sie da vorhin von Ihren Metallen ſagten: wenn Sie alſo wiegeſagt nicht abgeneigt ſind, den Vertrag mit uns zu ſchließen: der Herr Patentanwalt hat mir geſchrieben, daß Alles in Ordnung iſt — (ſetzt ſich hinter den Mitteltiſch, Eickrott wieder auf den Stuhl zur Rechten) und die Herren, welche geben ſollen das übrige Kapital zum Betriebe, werden gleichfalls erſcheinen: wenn Sie dann die

Güte haben wollten, ſich heute Abend zu 'nem kleinen Herrenеſſen bei uns einzufinden — (ſteckt ſich eine Zigarette an) wo dann alles kann vereinbart werden nach Tiſch

Peter: Ja natürlich; ja.

Nathan: Pünktlich um ſieben, wenn wir bitten dürfen.

Peter: Ja natürlich — (ſchänkt ſich einen Cognac ein)

Ernſt: Hm — (gibt ihm mit den Augen einen Wink)

Peter (raſch): das heißt — (er ſtockt)

Ernſt: Mein Bruder meint, Sie müßten dann die Güte haben, mich gleichfalls einzuladen. Er macht keine Geſchäfte ohne mich!

Peter (unbeholfen): Ja. (Trinkt aus.)

Eickrott (ſtutzend): Ah — (lenkt ein) na ſelbſtverſtändlich, ſelbſtverſtändlich! Können meine Braut zu Tiſch führen.

Nathan: Ja: tatſächlich: wird uns eine große Ehre ſein, den Herrn Doktor auch einmal als Gaſt begrüßen zu dürfen. Meine Tochter hat mir viel erzählt, was ein intereſſanter Geſellſchafter der Herr Doktor ſein kann.

Ernſt (verbeugt ſich): Äußerſt liebenswürdig. (Peter ſchreitet wieder auf und ab, immer in ſeiner Zimmerhälfte bleibend.)

Eickrott (ſpaßhaft): Schwerenöter, Doktor, was?! — Goddam! wiſſen noch? damals, nach dem großen Rennen: wie Sie dem Baron die ſchwarze Jenny beim Souper wegfiſchten? Glänzend! Wir hatten alle gegen Sie gewettet.

Ernſt (gleichgiltig): Hm —

Nathan: Jetzt mußt du aber kommen, Ralf.

Eickrott: Well! ja: muß noch auf die Börſe. (Sie ſtehen auf.) Alſo: bis ſieben! (Sie nehmen die Hüte.) Wiederſehen, Herr Baumeiſter (reicht Petern über den Diwan weg die Hand).

Ernſt (gibt Nathan ſeinen Schirm): Empfehlen Sie mich, bitte, inzwiſchen Ihrem Fräulein Tochter.

Nathan: Danke, danke ergebenſt. (Zu beiden Brüdern gewendet) Empfehl mich, meine Herren.

Peter: Empfehle mich.

Eickrott (unter dem Türvorhang, den Ernſt beiſeite hält) Goodbye, Doktor.

Ernſt: Auf Wiederſehn — (verbeugt ſich, ohne Eickrotts Hand zu nehmen).

Nathan und Eickrott ab.....

Ernſt (trägt das Rauchzeug und den Cognac auf den Tiſch vorn links zurück): Und Das iſt nun ihr Bräutigam! — Den hat ſie mal lieben können! —

Peter (ſeine Zigarre wieder anſteckend): Na! Iſt doch ein — ganz forſcher Kerl.

Ernſt (mit gewollter Übertreibung): Dieſer Rennbahntribünenheld!

Peter (wieder auf und ab ſchreitend, meiſt die Hände in den Hoſentaſchen): Und iſt doch ſicher kein Jude.

Ernſt (nimmt einen Schluck Waſſer, fängt auch an auf und ab zu ſchreiten, Jeder in ſeiner Zimmerhälfte): Sehr wahr! Das iſt es ja! Sie iſt garnicht mehr Raſſeweib. Braucht fremdes Blut zur Liebe. Der Jude reizt ſie nicht mehr. Entartung durch Inzucht! Will ſich geſund ſchmarotzen! Entſchuldige; ich meinte das natürlich nur rein wiſſenſchaftlich.

Peter: Ach, deine lächerliche Wiſſenſchaft. Glaubſt ja ſelbſt nicht dran.

Ernſt: Hm. Haſt doch ſonſt ein Ohr dafür.

Peter: Bin wohl auch entartet?

Ernſt: Beim Manne wirken da ganz andre Reize. Raubſucht! Eroberungsluſt! Jede ſtarke Raſſe nimmt den Feinden die Weiber weg.

Peter: Lauter Hypotheſenquark. Morgen ſagſt du das Gegenteil.

Ernſt: Hm. Vielleicht. Zuweilen aber mein'ich, was ich ſage.

Peter: Wenn der Alte blos auf mein Theater angebiſſen hätte!

Ernſt: Dieſer Trottel!

Peter: Ob ich ihm vielleicht heut Abend —

Ernſt: Trink dabei nur nicht zuviel Champagner.

Peter: Was? — Wieſo!

Ernſt: Ich meine nur. Es wird wohl welchen geben. Das macht aufgelegter zu Geſchäften.

Peter: Ach, dein ewiges Mißtraun.

Ernſt: Hm ...

Peter (bleibt vor dem Modell ſtehn): Weißt du: Ob man doch vielleicht die Unterkuppel größer macht? Mehr Zuſchauerraum! Und die Flügelhallen mit den Treppen lieber ſchmaler?

Ernſt: Frag doch deinen Herrn Schwiegervater.

Peter: Gott, nun hör ſchon endlich auf!

Ernſt (erbittert): Nein! Nie, ſag'ich dir! Unglaublich! Dieſer Trottel! Man weiß kaum, ob mehr Trottel oder Gauner! Das ſollte dir doch rein ſchon gegen den äſthetiſchen Inſtinkt ſein.

Peter: Du ſcheinſt ſie alle miteinander zu haſſen.

Ernſt: Ich? haſſen? — (Er tritt an den Diwan; Peter bleibt ihm gegenüber ſtehen.) Weißt du, was ich haſſe? — (Sich ſchwer mit flacher Hand auf den Kopf ſchlagend) Gott haſſe ich! — Die Leute da verachte ich nicht mal.

Peter (wendet ſich ab): Du biſt blos eiferſüchtig.

Ernſt: Iſt ja ganz was Neues. (Achſelzuckend) Eiferſüchtig!

Peter (wieder im Schreiten): Na ja, natürlich; du liebſt mich doch. Und weil du ſelbſt mal unglücklich verliebt warſt —

Ernſt (immer erregter): Laß mich mit meiner Liebe zufrieden! — (Immer über den Diwan hin) Da, deine Kunſt liebe ich! und deine Unabhängigkeit! und daß du dieſen Raubtiergang am Leibe haſt! und mich ernährſt!

Peter: Du, das verbitt ich mir!

Ernſt: Ja: mich ernährſt! Und mir ein Genuß biſt, Du! — Und weil ich nicht ertragen will, daß dies Weib dich entzwei

macht! mit ihrer Gier! und ihrer Schlaffheit! Weil du mir zu ſchade biſt zu ihrem Spielzeug! Weil du Du bleiben ſollſt: dein Herr! kein Pudel deiner Kinder und Dienſtboten werden.

Peter (heftig, Auge in Auge): Du, ich laſſ mich nicht mehr ſchulmeiſtern!

Ernſt: Weil du Allen gehörſt! Weil Zukunft in dir iſt! Weil du Andres kannſt, als Baſtarde machen

Peter (wild): Hör auf, ſag'ich dir!

Ernſt (immer ihn fixierend): und dir Edleres blüht als ſo'n Frauenzimmer!

Peter (außer ſich): Ernſt! (ballt die Fäuſte)

Ernſt (ebenſo): Leute wie Ich ſind zum Heiraten gut!

Peter: Hör auf, ſag'ich dir! (Immer über den Diwan hin) Du biſt verrückt, ſag'ich dir! Du haſt kein Recht, ſo zu reden! Ich verbitte mir das!

Ernſt (faſt flehend): Peter!

Peter: Laß mich in Ruh, ſag'ich dir! Ich will mich nicht quälen laſſen! Ich leide das nicht! dies Viviſezieren — (ruhiger) mir das Fell von der Seele ziehn — bei lebendigem Leibe; — ich bin kein Verſuchstier.

Ernſt (ſanft): Du biſt ungerecht, Peter.

Peter: Natürlich! — Ungerecht! — Lächerlich!

Ernſt: Du mußt doch einſehn

Peter: Nein! zum Donner.

Ernſt (tritt vom Diwan weg und fällt ſein Waſſerglas): Iſt das dein letztes Wort?

Peter (ſchänkt ſich an dem Tiſch links einen Cognac ein): Ja ...

Ernſt (nachdem er getrunken hat): Überleg dirs, Peter!

Peter (dreht ſich um): Iſt überlegt ... (Trinkt aus; dann launig) Haſt ja mal wieder gepredigt: grad wie unſer ſeliger Vater beim Konfirmanden-Unterricht.

Ernſt: Hm — ſo — na — (langt in die Bruſttaſche) hier haſt du auch den Brief zurück ...

Peter (nimmt den Brief, zerreißt ihn langsam): Nimm doch Vernunft an, Ernst.

Ernst (hat lächelnd zugesehen): Äußerst weise bemerkt! — Übrigens: du fühlst dich wohl bereits als Ehemann? — (Da Peter fragend aufsieht) Solche Wertpapiere pflegen Verliebte doch nicht zu zerreißen.

Peter (ärgerlich): Bin nicht „verliebt".

Ernst (bohrend): Schon möglich — das legt sich — (sie sehen einander scharf in die Augen, bis Peter verwirrt beiseite blickt) —

Peter (achselzuckend): Ach Narrenspossen! — (Er trägt die Fetzen an den Ofen; man hört ihn hinter dem Schirm mit dem Schüreisen klappern) ...

Ernst geht inzwischen durch die Tür links ab. Kommt gleich darauf mit Schirm, Cylinderhut und Überrock zurück. Legt Schirm und Hut auf den Diwan, zieht sich an; der Rock ist schwarz, an Kragen und Ärmeln mit schwarzem Pelz besetzt.

Peter (vom Ofen wegtretend): Du willst fort?

Ernst: Ins Museum.

Peter: Immer noch die attische Tänzerin?

Ernst: Ja.

Peter: Ist ja diesmal eine lange Liebschaft.

Ernst: Ja, in Marmor müssen sie schon warten, bis wir ihnen untreu werden ...

Peter: Sehn wir uns zum Essen?

Ernst: Weiß nicht. (Seine Handschuhe musternd, die mattgrau sind) Habe Nachmittag einen Besuch zu machen.

Peter: Was der Kerl, der Eickrott, mir blos immer die Hand zu drücken hat!

Ernst: Ist das dein größter Kummer?

Peter: Werde ihm bald mal reinen Wein einschänken.

Ernst (zuknöpfend): Ja, wenns dir Spaß macht, riskiers mal.

Peter: Wieso!

Ernst: Hm — (nimmt Hut und Schirm) wirst es schon merken.

Peter: Ich meine natürlich, nicht Alles.

Ernst (trocken): Natürlich.

Peter (an das Reißbrett tretend): Mit dir iſt heute nicht zu reden. (Nimmt Lineal und Zirkel zur Hand.)

Ernſt: Scheint ſo — (geht nach rechts zur Tür)

Peter (herzlich): Ernſt —?

Ernſt (am Ofen ſtehen bleibend): Hm? —

Peter: Willſt du mir nicht die Hand geben, Ernſt? —

Ernſt (kommt langſam an den Diwan zurück, über den hinweg ſie ſich die Hände reichen): Peter —?

Peter: Nein! Davon nichts mehr!

Ernſt (kopfſenkend): Hm ... (Aufblickend, wie nach einem Entſchluß) Nun — dann — (mit Händeſchütteln) auf Wiederſehn um ſieben — bei ihr.....

(Vorhang)

★

Zweiter Akt

Kleiner Salon bei Nathan

Äußerſt luxuriös, aber im Geſchmack der Tapeziere. Nur die Umgebung des Kamins, links im Vordergrund, macht durch fünf mittelhohe Palmen, eine türkiſch geſtickte Ottomane darunter, ein perſiſches Tiſchchen und zwei altertümliche, verſchieden geformte Seſſelchen, den Eindruck einer unbeſtimmten Eigenart. Durch die offne, halb mit einer Portière verhängte Tür des Hintergrundes rechts ſieht man in ein Boudoir. Die Ausgangstür liegt links, im Winkel hinter den Palmen. In der Mitte der rechten Wand ein Erker. Nachmittagsdämmerung. Am Erkerfenſter ſteht Nathan, in das Schneegeſtöber ſehend. Eickrott im Zimmer umher. Auf der Ottomane Thora Nathan, in einer Zeitſchrift blätternd, ſchwarz in Sammet gekleidet; am vierten Finger ihrer rechten Hand bemerkt man einen ſchwarzen Diamantring, am vierten Finger der linken einen Verlobungsring, ſonſt keinen Schmuck als eine Perlen-Agraffe am Halſe.

Eickrott: Ein ganz unangenehmer Patron, dieſer Bruder. Wird uns das ganze Geſchäft verderben. Hätteſt ihn einfach abkanten ſollen.

Nathan: Kann ich ihn doch nicht mißtrauiſch machen, wenn er ſelber ſich einlädt. Und hat doch Thora ebenfalls gewünſcht.

Eickrott: Ach was, Thora!

Nathan: Haſt du ihn doch auch ſelbſt animiert.

Eickrott: Ja, ganz niederträchtiger Patron.

Thora: Ralf, ich verbitte mir in meiner Gegenwart dieſe ungenierte Sprache.

Eickrott: Dann geh doch raus, goddam!

Nathan (ſetzt ſich rechts in einen Lehnſtuhl): Wirſt du dir die Augen nicht verderben da, mein Kind?

Thora: Laß nur, Vater. (Sie ſchlägt an einen Gonggong, der zwiſchen den Palmen hängt.)

Eickrott: Garnicht klug zu werden aus dem Kerl. Scheint ſich ganz verändert zu haben.

Nathan: Hoch-inte-reſſant intelligent...

Durch den Hintergrund links kommt die Kammerjungfer Klara.

Klara: Gnädiges Fräulein?

Thora: Bitte, bringen Sie die Lampe, Klara...

Klara ab.

Nathan: Hoch intelligent.

Eickrott: Blech! — Hat nicht mal Examen fertig gekrigt...

Nathan: Wirſt du nicht zum Herrn von Wenzel müſſen, Ralf?

Eickrott: Hat noch Zeit.....

Klara bringt die Lampe, einen großen dunkelroten Seidenſchirm auf die Glocke ſetzend; ſtellt ſie auf das perſiſche Tiſchchen; geht wieder. Der Lampenſchirm hüllt Alles in ein rotes Dämmerlicht.

Eickrott: Und dieſer Flegel von Baumeiſter, well! mit ſeinen verrückten Projekten!

Thora: Ralf, ich verbitte mir dieſe Sprache!

Eickrott (zu ihr tretend): — äh, Schatz — ſei doch friedlich.

Thora: Faß mich nicht an, ſag'ich dir! (Steht auf.)

Eickrott: Kennen wir. No matter.

Thora: Geh! Ich ſchäme mich deiner.

Eickrott: Thank you. Werd ich dir ſchon abgewöhnen.

Thora (ſetzt ſich auf das linke Seſſelchen): Vater, ich ertrage das nicht länger!

Eickrott: Hĕ? Schon wieder mal? Dann ſei doch ſtille! (Tritt zurück von ihr.)

Thora: Vater!

Nathan: Naa — er meint doch blos im Spaß, mein Kind.

Thora: Ich ſchicke ihm den Ring zurück!

Nathan (erſchrocken): Gott doch, Kind.

Eickrott: Laß man, Greis; ſie hat mal wieder Migräne.

Thora: Ich verbiete dir

Eickrott: Zu dienen; Schluß! — I laß man, Alter (drückt ihn in den Stuhl zurück) — werd ſie ſchon noch kirre kriegen. (Schüttelt ihm die Hand) Mahlzeit, Greiſeken! — (Zu Thora hinüber) Küſſ die Hand, my darling! Wünſche wohl geſpeiſt zu haben.....

Eickrott ab, nach links.

Nathan (dumpf, in ſich verſunken): Fürchterlicher Menſch...

Thora (ſetzt ſich auf die Ottomane zurück, das Journal beiſeite legend): Schneit's noch immer, Vater?

Nathan: Ja, mein Kind.

Thora: Man wird ganz krank davon.

Nathan: Ja; tatſächlich...

Thora: Iſt dir auch ſo, Vater? Wenn es ſchneit, bekomm ich immer ein Gefühl, als ob mir heißer Sand vom Haar herunterrieſelt. Bis in die Fingerſpitzen.

Nathan: Hochintereſſant, mein Kind.

Thora: Und auf einmal ſolche große Müdigkeit.

Nathan: Gott doch, Kind — (ſteht auf) du wirſt mir doch nicht krank ſein, Thora, wirklich?

Thora: Nein; ich weiß nicht.

Nathan (zu ihr tretend): Haſt du dich gewiß erkältet, mit dem vielen Spazierenfahren immerfort.

Thora (betroffen): Ach: Das? Nein! — Laß, Vater; es iſt doch wohl nichts.

Nathan: Werd ich lieber doch den Arzt beſtellen.

Thora: Nein doch! — Bitte, Vater, laß.

Nathan: Muß ich doch noch gleich zum Friedemann nachher; kann ich gleich den Herrn Medizinalrat mitbeſtellen.

Thora: Aber nein! Ich will nicht. Unbedingt nicht.

Nathan: Wenn doch aber —

Klara kommt; überreicht auf einem Bronceteller Thora eine Visitenkarte.

Thora (nachdem sie gelesen hat): Ich lasse den Herrn Doktor bitten ... (Sie legt die Karte auf das persische Tischchen.)

Klara ab.

Nathan: Wenn du lieber doch den Arzt, mein Kind —

Thora: Gott, so hör doch, Vater: nein! ich bin nicht krank. Mach mich doch nicht lächerlich vor aller Welt! Nervös machst du mich .....

Ernst Wächter kommt von links, den Cylinderhut in der Hand.

Nathan (ihm entgegen): Ah, sehr angenehm, Herr Doktor; außerordentlich schmeichelhaft Ihr werter Besuch.

Ernst: Ganz nur mir, Herr Nathan. Guten Tag, mein gnädigstes Fräulein.

Thora: Seien Sie uns herzlich willkommen, Herr Doktor.

Nathan: Bitte, wollen Sie nicht Platz, Herr Doktor —

Thora (auf das rechte Sesselchen deutend): Unter meinen Palmen —

Ernst (sich setzend): Danke verbindlichst.

Nathan: Schön gesagt, mein Kind; nicht wahr, Herr Doktor? „Unter Palmen": sehr schön! Lessing!

Thora (leicht befangen): Goethe, lieber Vater.

Nathan: Ah ja, Goethe! — Muß ich mich nun aber, bitte, leider entschuldigen, Herr Doktor, wenn ich mich vor Ihnen gleichsam gleich zu retirieren scheine. Muß noch zum Kommerzienrat Friedemann nebenan; für heute Abend; wissen ja. Empfehle mich verbindlichst.

Ernst: Bitte sehr, Herr Nathan. (Sie geben sich flüchtig die Hände.)

Nathan: Wird ja meine Thora Sie auch zeitgemäßer unterhalten, als der alte Vater. Schütz dich Gott, mein Kind — (küßt sie zärtlich auf den Unterarm). Soll ich dir nicht lieber doch den Arzt

Thora (lächelnd): Aber nein doch, Vater.

Nathan: Naa — empfehle mich, Herr Doktor — (ſie verbeugen ſich) ...

Nathan ab, nach links.

Ernſt (ſich wieder ſetzend): Wenns erlaubt iſt, gnädiges Fräulein —: Ihr Herr Vater ſchien beſorgt —?

Thora: O — ich bitte — (erzwungen lächelnd) ſeh ich etwa aus wie krank?

Ernſt (ſeinen Hut zu Boden ſetzend): Hm — das ſieht ein Fremder nicht ſo ohne weiteres.

Thora: Haben Sie nicht Medizin ſtudiert?

Ernſt (gemeſſen, jedes Wort abwägend): O — auch manches Andre noch.

Thora: Ich meine: als Beruf.

Ernſt: Ich — habe keinen Beruf.

Thora: Nun — ich meinte nur —: als Mann — man muß doch eine Beſchäftigung haben.

Ernſt: Muß man?

Thora (halb verlegen): Es kann doch Jeder etwas leiſten.

Ernſt: Ich kann nichts leiſten. Wenigſtens nichts Nötiges.

Thora: Man hat doch aber eine Art Gewiſſen — Pflichtgefühl —

Ernſt: Ja. Jeder ſein beſonderes.

Thora: Aber ſchließlich ſind ſich doch die Menſchen gleich. Oder wenigſtens: man ſelbſt bleibt ſich doch gleich — und möchte ſich betätigen —

Ernſt (halb ſcherzhaft): Nein, mein Gnädiges: Ich bin ſtets ein Andrer. Ganz den Umſtänden nach. Und (verneigt ſich) ganz nach meinem ſchönen Gegenüber.

Thora (lächelnd): Sie ſcheinen ſich ja ſehr genau zu kennen.

Ernſt: Je — nun ja —: ich hab ja weiter nichts zu tun.

Thora (lacht erzwungen): Reizendes Bekenntnis!

Ernſt (hinterhaltig): Ja, mein Gnädigſtes, ſehen Sie —:

wir leben ſozuſagen in Arbeitsteilung: (ſie fixierend) Peter und ich! —

Thora (unſicher): Peter?

Ernſt: Ja. Das heißt: Er arbeitet für uns Beide, und ich genieße für uns Beide.

Thora (noch erzwungener): Wirklich: Sie ſind einzig!

Ernſt (lächelnd): Meinen Sie?

Thora (ſchroff): Wenigſtens im Selbſterkennen!

Ernſt (gelaſſen): Ja: auch das genieße ich. Alles nämlich; Welt, Mich, die Menſchen. Sozuſagen von Beruf! Ich bin, ſo zu ſagen, blos Mitmenſch.

Thora (forciert lachend): Angenehmer Mitmenſch —

Ernſt: O —: zuweilen auch unangenehmer — (ſie noch ſchärfer fixierend) je-nach-dem ...

Thora (ſteht auf, entſchloſſen): Was wollen Sie von mir, Herr Doktor? —

Ernſt (ſich gleichfalls erhebend, mit gedämpfter Betonung): Meinen Bruder! —

Thora (ſcharf): Herr Doktor — ich

Ernſt: Bleiben wir ruhig, gnädiges Fräulein. Bitte, wollen wir nicht Platz behalten. Übrigens: ich bin kein Doktor. (Auf die Viſittenkarte deutend) Mein Name iſt — Wächter. (Auf die Ottomane weiſend) Bitte, gnädiges Fräulein.

Thora (matt ſich ſetzend): Aber — gott — Herr — was —? (ringt beklommen die Hände) —

Ernſt (ſich gleichfalls ſetzend): Laſſen Sie uns alſo — (unterbricht ſich) Sehen Sie, mein Fräulein: nun haben Sie ſich blutig geriſſen — an dem Ring! —

Thora (nach einem Blick von der verletzten Linken auf den Diamantring, empört): Herr Doktor, ich verbiete Ihnen jede intime Anſpielung —

Ernſt: Ich heiße Wächter. Und, mein gnädiges Fräulein: es dürfte Ihrem (ſie fixierend, mit ärztlicher Sachlichkeit) gegenwärtigen Zuſtand nicht ſehr zuträglich ſein, ſich zu erregen.

Thora (das Geſicht ins Taſchentuch preſſend): Oh — Gott —

Ernſt (ſeine Handſchuhe abſtreifend): Laſſen Sie mich alſo, gnädiges Fräulein, meine Forderung begründen.

Thora (aufbegehrend): Nein! — Sie haben kein Recht, mich zur Rede zu ſtellen — (tupft ſich das Blut von der Wunde). Sie greifen mein Frauenrecht an — (tupft wieder). Sie beſchimpfen mein Heiligſtes! — Ich laſſe mir mein Recht nicht — (tupft)

Ernſt: Ich bin hier nicht um Rechte, liebes Fräulein; nur um ein bißchen Menſchenglück.

Thora: Ich laſſe mir mein Glück nicht vorſchreiben! (tupft.)

Ernſt: Um Peter, liebes Fräulein: meinen Bruder!

Thora: Peter liebt mich.

Ernſt (eindringlich): Wiſſen Sie das ſo genau?

Thora (unſicher): Ich — (tupft wieder). Er wird nicht dulden, daß Sie mich beleidigen! — (Schlingt ſich das Taſchentuch um die Hand.) Er hat es mir verſprochen! — Ich werde zu ihm fahren — (langt nach dem Schlägel des Gonggongs)

Ernſt (raſch ihr Handgelenk faſſend): Dann werde Ich, mein Fräulein, heute Abend — hören Sie? noch heute Abend (läßt ſie los) — vor Ihrem Herrn Verlobten und den andern Herren — das heißt: vor aller Welt — Ihr Frauenrecht auf meinen Bruder rückſichtslos entblößen.

Thora (heftig): Das — (ſie verſtummt)

Ernſt: Nun? — (Bohrend) Das müßte Ihnen doch willkommen ſein, wenn Ihnen Ihr Recht ſo heilig iſt?

Thora (gequält): Ja — Nein — — (Plötzlich unüberlegt) Was hab ich Ihnen denn getan!?

Ernſt: Mir —?

Thora: Gott, aber Peter liebt mich doch. Ich weiß es doch.

Ernſt: Was wiſſen Sie?

Thora (ausweichend): Wie können Sie ſich zwiſchen uns drängen! Er hat mir doch geſagt, Sie lieben ihn! Sie wür-

den mit uns gehen, wenn wir reiſen! — Ich bin doch reich genug! Er kann doch auch im Ausland für Sie ſorgen.

Ernſt (zuckt leicht auf): Ah! ſo! — (Dann zart) O nein, mein Fräulein: der Stich traf nicht ... (Sie fixierend, immer mit gedämpfter Stimme) Und Sie, Sie wollen mit Peter reiſen? — Haben Sie ſich ſchon gefragt, wie Sie ihn lieben? — Glauben Sie, ein Künſtler — wiſſen Sie, mein Fräulein, was das heißt? — ein Menſch, der etwas „leiſten" kann! leiſten muß, mein Fräulein, weil nur Er es kann! — ein Menſch, der einen „Beruf" hat, Fräulein! der ihn erfüllt! den Er erfüllt! der ihn zerſtört, wenn er ihn nicht erfüllt —: hm — ſagen Sie: Sind Sie das Weib für einen ſolchen Menſchen? Iſt ſolch ein Menſch ein Gefährte für Sie? — (Auf ihre Linke deutend) Glauben Sie, er kann ſich ſelbſt wie einen Ring wegſchenken? — Wollen Sie die Hand ſein, Fräulein, die ihm Tag für Tag ins Fleiſch ſticht, in die Seele, bis aufs Blut, bis zur Vernichtung — und ſich mit?! —

Thora: Ich —?!

Ernſt: Ja meinen Sie, mein Bruder wird es ertragen, und ſei es nur ein halbes Jahr lang, daß Sie mit dem Gefühl herumreiſen, Sie hätten ihm ſeine Unabhängigkeit abgekauft?

Thora: Ich ihm — o pfui!

Ernſt: O nein, mein Fräulein: nur ein Machtgefühl — ein ſehr berechtigtes — Beſitz giebt Recht — nur kein beglückendes, mein Fräulein.

Thora: Aber bei Gott, ich wünſche doch nur

Ernſt (mit ſanfter Beſtimmtheit): Sie wünſchen nur, geliebt zu werden! — Glauben Sie, das kann ein Künſtler Ihnen bieten? (etwas paſtoral) ein Menſch, der Alles, ſeine ganze Kraft aufbieten muß, damit er ſelbſt, in ſeinem Werk, geliebt wird! deſſen Amt und einziger Lohn das iſt! dem morgen ein Kerker iſt, was geſtern ſein Himmel war! der nur Ein Gebot kennt: ſeine Arbeit! — (Wieder härter) Nein, mein Fräulein: ſolch ein

Menſch, der läßt ſich nicht beſitzen! Der geht, wie ſeine Phantaſie ihn treibt! Und man läßt ihn gehen! Sonſt geht er zugrunde! Verſtehen Sie?! —

Thora (prüfend): Hat Peter ſelbſt dergleichen geſagt?

Ernſt (rauh): Nein; das ſage Ich Ihnen.

Thora: Sie — ! —

Ernſt: Jawohl; mein Fräulein! — Oder — hm — ſoll ich vielleicht die ſtumme Unſchuld ſpielen, wenn Sie dies Gottesgeſchäft an ihm beſorgen? — Und: da Sie doch von Rechten ſprachen, Fräulein: mit welchem Recht verlangen Sie von mir, daß ich Ihnen meine Lebensfreude opfern ſoll?

Thora: Ich?

Ernſt: Jawohl, mein Gnädigſtes. Soll ich mich etwa bedanken bei Ihnen, daß Sie mir — hm — (mit verhaltener Erregung) der ich nichts kann, der ich keine Unabhängigkeit verdiene, keinen Beruf erfüllen darf, mein Einziges zerſtören wollen: meinen Bruder! Soll ich zuſehn, Fräulein, wie Sie dieſen Menſchen, der in Freiheit Tauſende mit ſeiner Tatkraft erfreuen kann, zum Sklaven Ihrer Genüſſe machen wollen? zu Dutzendwaare, wie wir Beide ſind! — (Wieder kälter) Das, mein Fräulein, darum bin ich hier. Nicht um mein bißchen Wohlleben, bitte. Das könnt ich mir zur Not wohl ſelbſt verdienen; oder auch, mein Gnädigſtes, erheiraten.

Thora: Nein, Herr Doktor Herr Wächter, wirklich: ich habe Sie vorhin nicht kränken wollen.

Ernſt (lächelnd): Das wollen Menſchen wie wir Beide niemals .....

Thora: Aber — Was — meingott, was ſoll ich denn? Was wollen Sie von mir?

Ernſt: Verzicht, verehrtes Fräulein. Vollen, förmlichen Verzicht.

Thora: Niemals! Nie! Ich —

Ernſt: Bitte, liebes Fräulein: bleiben wir doch ſachlich!

Alſo: ſchriftlichen, freiwilligen Verzicht. Nur einen Brief an Peter, daß Sie — hm — nach reiflicher Überlegung — ein Ehebündnis zwiſchen Ihnen Beiden nicht für ein Glück halten können.

Thora: Das — nein! nie!

Ernſt (mit leiſer Drohung im Ton): O doch, mein Gnädigſtes. Noch hente, muß ich bitten. Daß er morgen ſpäteſtens die Nachricht hat.

Thora (Ausflucht ſuchend): Und wenn er mir nicht glaubt?

Ernſt: Das laſſen Sie nur meine Sorge ſein.

Thora: Aber martern Sie mich doch nicht ſo! Ich kann mich doch nicht einfach bloßſtellen plötzlich.

Ernſt: Hm. Aber Peter bloßſtellen können Sie?

Thora (naiv, in Peters Tonfall): Was! Wieſo?

Ernſt: Je nun — ich meine: der Kugel Ihres Herrn Bräutigams! — (Da Thora beſtürzt wegſieht und ſchweigt) — Nun? Darf ich bitten?!

Thora (hartnäckig): Ich muß doch wenigſtens Bedenkzeit haben.

Ernſt: Was iſt da zu bedenken, gnädiges Fräulein. Eile iſt in dieſem Falle doch das Klügſte. Auch um Ihretwillen!

Thora: Aber — ja —: meingott, wie kann ich denn? — Ich kann mich doch — mich nicht — (Peinvoll) So helfen Sie mir doch!

Ernſt: O — nun — Sie wollten doch (gedehnt, ſehr ſanft) verreiſen, gnädiges Fräulein.

Thora: Ich — (ſchluchzend) großer Gott ... Wie können Sie ſo furchtbar unmenſchlich ſein?! —

Ernſt (ergriffen): Wie konnten Sie ſo furchtbar menſchlich ſein ..... Verzeihung, liebes Fräulein; aber

Thora (mit plötzlichem Starrſinn): Ich kann doch hier nicht Alles aufgeben ſeinetwegen! Meinen Kreis! Mein Haus! Man wird doch merken! Die Geſellſchaft —

Ernſt: O — ſo — (ſehr abgekühlt) nun dann: Sie brauchen doch nur zu befehlen, gnädiges Fräulein, und Ihr Herr Verlobter macht ſchon nächſte Woche Hochzeit!

Thora (fährt empor): Ah! — (Nach der Tür weiſend) Jetzt —

Ernſt (ſteht gleichfalls auf; ironiſch): O nicht doch: bitte, nicht pathetiſch.

Thora: Ich verbiete Ihnen jetzt — (ſich überſtürzend) Sie irren ſich in mir, mein Herr! Ich fürchte Ihre Drohungen nicht! Ich werde nicht dulden, daß Sie zwiſchen uns treten! Peter braucht keinen Vormund! Ich werde jetzt ſelber zum Äußerſten greifen! Ich werde meinem Ruf die Spitze —

Ernſt: Sie werden tun, mein Fräulein, was Sie nicht laſſen können; ganz wie Ich.

Thora. Ich werde meinen Vater

Ernſt (trocken): Bitte, gnädiges Fräulein: nur ein Wort: mein letztes. Ich werde heute Abend, punkt ſieben Uhr, wie Ihr Herr Vater und Ihr Herr Verlobter mir beſtimmten, die Ehre haben Sie zu Tiſch zu führen. Ich werde Sie dann fragen, wozu Sie ſich entſchloſſen haben, und mein Verhalten danach einrichten. Ich werde dafür ſorgen, daß Sie meinen Bruder in der Zwiſchenzeit nicht treffen können. (Nimmt ſeinen Hut) Ich muß mich jetzt — (ſich unterbrechend) ah, Ihr Herr Vater, gnädiges Fräulein —

Von links kommt Nathan, eine Aktenmappe unter dem Arm.

Nathan: Ah, ſchönſten guten Tag, verehrter Herr Doktor. Freut mich außerordentlich, Sie noch zu finden. Hat Ihnen meine Thora gewiß ſehr intereſſante — Gott doch, Kind, was haſt du Blut an der Hand, mein Kind?!

Thora: Nichts, Vater; nichts.

Ernſt: Ihr Fräulein Tochter hat ſich nur ein wenig an dem ſchwarzen Ring verletzt ...

Nathan (legt die Mappe auf einen der Erkerſtühle): Warum haſt

du dir auch kaufen müſſen das ſpitzige Ding! Hab ich dir doch gleich geſagt, daß du dir die Finger wirſt damit zerreißen — (tritt beſorgt an ſie heran) —

Ernſt: Wenn ich mich empfehlen dürfte, Herr Nathan?

Nathan: Sehr verbunden, Herr Doktor. Bis heut Abend alſo. Danke ganz ergebenſt für den werten Beſuch — (ſie geben ſich die Hände).

Ernſt (mit Nachdruck): Alſo, gnädiges Fräulein: auf Wiederſehn um ſieben — (ſie verbeugen ſich).

Ernſt Wächter ab, nach links .....

Nathan (ſetzt ſich in die Ottomane): Naa, mein Kind: was haſt du denn geſprochen mit dem Herrn die ganze Zeit?

Thora (in der Mitte ſtehend bleibend): O — gott, Nichts. Was man ſo ſpricht.

Nathan: Hat er dir erzählt von dem Theater ſeines Bruders?

Thora: Nein. Laß, Vater. Quäl mich nicht.

Nathan: Was denn, Kind? — Tut dir weh die Hand, mein Kind? — Soll ich doch den Herrn Medizinalrat

Thora (jäh): Vater, mach mich los von dieſem Menſchen!

Nathan (fährt erſchrocken auf): Gott doch, was —? was wollt er denn!

Thora: Nein, von Ralf!

Nathan (ſtehend bleibend, tonlos): Ralf —

Thora: Ich kann es nicht ertragen länger! Ich habe mich geirrt in ihm! Er hat mich ganz von Sinnen gebracht! Ich geh zugrunde, wenn du mich nicht freimachſt!

Nathan (läßt ſich kraftlos in die Ottomane nieder): Ich kann nicht, Kind.

Thora (zu ihm tretend): Du mußt! Er iſt mir widerlich! (Verhalten, ſchwül): Mir graut vor ſeiner Frechheit. Ich kann nicht leben, wenn er um mich bleibt.

Nathan (gequält): Es geht nicht, Kind.

Thora: Es muß gehn, Vater.

Nathan (ſcheu): Er will dich — haben, Thora. Er iſt fürchterlich.

Thora: Mich haben? — (Empört): Vater!

Nathan (vor ſich hin, voll Haß): Der Hund — der fremde Hund...

Thora (nimmt ſeine Hand, nach Worten ſuchend): Verſteh doch, Vater; Ralf iſt ja nicht ſchuld. Ich hatte mich geirrt in ihm. Mir war ſo haltlos, Vater. (Schüttelt ſeinen Arm) Du mußt ihn fallen laſſen jetzt! Es kommt zum Äußerſten ſonſt.

Nathan: Gott, Kind: du wirſt doch keine Szene

Thora (krampfhaft lachend): Nein! Mir iſt jetzt nicht zum Szenenmachen..... (Seine beiden Hände nehmend) Vater — lieber Vater — ich liebe einen Andern jetzt —

Nathan: Naa — ſo laß doch, Kind; das wird ſich legen.

Thora (immer dringender): Nein! — jetzt nicht! — (Schmeichelnd) O ſag doch ja — nur diesmal noch — dies eine einzige Mal nur noch!

Nathan: Wenn ich doch nicht kann, mein Kind!

Thora: Ogott, du mußt doch! (Mit ſich kämpfend) Ich — verzeih mir — ſieh — es war ſo neu für mich — (kniet zu ihm nieder) und auch der Ring hier iſt von Ihm — ich hab gelogen damals, Vater —

Nathan: Naa — ſo tröſt dich doch. Du wirſt ihm wiedergeben ſeinen Ring.

Thora: Nein doch, Vater! Fühl mich doch! — (Verzweifelt) Es kam ſo über mich! Verſteh doch, Vater! — (Erſchöpft) Du darfſt nicht anders mehr —

Nathan: Darf — ? — (Erſchüttert) Thora!

Thora (ſchluchzend, das Geſicht in ſeinen Schooß gedrückt): O — ver — zeih! —

Nathan (mit erſtickter Stimme): Gerechter Gott — (ſie ſtreichelnd)

mein Kind, mein armes, ſtolzes ..... (Plötzlich außer ſich empor) Wer?! — Wer hat Schande über mein Kind

Thora (gleichfalls jäh ſich erhebend): Nein! Ich! Er iſt nicht ſchuld!

Nathan (ballt die Fäuſte in die Höhe): Wer!? — Gottes Fluch ſoll ſchlagen den Schurken!

Thora (drohend): Vater?! — (Zärtlich ſeine Arme faſſend) Nein — ſei gut — du tuſt mir weh — du darfſt ihn nicht beſchimpfen — ſchone mich! —

Nathan (beſänftigt): Wirſt du mir doch aber ſeinen Namen ſagen?

Thora (kraftlos): Ja; nein; laß — ich muß mich ſetzen — (geht nach rechts, ſinkt in den Lehnſtuhl).

Nathan (lauernd, nach dem Ausgang weiſend): War es Der da? (zu ihr tretend) der Herr Doktor?

Thora (müde): Nein doch. Frag doch nicht ſo häßlich.

Nathan: Möcht ich dir doch gerne helfen, Kind.

Thora: Darin kannſt du mir nicht helfen.

Nathan: Wenn es iſt ein Mann von Ehre, Thora — und Vermögen? —

Thora (bittend): Geh. Laß. Bleib da drüben, Vater. Frag mich nicht.

Nathan: Wenn du aber ihn doch haben willſt, wirſt du mir doch ſagen müſſen

Thora: Nein. Nicht jetzt. Nicht heute. Später. Morgen.

Nathan: Hat er nicht Vermögen, Thora?

Thora: Aber hör doch, Vater: geh! Es ſchmerzt mich. Schone mich. Geh, lieber Vater...

Nathan (ſeufzt, geht, ſetzt ſich wieder in die Ottomane; dann dumpf vor ſich hin): Oh, der Hund — Gerechter Gott .....

Thora (zärtlich): Vater?

Nathan: Ja, mein Kind?

Thora (ſchmeichelnd): Und nun machſt du mich doch frei von Dem? — Heute noch! — (Da Nathan ſchweigt) Nicht wahr?

Nathan (gepreßt): Gott doch — Thora —

Thora: Oder morgen ſpäteſtens.

Nathan: Wenn ich doch nicht kann, mein Kind.

Thora (heftig): Aber willſt du mich denn krank machen, Vater?! — Sei doch nicht ſo furchtbar unmenſch- (ſich beſinnend) unerbittlich! — (Steht auf) Treib mich doch nicht ſo zum Äußerſten! — Willſt du mich denn zwingen, ſelbſt zu Ralf

Nathan (ängſtlich): Gott doch, Kind, du wirſt doch nicht?

Thora (vor ihn tretend): Ja, das werde ich, wenn Du dich fürchteſt!

Nathan: Nein, um Gottes willen, Thora —

Thora (ſtutzend): Was denn? — (Herriſch) Vater, was!?

Nathan (mit ſich kämpfend): Ich — du darfſt nicht, Thora — jetzt —: Ralfs Geld —

Thora: So gib's ihm doch zurück! Iſt dir dein Kind die achtzigtauſend Mark nicht wert?!

Nathan: O Gott Einziger! nur jetzt nicht, Kind. Es geht nicht! Frag nicht! Alles ſtockt! Verluſte!

Thora: Nun: ſo nimm doch auf! Du haſt doch deinen Kredit in der Welt!

Nathan: Ich — ja — nein: ſo wird doch Ralf erfahren! Hör mich doch! Er weiß doch alles im Geſchäft.

Thora: Nun, ſo laß ihn wiſſen! Soll ers doch erfahren!

Nathan: Kind — dann — Thora — dein Vater iſt ein armer Mann! Ich habe Unglück im Geſchäft gehabt!

Thora: Was? (Naiv) Wieſo?

Nathan (mühſam): Auch mit Ralfs Geld, Thora.

Thora: Dann erſetz es doch!

Nathan: Ich — (tonlos) kann nicht mehr erſetzen.

Thora (erſtickt aufſchreiend): Vater! — (wankt zurück in den Lehnſtuhl).

Nathan: Ja, mein Kind: dann wird er gehn, der Hund,

und deinen Vater auf Betrug verklagen! Und dann wird er gehn zum Herrn von Wenzel und zum Friedemann, und F. L. Nathan wird geweſen ſein! Dann wird nicht mehr zu ſtopfen ſein, was wir decken wollten vor der Hand aus dem Aktienkapital für die Metallfabrik, wovon du haſt gehört, auf die Patente von dem Herrn, dem Baumeiſter —

Thora (dumpf): O Vater —

Nathan: Dann wirſt du ſein ein armes Bettelkind, mein Kind; und dein alter Vater — (ſchluchzend) oh gerechter Gott.....

Thora (zu ihm tretend): Lieber Vater —

Nathan: Oh verzeih, mein Kind — o Gott.

Thora (ihn liebkoſend): Nicht doch, Vater: nein: ſei gut! — Sieh doch: wenn du nun zu Ralf — da er doch nun mitverwickelt iſt

Nathan: Oh, mein Kind, du kennſt nicht dieſen Menſchen. Wie er hat gelacht, als ſein Geld verloren war. Wie er hat zu mir geſagt, als er auf die Reiſe ging im Herbſt: Ich komme wieder! Wie ihm Alles Nichts iſt außer ſeiner Fleiſchesluſt. Wie ich hab geduldet unter ihm vom erſten Tag an, als du ihn durchaus haſt haben wollen

Thora (zu ihm in die Kniee ſinkend): Oh — ich —

Nathan (ſtreichelt ſie): Nein, mein Kind, du konnteſt ja nicht wiſſen! — Wie er dann geſprochen hat von dir, der Hund: wie von einem Freſſen, das er haben muß!

Thora (ſchmerzhaft leiſe): Vater!

Nathan: — das er mir bezahlt hat, Kind! — der Hund! der fremde Hund!

Thora (jäh aufſpringend): O Gott Vater, ich ertrag's nicht! — (ſteht ins Zimmer gewandt, die Hände vors Geſicht geſchlagen) —

Nathan (lauernd): Thora —? Hör mich doch, mein Kind — Wenn du — wenn der Mann — du weißt ja — wenn er doch vielleicht vermögend

Thora (außer ſich): Vater!! — Oh, o Gott im Himmel, ich — (ſchlägt wild mit geknöchelter Fauſt an den Gonggong)

Nathan (erſchrocken): Was denn? — (Sich erhebend) Kind, was willſt du —

Thora (ſich bezwingend): Nichts. Laß, Vater. Laß. Ich — bin ſchon — ruhig ...

Klara kommt.

Thora: Raſch den Wagen, Klara! —

Klara ab.

Nathan: Was denn, Kind?

Thora: Laß mich! — Nichts! — Nur — etwas — reine Luft! —

(Vorhang)

*

Dritter Akt

Herrenzimmer bei Nathan

Gleichfalls im Geſchmack der Tapeziere. Der Raum entſpricht baulich dem Salon des zweiten Aktes. Nur ſtatt des Erkers rechts ein breites Dreiflügelfenſter, deſſen Scheiben mit bunten Butzen eingefaßt ſind; davor ein Diplomatenſchreibtiſch mit Lutherſtuhl. Im Vordergrund links ein altdeutſcher Kachelofen mit Bank darum. Elektriſche Glühlichtbeleuchtung; die Birnen ſind an zwei frühgotiſchen Ampeln angebracht. Durch die völlig offne Tür des Hintergrundes rechts ſieht man in ein gleichfalls hell erleuchtetes Speiſezimmer mit angerichtetem Tiſch. An der Hinterwand links ein Telephonapparat. Gleich daneben, die Ecke ſchrägend, die Ausgangstür, breite Bauerntür mit Eiſenbeſchlägen, nach Innen zu öffnen. In dem Lutherſtuhl, den Rücken gegen den Schreibtiſch, ſitzt Eickrott, eine Abendzeitung leſend; auf der Ofenbank Nathan, zu Boden ſtarrend. Aus dem Speiſeraum treten, einander verliebt ankuckend, Klara und der Diener Rudolf.

Eickrott: Fertig Alles?

Rudolf: Zu Befehl, Herr. Blos der Sekt noch.

Eickrott: Well! Nachher! — (Winkt ab; lieſt weiter.)

Rudolf und Klara ab, nach links.

Eickrott (das Blatt auf den Schreibtiſch ſchleudernd): Zum Verrecken! — Ruſſen feſt — (ſteht auf) Italien fällt und fällt! —

(Fängt an herumzugehn, die Hände meiſtens auf dem Rücken) Hätteſt du gefixt im Herbſt —

Nathan (kläglich): Hat man doch nicht ahnen können, daß die Staatsbank auch betrügt.

Eickrott: Na ſelbſtverſtändlich! Denkſt du, das kannſt Du blos?

Nathan (würgend): Oh Gerechter —

Eickrott: Na, nu flenn nicht, Alter! Wird ſchon wieder werden.

Nathan: Hab ich doch geſorgt von früh bis ſpät. Nichts getan als für mein Kind und meinen guten Namen. Blos gearbeitet! von früh bis ſpät!

Eickrott: Well — das war eben die Dummheit: Arbeit! — (Mit flacher Hand auf die Zeitung ſchlagend) Hier! Gelegenheit is money! — Hätt ich dir den Baumeiſter nicht zugebogen, wärſt du jetzt geliefert ... Wenzel ſteht für hunderttauſend baar; zweihunderttauſend Garantie. Was ſagt denn Friedemann?

Nathan: Flau. Fatal. Sehr reſerviert auf einmal.

Eickrott: Goddam! Hat wohl Witterung von dir?

Nathan: Scheint zu warten auf den Krauſe.

Eickrott: Well: hm: Krauſe. Unerhörter Glückspilz! — Kommt doch?

Nathan: Ja.

Eickrott: Unerhörter Pinſel! Aber Gold. Glückshand. Wenn der dranflegt, iſt die Sache glatt ... Iſt der Sekt ſchon ſortiert?

Nathan: Nein — (ſteht auf) du wollteſt doch die Weine ſelbſt — (geht zur Tür, drückt auf eine elektriſche Klingel)

Eickrott: Was denn?

Nathan: Die Papiere.

Rudolf kommt.

Nathan: Rudolf, holen Sie mir doch die Mappe (aufwärts weiſend) oben aus dem kleinen Salon; im Erker liegt ſie.

Rudolf: Zu Befehl, gnädjer Herr.

Rudolf ab.

Eickrott: Die Verträge für den Baumeiſter?

Nathan (ſetzt ſich wieder): Ja.

Eickrott: Haſt doch freigelaſſen, netto oder brutto, bei den Prozenten?

Nathan: Ja.

Eickrott: Der Doktor Lux iſt gut für uns?

Nathan: Ja.

Eickrott: Surely?

Nathan: Abſolut.

Eickrott: Wenn uns blos nicht dieſer Bruder — (unterbricht ſich) widerlicher Lümmel! — Thora muß ihn uns vom Halſe — (plötzlich) ja, wo ſteckt denn Thora?

Nathan (beklommen): Nur ein bißchen an die Luft.

Eickrott: Verdammtes Schwänzeln immerzu! —

Die Tür klinkt. Rudolf bringt die Mappe, übergibt ſie Nathan, geht wieder ...

Nathan (die Mappe aufſchließend): Ralf —?

Eickrott: Hĕ?

Nathan (mit zitternder Hand die Papiere ſichtend): Wenn du, Ralf —: ich bin doch jetzt nicht mehr ein ſichrer Mann —: was willſt du mit der Tochter von'nem armen Mann? —

Eickrott (ſtehen bleibend; mit breiter, engliſcher Ausſprache): Was —?

Nathan: Ich meine, wenn du — ich bleib dir gut für dein Geld — mit dem Gewinnanteil von der Erfindung von dem Baumeiſter —: wenn dir Thora leid geworden iſt?

Eickrott: Biſt wohl verrückt geworden, Greis!

Nathan (die Mappe wieder ſchließend): Da doch Thora jetzt ſo ungeberdig gegen dich — wenn es dann doch keine glückliche Ehe wird für dich —

Eickrott (im Gehen): Ehe? Glück? (lacht auf) hhĕ! Blödſinn! — Haben will ich ſie! (Schlägt ſich auf die Bruſt) Hier: Ich!

Nathan: Wenn doch aber

Eickrott: Hab nun lange genug gelauert! well.

Nathan: Wenn doch aber Thora mir erklärt hat

Eickrott: Ah —! (Für ſich) Na warte, Täubchen! — (Tritt vor Nathan; drohend) Hüt dich, Alter!

Nathan: Gott doch, Ralf: wenn du geſehen hätteſt, wie ſie hat geweint, daß ſie ſich hat geirrt in den Gefühlen!

Eickrott: Schluß! — (Da Nathan die Hände hebt) Schluß, ſag'ich! — (Wieder wandernd) Werd ihr die Gefühle ſchon beſorgen! — Goddam! ſo ein Krott!

Nathan (würgend): O Gott Einziger — (trägt die Mappe auf den Schreibtiſch, ſetzt ſich in den Lutherſtuhl).

Eickrott: Meinſt wohl, Greis, Ralf Eickrott liebt wie'n dummer Junge? — Hochzeit machen wir jetzt! verſtanden?! Werd ihr ſchon das Köpfchen biegen! —

Die Tür geht auf. Herein tritt Thora, matt und bleich, in ſchwarzem Tuchkleid, ſchwarzem Pelzbarett und Pelzjackett, in der Rechten eine kleine blaugraue Sammetstaſche tragend, die ſie während der folgenden Szenen nicht aus Händen läßt ...

Thora (nickend): Guten Abend, Vater — (gepreßt) Ralf. (Sie ſetzt ſich auf die Ofenbank.)

Eickrott: Na? Schon da? — Wo warſt du denn ſchon wieder? hĕ? — Was haſt du denn jetzt immer zu kutſchieren?

Thora: Ich — (ſanft) bitte, Ralf: erlaß mir heut

Eickrott: Erlaß, erlaß! Erlaß mir Du! — Ich hab's jetzt ſatt, das Schöntun! Antwort will ich haben!

Nathan: Wenn du ſehen möchteſt, Ralf, wie blaß

Eickrott: Ach was, blaß! ſei ſtille, Greis! — (Zu Thora, die ſich das Barett abſetzt) Mach mirs nicht zu bunt, du, Schatz! Ich ſteck ſonſt meinen Kopf mal auf! — Weißt doch, daß du Gäſte krigſt! — Woman's whim verrückte .....

Thora (das Jackett aufknöpfend): Ralf —?

Eickrott: Hĕ?

Thora: Ich muß dir etwas ſagen, Ralf.

Nathan (ängſtlich, kleinlaut): Gott doch.

Eickrott (leicht hin): Kannſt du ſparen. Weiß ſchon. Geh jetzt! Zieh dich um!

Thora: Ich muß dirs ſagen.

Eickrott (während Nathan mit Geberden des Erſchreckens daſitzt): Na, dann los! Beeil dich, bitte.

Thora: Ralf — ſei gut zu mir — (ihm die Linke hinſtreckend) nimm den Ring zurück — ſei gut —

Eickrott: „Gut" — (lacht auf) hhĕ — ſehr gut! — (Zu ihr tretend) Bin dir ſehr gut, Schatz — (will nach ihr greifen)

Thora (ſchützt ſich): Nein, du darfſt nicht. (plötzlich drohend) Du — (ſtarr, heilig) rühr mich nicht an! —

Eickrott (etwas aus der Faſſung): Na, jetzt aber: Spaß beiſeite endlich! Bin nicht aufgelegt zu Witzen! (Tritt zurück von ihr.)

Thora: Ralf, mir iſt ſehr ernſt in dieſer Stunde.

Nathan (händeſtreckend): Hab doch Gnade, Ralf, ich bitt dich!

Eickrott (drohend): Alter —!

Thora (weicher): Ralf —: ich würde dir — nicht treu ſein können.

Eickrott (trocken): So. Das laß nur meine Sorge ſein.

Thora (ſich erhebend): Nein, Ralf: hör mich doch: was willſt du tun?! — (Immer beſchwörender) Sieh doch, Ralf: (faßt ihn am Arm) ich lieb dich doch nicht mehr! was willſt du noch mit mir! — Ich kann dir jetzt doch nichts mehr ſein!

Eickrott: O —: du biſt — ſehr ſchön, du —

Thora (peinvoll): Nein, nicht, laß! Verzeih mir, daß ich dich getäuſcht hab! — Hör mich doch: mir ahnte ja noch nichts von Liebe!

Eickrott (beugt ſich zu ihr): Well! drum will ich dich ja haben, Schatz.

Thora (zurückweichend, außer ſich): Rühr mich nicht an, ſag'ich dir!

Nathan (iſt herangewankt, faßt zitternd Eickrotts unterſten Rockſaum): Ralf, ein alter Mann küßt deinen Rock —: habe Mitleid, Ralf, mit meinem Kinde!

Eickrott (höhniſch): Haſt du Mitleid gehabt mit meinem Geld?!

Thora (heftig): Vater, geh! (Stolz) Geh! du ſollſt nicht bitten! — (Nathan zieht ſich in den Stuhl zurück.) Gib mich frei, Ralf; nimm den Ring zurück! — Hier: nimm Alles! unſer Haus! Nimm, was du willſt!

Eickrott (kalt, ſcharf): Thank you, no. Dich will ich! hörſt du?!

Thora (flehend): Ralf, ich kann dir nicht gehören!

Eickrott: Kannſt ſchon. Warte nur.

Thora (herber): Nein, du mußt nachgeben; mußt!

Eickrott: Hĕ? — Was „muß" Ralf Eickrott? — (Reckt ſich) Sterben muß er! Well! That's all! —

Thora (ruhig, ſchwer betonend): Und — Ralf —: wenn ich einen Andern liebe??

Eickrott (mit engliſcher Breite): Was —? (Drohend) Du —! Ich laſſ nicht mit mir ſpielen, du.

Thora (feſt): Nun —: ich liebe einen Andern.

Eickrott (kurz): Was! — (Sie packend) Wer! — Wen! — (Schüttelt ſie) Hĕ, wirds bald? Wer! —

Thora (Auge in Auge): Nein! — Dir nie! —

Eickrott (ſie loslaſſend): Ah —! na wart! (Die Worte durch die Zähne knirſchend) Das werden wir bald ſehen, Täubchen! — (Stiert zu Boden; halblaut) Warte, Kerl! — (Dann laut, zur Tür weiſend, hart) Jetzt marſch! Nächſten Monat iſt Hochzeit.

Thora (aufſchreiend): Ralf!

Eickrott: Marſch, ſag'ich! Schluß!

Thora (verzweifelt): Ralf! hör doch, Ralf! Du darfſt nicht, ſag'ich dir! Mein ganzes Leben, Ralf, (fällt in die Kniee) liegt dir zu Füßen! Du biſt entehrt, wenn du das tuſt! Ich — hör doch — ich gehör ihm ſchon!

Eickrott (keuchend): Ah — Du — Du — (ſie an den Schultern in die Höhe zerrend) Wer?! (hebt den Arm wie zum Schlage)

Nathan (aufſtürzend): Ralf!

Eickrott (heiſer): Wer, ſag'ich!

Thora (Auge in Auge): Nein ...

Eickrott (ihrem Blick ſich entwindend): Du — bitch du — (ſtößt ſie auf die Ofenbank, macht die Geberde des Ekels).

Nathan (würgend, halblaut): Oh, der Hund!

Eickrott (vor ihn tretend): Was? — Du? — (halb beluſtigt) Muck dich nur, du Ganneſ! Judenkrott! — (Nathan zieht ſich in den Stuhl zurück.) Haſt ihr wohl geholfen, alter Sünder, meine Reiſe ſo ſcharmant ausnutzen — (ekelbitter) äh! —

Thora (mühſam): Ralf — hör —: (feierlich) ich verſprech dir —: hier — (legt die Hände aufs Herz) bei meinem Leben —: ich will ihn nie mehr wiederſehn —: nur — (weh heraus) gib mich frei, Ralf — (tonlos) hab Erbarmen —

Eickrott (mit verſtellter Nachſicht): Na, ich will dir mal was ſagen, du — (beugt ſich zu ihr)

Thora (ſchützt ſich): Nein, nicht küſſen, Ralf; o bitte, bitte.

Eickrott (zögernd): Wenn du durch-aus los-willſt — nein, nicht küſſen, darling — Aber: da du's doch gewohnt biſt jetzt —: laß mich eine Nacht in deinem

Thora (iſt emporgefahren): Ah! du — (wild die Taſche umklammernd) nieder ſchieß ich dich, du Hund!

Nathan (ächzend): Oh, der —

Eickrott (lachend): Schieß nur, Täubchen! Wirſt du einge-ſperrt.

Thora: Ralf! ogott, Menſch, ſei doch edel! — Hab doch Großmut, Ralf: verzeih mir! — Sieh doch, wenn ich — (wieder die Hände aufs Herz, gewaltſam) wenn ich Mutter werde —

Eickrott (plötzlich außer ſich): Ja, du: ja: austreiben will ich dir den Schandbalg! Warte nur: kaputt, du, peitſch ich dir die Rücken! Mich zum Hahnrei machen, mich, du „Großmut"! Werd dir die Gelüſte ſchon vertreiben, Satan jüdſcher! — (höhniſch) Kannſt ja dann dich ſcheiden laſſen, bitte: wenn du Luſt haſt dann: vor allen Leuten! — (hart) Marſch jetzt! Schluß! In vier Wochen iſt Hochzeit ...

Nathan (tritt zu Thora, die in ſich verſunken ſitzt): Mein Goldkind armes —

Thora (ſtarr für ſich, die Handtaſche preſſend): Dann —: nun ja . . .

Man hört drei kurze Klopftöne. Alle ſchrecken auf. Eickrott geht zur Tür und öffnet. Klara tritt halb ein.

Eickrott (barſch): Was denn ſchon wieder!

Klara: Wenn der Herr beſtimmen möchten, wegen dem Sekt und andern Wein.

Eickrott: Gleich — (abſichtlich ihren Arm befingernd) ich komme gleich, mein Kind —

Klara ab . . .

Eickrott (drückt die Tür ins Schloß, die Klinke in der Hand behaltend): Alſo jetzt: ihr kennt mich —: heut in vier Wochen! — (Etwas weniger rauh) Geh, mach dich für die Gäſte fertig.

Eickrott ab . . .

Nathan (ſetzt ſich auf die Bank zu Thora): Komm, mein Kind: hab Mut. Er wird ſich noch beſinnen.

Thora (ſchaudernd, gebrochen): Nein, er — will mich haben.

Nathan: Doch! Er wird ſich bitten laſſen.

Thora: Nein. Er will ſich rächen.

Nathan (Hoffnung machend): Naa — bis morgen —

Thora: Nein, Vater. Laß jetzt . . . . . (Langſam ſeine Schulter faſſend) Vater —?

Nathan: Ja, mein Kind?

Thora: Haſt du meine Mutter — ſehr — geliebt —?

Nathan: Warum fragſt du, Kind?

Thora: Sag doch, Vater.

Nathan: O — ſie war 'ne tüchtige Frau.

Thora (tonlos): — tüchtige Frau —

Nathan (eifrig): In der Tat: ſehr tüchtig, Kind. Trotz der Härte manchmal gegen dich.

Thora (ihre Taſche ſtreichelnd): Warſt du ſehr betrübt, als ſie ſtarb?

Nathan: Ich —: gott, Kind —: ein alter Mann —: der Menſch lernt überwinden ...

Es klopft. Sie nimmt den Arm von ſeiner Schulter. Rudolf tritt herein, einen Korb voll Weinflaſchen tragend; läßt die Tür halb offen.

Rudolf: Gnädjer Herr, der junge Herr läßt bitten, Sie möchten einen Augenblick mal in den Keller kommen.

Nathan: Schön; jawohl! — (Küßt, während Rudolf in das Speiſezimmer geht, Thora auf die Stirn) Hab Mut, mein Kind; geh, mach dich fertig! — (Steht auf) Du weißt doch, daß der Herr, der Doktor, dich zu Tiſch führen wird?

Thora (ſchwer nickend): O ja: ich weiß.

Nathan: Dann geh, mein Kind.

Thora: Gleich, Vater — gleich — (ſie bleibt noch ſitzen) .....

Nathan ab. In der Tür begegnet ihm Klara, zwei Champagnerkühler bringend, die ſie in den Speiſeraum trägt. Am Eingang trifft ſie mit Rudolf zuſammen, der den leeren Korb zurückbringt; er nickt ihr zu und kneift ſie in den Arm. Dann Rudolf ab, die Tür hinter ſich ſchließend. Hierauf kommt auch Klara aus dem Nebenraum zurück und will das Zimmer verlaſſen.

Thora: Klara —?

Klara (ſtehen bleibend): Gnädiges Fräulein?

Thora: Komm doch her, mein Kind. (Die Taſche fällt ihr aus der Hand, gibt auf dem Boden einen ſchweren, dumpfen Ton; ſie hebt ſie raſch ſelbſt wieder auf).

Klara (iſt herangetreten): Ja, Fräulein?

Thora (die Taſche neben ſich feſt auf die Bank legend): Haſt du deinen Bräutigam recht lieb?

Klara (verwirrt): O — ich — gnädiges Fräulein: Rudolf iſt ein — ſehr braver Menſch.

Thora (in ſich gekehrt): — braver — Menſch —

Klara: Ja, wahrhaftig, Fräulein.

Thora: Wirſt du ihm auch immer treu ſein?

Klara (noch verwirrter): Ich — ich —

Thora (mahnend): Bleib ihm treu, mein Kind — von jetzt an! — (Sich die Agraffe vom Halſe neſtelnd und ihr gebend) Hier: zur Ausſtener, Klara.

Klara (entzückt): Oh — ach — Fräulein ſind ſo gut zu mir immer — (bückt ſich, ihr die Hand zu küſſen)

Thora (wehrt ihr): Nein: nicht danken, Kind. Nein, laſſen Sie!

Klara: Ich will auch immer — Alles tun, was Fräulein ſagten.

Thora (ſchwer): Ja, Klara, tun Sie das ... (Aufwärts weiſend) Iſt oben alles vorbereitet?

Klara: Ja, Fräulein.

Thora: Du brauchſt mir heute nicht zu helfen. Ich werde mich allein umkleiden. Hörſt du?

Klara (die Agraffe ſtreichelnd): Ja; — ja, Fräulein.

Thora: Geh nun, Klara.

Klara (Thoras Rechte faſſend): Haben Sie auch liebſten, ſchönſten Dank! von mir und Rudolf, liebſtes einziges — (küßt, halb knieend, Thora doch die Hand)

Thora: Nein doch, Klara; laſſen Sie! (Da dieſe nochmals küßt) Du wirſt dich an dem Ring verletzen! — (Sie von ſich drängend) Laß! Geh zu deinem Bräutigam.

Klara (knixend): Danke, gnädiges Fräulein; danke.

Klara ab .....

Thora (allein, die Taſche mit beiden Händen vor ſich auf den Knieen haltend): Ein — braver — Menſch ... Eine tüchtige Frau ... O Mutter! (drückt ſchluchzend das Geſicht auf die Taſche) ...

Die Tür klinkt. Eickrott und Nathan kommen zurück. Thora richtet ſich auf.

Eickrott: Hĕ? Noch immer da?

Thora (erhebt ſich, das Barett auf der Bank laſſend): Ich geh ſchon, Ralf.

Eickrott (weniger barſch): Ja bitte! raſch! (Sieht nach der Uhr) Die Herren müſſen gleich erſcheinen.

Thora (geht zu Nathan, der ſich wieder in den Lutherſtuhl geſetzt hat, und umarmt ihn): Küß mich, Vater; und verzeih mir — Alles!

Nathan (ſie auf Mund und Stirne küſſend): Oh mein Kind — mein goldnes —

Thora (küßt ihm die Rechte): Habe Dank für alle Liebe ..... (Küßt noch einmal ſeinen Mund, geht zur Tür, ſchwankt einen Augenblick; dann zu Eickrott, der ihr brennend nachgeſehen hat) Verzeih auch Du mir, Ralf.

Eickrott (kehrt ſich ab, unſicher): Geh nur. Hilft dir doch nichts.

Thora geht ...

Nathan: Wenn du nicht ſo hart ſein möchteſt, Ralf, zu ihr —

Eickrott (wieder wandernd): Schluß damit! — Soll mich wohl bei ihr bedanken? — (Nimmt das Barett von der Ofenbank) Schmeichelkatze verdammte! — (Streichelt unwillkürlich das Barett) Alles durchgehn laſſen, hĕ? — Mich vor aller Welt aufs Pflaſter ſetzen — (knittert das Barett zuſammen) mir ins Fleiſch beißen — (ſchmeißt es in die Ofenecke) äh!

Nathan: Kann doch Keiner ſich ſein Herz

Eickrott: „Herz" — bleib mir mit Herz vom Leibe! — Meinen Willen will ich! — Zahn um Zahn, Greis! Herr, den Kerl den — (ballt die Fäuſte). Hĕ, du: wer?!

Nathan: Gott doch, Ralf: bei Gott, ſie hat nicht ſagen wollen.

Eickrott: Werd ihr ſchon den Willen lehren! — (Vor Nathan tretend) Greis, ich ſag dir: wenn ſie nicht Vernunft annimmt! — Ralf Eickrott iſt kein Unmenſch: ich werd ihr Arzt und Alles beſorgen, um die Sache zu vertuſchen — aber wenn ſie dann nicht reinen Tiſch macht: ihr und mein Leben ſetz ich dran! an meine Ehre! — So; jetzt Schluß! — (Im Schreiten) Ich helf dir, Alter, deinen Namen über Waſſer halten; Du wirſt mir meinen abwaſchen helfen; ſonſt — du kennſt mich!

Nathan (erleichtert): Gott doch; ja doch, Ralf; gewiß doch ...

Eickrott (hat nach der Uhr geſehen): Wenn ſich Krauſe breits ſchlagen läßt: der Baumeiſter wird uns wohl ſicher ſein. Schlimmſtenfalls bewilligſt du dem Kerl Bruttoprozente.

Nathan: Wenn nur nicht der Herr, der Bruder

Eickrott: Goddam! ja! ich wollt ja Thora ſagen

Nathan: Er hat ihr heut Nachmittag seine Aufwartung gemacht.

Eickrott: So? Na, umso besser. Gib ihr doch'n Wink nachher, sie soll ihn uns vom Leibe halten — (spöttisch) so durch irgend so'n „Thema".

Nathan: Ausgezeichnet; ja; tatsächlich.

Eickrott (ulkig): Garnicht übel, so'ne Ehe; was?! —

Es klopft. Rudolf öffnet draußen, läßt den Herrn Kommerzienrat Friedemann eintreten, zieht die Tür wieder zu.

Nathan (ist aufgestanden): Schön willkommen, liebster Friedemann.

Eickrott: 'Tag, Herr Kommerzienrat.

Herr Friedemann: N'abend allerseits — (sie schütteln sich die Hände). Brrr —: wird Kälte geben über Nacht.

Eickrott: Hope it. War ja grauenhaft, der Dreck.

Nathan: Ja: impertinent, der Schnee.

Herr Friedemann: Sternklar. Wird wohl Glatteis geben.....

Nathan: Hast du dir nun überlegt, Schwager?

Herr Friedemann: Je — was ist da groß zu überlegen. Scheint 'ne sichre Sache. Aber mager! (mit der Linken, die von Diamanten blitzt, auf dem Bauch klavierend) mager! — Wird viel Kapital schlucken.

Eickrott: Mager? — Gegenteil! (Herrn Friedemanns Bauch antippend) Point wie Ihrer! (sie lachen) ... Denken Sie: Baumaterial! Metalle! heutzutage! — Was wirft Monier ab! der schon! mit dem Quark von Draht-Zement! — Blos kein steam in Deutschland! Solln mal sehn: Amerika!

Herr Friedemann (zu Nathan): Mehr wie fufzigtausend werd'ich sowieso kaum frei haben; höchstens achtzig. Werden achtzigtausend dir was nützen?

Nathan: Wenn sie baar sind? —

Es klopft. Rudolf läßt die Brüder Wächter eintreten.

Nathan: Ah, Ihr Diener, Herr Baumeiſter. Darf ich bekannt machen die Herren — (vorſtellend) Herr Regierungsbaumeiſter Wächter — Herr Kommerzienrat Friedemann — Herr Doktor Wächter — (man verbeugt ſich)

Eickrott: Evening, Doktor. N'abend, Herr Baumeiſter.

Nathan: Entſchuldigen die Herren, daß meine Tochter mit der Toilette noch nicht fertig; muß im Augenblick erſcheinen.

Herr Friedemann: Nun, Herr Baumeiſter: die Patente ſind ſchon alle 'raus?

Peter: Amerika fehlt noch.

Eickrott (eifrig): Iſt natürlich ſicher!

Peter (die Hände in die Hoſentaſchen ſteckend): Wird wohl ...

Es klopft. Rudolf läßt Herrn Kommiſſionsrat von Wenzel eintreten.

Eickrott: Servus, Herr Rat. Sehr willkommen meinem Schwiegervater.

Nathan: Außerordentlich, Herr Hofrat; ungemein liebenswürdig Ihre Bemühung. Darf ich bekannt machen — (vorſtellend) Herr Regierungsbaumeiſter Wächter, Herr Doktor Wächter — Herr Hofrat von Wenzel — (man verbeugt ſich)

Herr Friedemann (gemütlich): N'abend, Herr Kommiſſionsrat.

Herr v. Wenzel (förmlich): Guten Abend, Herr — Rat ...

Es bilden ſich zwei Gruppen: mehr im Hintergrund Eickrott, Herr v. Wenzel, Nathan und Herr Friedemann, rechts im Vordergrund Ernſt und Peter.

Peter (halblaut): Was der Alte mich blos immer zu regierungsbebaumeiſtern hat!

Ernſt: Laß doch, Peter. Iſt ja Nebenſache ...

Nathan (zu ihnen tretend): Alſo, Herr Regierungsbaumeiſter: wenn noch der Herr Kranſe zuſchlägt und Sie einverſtanden ſind

Ernſt (ihn unterbrechend, deutet auf die Ampel über dem Schreibtiſch): Feines Stück, Herr Nathan. Alt! Echt!

Nathan (verſtändnislos): So —? (dann raſch) jaſo: ſehr feines Stück! — (Auf beide Ampeln deutend, liebevoll) Hat mir meine Thora neulich mitgebracht (wichtig tuend) zu Weihnachtsabend.

Ernſt (auf Peter blickend): Ah — (nicht leiſe)

Peter (trocken): Blos die Glühlichter müßten ab.

Nathan: Alſo wenn Sie dann, Herr Doktor, freundlichſt bereit ſein wollten, meine Thora zu Tiſche zu führen?

Ernſt (ſich leicht verbeugend, mit Betonung): Sehr bereit, Herr Nathan; ſehr...

Es klopft. Rudolf führt Herrn Krauſe ins Zimmer, läßt die Tür halb offen, kommt bald darauf mit einer Flaſche Sherry herein, ſchließt die Tür, geht in den Speiſeraum. Herr Krauſe hat ſich, etwas linkiſch, allerſeits verbeugt beim Eintritt.

Eickrott (ihm die Hand gebend): Bitte bitte, Herr Krauſe; völlig zwanglos, please. (Ihm die Schulter klopfend) Schön von Ihnen, daß Sie kommen. Darf ich vorſtellen, bitte —: Herr Rentier Krauſe — Herr Hofrat von Wenzel.

Herr Krauſe (kurz nickend): Angenehm. (Herr v. Wenzel verbeugt ſich.)

Eickrott: Herr Kommerzien — (Da Herr Friedemann die Hand zum Gruß hebt) Ah, die Herren kennen ſich?

Herr Krauſe: Habe die Ehre, ja — (verbeugt ſich, ohne die Hand zu geben) —

Eickrott (mit ihm an den Schreibtiſch tretend): Naa, Greis?

Herr Krauſe: 'Tag, Herr Bankier.

Nathan: Ganz ergebenſter Diener, Herr Krauſe.

Eickrott (weiter vorſtellend): Herr Regierungsbau-

Peter: Bin nicht Regierungsbaumeiſter, Herr; ich pfeiff auf die Regierung!

Eickrott: Ah, a ja! na pardon, Sir! — Alſo: Herr Privatbaumeiſter Wächter. (Ernſt vorſtellend) Herr — Wächter.

Herr Krauſe (Ernſt die Hand gebend): Krauſe. (Tritt zu Peter.)

Herr Friedemann (im Hintergrund zu Herrn v. Wenzel halblaut): Schwer reich, Herr Rat — (ſie treten gleichfalls zu der vorderen Gruppe) —

Nathan (laut): Wenn Sie alſo, Herr Baumeiſter, wie Sie

ſagten, einverſtanden ſind mit den neunzig Perzent Gewinnanteil, zehn für Sie —

Ernſt (gedehnt): Netto oder brutto? —

Eickrott (vorbeugend): Laß doch, Greis; nach Tiſch! Wir haben Hunger! Wenn der Doktor Luchs nur endlich käme!

Herr Krauſe (ſcheinbar ungeſchickt): Verzeihen die Herren, daß ich's noch nicht ausrichten konnte. Der Herr Patentanwalt läßt ſich entſchuldigen; ein plötzliches Geſchäft.

Eickrott (ſtutzend): Hĕ? — (Einlenkend) Na! Dann gehts auch ohne ihn. Kennen Sie den Doktor?

Herr Krauſe: Flüchtig. Seit Nachmittag erſt.

Eickrott (liebenswürdig): Haben ſich erkundigt?

Herr Krauſe: Ja.

Herr Friedemann (die Linke vor den Magen legend): Aber meine Herrn, dann ſitzen wir ja ſieben zu Tiſch!

Eickrott (lacht): Hhĕ! Abergläubiſch?

Herr Friedemann (lacht gleichfalls): Wir? — Na ja: beim Jeu iſts Jeder! —

Nathan: Wird ja gleich auch meine Tochter daſein; ſind wir acht.

Eickrott: Ja, wo bleibt denn Thora, goddam! — (Zu Rudolf, der ſoeben eine Platte mit gefüllten Sherrygläſern aus dem Speiſezimmer bringt) Rudolf, gehn Sie doch mal Klara ſagen, daß ſie ſich beeilen ſoll mit meiner Braut!

Rudolf: Verzeihen, Herr, das gnädje Fräulein hat gewünſcht, ſich heut ſelbſt zu bedienen, ſagte Klara.

Eickrott (ihm die Platte abnehmend): Dann klopfen Sie mal oben an und ſagen meiner Braut: die Herren warten ſchon, ich ließe bitten! —

Rudolf ab.

Eickrott (mit der Platte zu Herrn Krauſe tretend): Na, Herr Krauſe? Auf die glückliche Hand!

Herr Krauſe: Danke beſtens; nein.

Eickrott: Kleinen Sherry! Nicht? Sehr feiner Tropfen! Exquiſiteſter Santa Maria. Siebenundachtziger.

Herr Krauſe (mit Nachdruck): Danke. Bin es nicht gewohnt vor Tiſch.

Eickrott (Herrn v. Wenzel anbietend): Bitte, Herr Rat. (Herr v. Wenzel nimmt. Dann Herrn Friedemann bietend) Please, Sir. (Auch Herr Friedemann nimmt. Dann zu Ernſt) Gefällig, Herr — Wächter?

Ernſt: Nein, Herr Eickrott; danke.

Eickrott (zu Peter): Ihnen, Herr Baumeiſter?

Peter (nehmend): Bitt ſchön, ja.

Eickrott (zu Nathan): Greis?

Nathan: Nein danke, Ralf; du weißt ja.

Eickrott (nimmt ſich ſelbſt ein Glas, dann laut): Geſundheit, meine Herrn —

Drei kurze Klopftöne; Rudolf tritt herein. Die Herren ſtehn mit halb erhobenen Gläſern; nur Peter hat raſch ausgetrunken. Eickrott hält noch außerdem die Platte mit den drei abgelehnten Gläſern.

Rudolf: Das gnädje Fräulein läßt die Herren bitten, immer Platz zu nehmen. Sie wird im Augenblick bereit ſein, zu —

Ein Schuß dröhnt über der Bühne. Eickrott erſchrickt; die drei Gläſer fallen klirrend zu Boden. Alle ſtarren eine Sekunde lang nach oben. Nur Ernſt Wächter hat ſich ruckhaft auf den Kopf gefaßt, ſteht einen Augenblick wie gelähmt.

Nathan (entſetzt anfſtammelnd): Ralf — (ſinkt in den Lehnſtuhl) ich bin nicht ſchuld —

Ein zweiter Schuß fällt.

Peter (beklommen): Ernſt —

Ernſt (hält, von den Andern unbemerkt, Peter raſch den Mund zu): Schweig! —

Plötzlich Alle nach der Tür. Draußen Frauengekreiſch.

(Vorhang)

*

Vierter Akt

Der Salon des zweiten Aktes

Hinter der Ottomane ſteht jetzt nur noch eine Palme, ſodaß die mit Portièren halb verhängte Ausgangstür zu ſehen iſt. Durch das Erkerfenſter fallen, ſchräg nach vorn, die gedämpften Strahlen der Vormittagsſonne. Die Portière der Boudoirtür iſt ganz an die Wand geſchoben; durch die Türöffnung gähnt der völlig dunkle Boudoir-Raum. Wenn der Vorhang aufgeht, ſind Rudolf und der Kutſcher Karl damit beſchäftigt, einen einfachen, durchaus ſchmuckloſen, ſchwarzen Holzſarg, deſſen flacher Deckel übereck in der Höhlung liegt, durch den Eingang in das Boudoir zu ſchaffen; hinterher, die Schürze vors Geſicht gedrückt, geht Klara. Man ſieht, wie ſie drinnen Kerzen anzünden; in dem Halblicht werden zwei Palmen ſichtbar. Karl und Rudolf treten wieder heraus.

Karl (gedämpft): Der reine Hundeſarg.

Rudolf (ebenſo): Iſt Jeſetz bei ihnen. Der Alte hats durchaus ſo haben wollen.

Karl: Er is doch aber jarnicht von de frommen.

Rudolf: Weißt du, unſer Alter iſt ſo'n heimlicher. In den Tempel jeht er immer noch. Hat ſich vor dem gnädjen Fräulein blos nich recht jetraut.

Karl: Na, denn werd'ich man die Juſirlande holen.

Rudolf: Schön ...

Karl ab, nach links, die Tür hinter ſich ſchließend. Aus dem Boudoir kommt Klara, ſich die Augen reibend; tritt zu Rudolf.

Klara (ſchluchzend): Sie war ſo gut! — Sie hat mir immer ſo viel geſchenkt! —

Rudolf (faßt ſie um und ſtreichelt ſie): Na laß man, Schatz. Wir kommen Alle mal an die Reih.

Klara (wie vorher): Du haſt — gar kein — Gefühl — für mich!

Rudolf (küßt ſie): Jott doch, Klärchen — (drückt ſich ulkig ihre Hand aufs Herz) faß mal an, wie's puppert!

Klara: Ich bin aber ſchuld an ihrem (tuckt ſich um, dann wichtig) Selbſtmord.

Rudolf: Ach, du biſt nich recht bei Jroſchen!

Klara: Ja —! ſie hat mirs ſelbſt geſtanden geſtern Abend!

Rudolf (ärgerlich): Red kein'n Abwaſch, alte Romaniſe!

Klara: Ja —! ſo hat ſie wirklich geſagt! — Klara, ſagte ſie: kannſt du mir in die Augen ſehn, Kind? — Ja, mein gnädigſtes Fräulein, ſagte ich und küßte ihr die Hand. — Wirſt du ihm auch immer treu bleiben, fragte ſie; nämlich als wie Dir! — Ja, mein einziges Fräulein, ſagte ich; ſo wahr ich chriſtlich bin! — Haſt du nicht mit meinem Bräutigam

Rudolf: Hĕ, du! was? Was haſt du mit dem Kerl!

Klara: Ich? Nein wirklich, Rudolf: wirklich nicht! Ich bin ihm immer weggelaufen.

Rudolf: Na?! ich ſage dir —

Klara (ihn umhalſend): Wirklich, Rudolf, ja! ich bleib dir treu! — (Sie küſſen ſich.) Aber hör doch! Alſo: ja: dann hat ſie mich ſo angeſehn — ſo, weißt du, wie ſo'n Täubchen, wenn's geſchlacht't werden ſoll — und hat geſagt: O Klara, ich verzeihe dir! — Und hat mir erſt den Diamantring ſchenken wollen — (in das Totenzimmer deutend) den ſie noch am Finger hat, den ſchwarzen — weil ſie ſich die Hand damit zerſtochen hatte, weißt du; — hat ſich aber doch beſonnen dann (holt die Agraffe aus der Taſche) und mir blos die Broſche gegeben (ſtreichelt ſie) — und hat ſichs doch (ſchluchzt wieder los) dann ſo zu Herzen genommen — (ihn umhalſend, das Geſicht an ſeine Bruſt gedrückt) und wirklich, Rudolf —: ich hab ihm wirklich — blos — ein — einziges — Mal — mich von ihm küſſen laſſen — (aufblickend) und wills auch nie mehr wieder, lieber Rudolf.

Rudolf: Na laß man! (Küßt ſie, drängt ſie von ſich.) Werd ſchon auf dich aufpaſſen. Wird wohl ſowieſo jetzt mit dem Staat hier alle ſein, wo das Fräulein tot iſt... (Auf die einzelne Palme deutend) Komm jetzt, hilf...

Sie faſſen die Palme an Kübel und Stamm und tragen ſie auch in das Boudoir. Gleichzeitig kommen von links, eine lange Girlande bringend: Karl, die Köchin Anna und das Stubenmädchen Bertha.

Bertha (die Tür ſchließend): Und ich ſag dir, Anna: was ich weiß, das weiß ich!

Karl (gedämpft): Nu ſeid mal endlich ſtill mit euern Klatſch! (Nach dem Totenzimmer weiſend) Wenn Die euch hören könnte.....

Sie gehen gleichfalls in das Boudoir. Die Bühne bleibt ein Weilchen leer. Dann kommen Karl und Rudolf zurück.

Karl: Die Bertha red't ſich ein, das ſei von wejen ihr, daß unſer Fräulein

Rudolf (pfiffig): Well! — Ja ſiehſt du, Karl: die Weiber denken, Alles dreht ſich blos um ſie. Jrade wie bei deiner Kutſche: Du fährſt, und die Räder machen den Schkandal. Die Kläre wollte auch durchaus dran ſchuld ſein.

Karl: J nee! — Js ja'n doller Hecht, der junge Herr.

Rudolf: Das heißt, bei Klara ſelbſtverſtändlich kein Jedanke von „ſo'was"!

Karl (dumm tuend, gedehnt): Na ſelbſt-ver-ſtändlich! — Würde ſich die Bertha ſchön verbitten.

Rudolf (auf die Ottomane zeigend): Faß doch mal mit an, Karl —

Sie rücken die Ottomane an die Wand links hinter dem Kamin; ſtellen das Tiſchchen und die Seſſelchen davor. Inzwiſchen kommen die drei Mädchen gleichfalls auf die Bühne zurück.

Anna: Ja, der alte Herr kann ei'm leid tun.

Bertha: Na, der junge doch auch!

Karl: Der? — Das is ja jar kein Herr. Das is'n verjoldeter Louis.

Bertha (während die Andern verhalten kichern): So'ne Frechheit! Hier in Jejenwart von unſer totes Fräulein! Schämt euch was! — (Da Karl ihr unters Kinn faßt) Jehn Sie ab, Sie alter Bockhopſer Sie! (Wieder unterdrücktes Gekicher.)

Karl: Nna! Doch beſſer wie ſo'n Betthopſer! (Neues Gekicher.)

Klara (Bertha zurückhaltend): Still jetzt! Bertha hat ganz Recht: wir ſollten uns was ſchämen... (Die Fingerſpitzen an einander ſetzend, mit entzückter Miene) Aber ſchön ſieht unſer Fräulein aus! nicht wahr?

Rudolf: Well!

Bertha: Himmliſch! (Karl und Anna nicken.)

Klara (geruſelig und wichtig): Mitten ins Herz hat ſie ſich getroffen, ſagt der Medizinalrat, mit dem zweiten Schuß.

Anna (gerührt die Hände faltend): Jott doch; mitten ins Herz.

Klara (wichtig): Ja! —

Bertha: Hat ſie denn rein jarnichts Schriftliches — (da Klara den Kopf ſchüttelt) jar kein Sterbenswörtchen?

Klara: Keine Zeile.

Karl: Tapfres Mädel, Rudolf.

Rudolf (nickend): Ja; tatſächlich. Hoch-in-te-reſſant.

Karl (nach dem Totenzimmer deutend): Und'n Sarg? Jrade wie für'n Hund!

Rudolf: Darin, Karl, erlaube, mußt du Lehre annehmen. Darin ſind die Juden alle jleich, reichen und armen; kommen alle in denſelbijen Kaſten, blos'n Hemde an, ohne jeglichen Schmuckjejenſtand.

Anna: Is doch eijentlich janz ſcheen und richtig.

Karl: Nna! Jch laß mir mal verbrennen!

Bertha: Alter Heide Sie! —

Die Tür klinkt; Nathan und Eickrott treten ein. Die Dienerſchaft verzieht ſich in den Hintergrund.

Eickrott (ſie anfahrend): Klatſchen? Hĕ?

Nathan: Bitt dich, Ralf; ſie meinen's doch blos gut mit meiner Thora.

Eickrott: Alles fertig drinne?

Rudolf: Zu Befehl, Herr! — (Sich an Nathan wendend) Wenn der gnädje Herr erlauben, ſollt ich hier in unſer Aller Namen Jhnen unſer tiefjefühlteſtes Beileid auszudrücken mir erlauben.

Nathan (ihm die Hand gebend, mit erſtickter Stimme, während Eickrott in den Erker tritt): Danke Jhnen, Rudolf. — Jhnen Allen. — Jſt euch eine gute Herrin geſtorben geſtern —

Rudolf (zurücktretend): Ja, Herr ...

Karl und die drei Mädchen, dieſe ſchluchzend, drücken nacheinander Nathan die Hand. Dann Dienerſchaft ab .....

Eickrott: Scheußlich, das Geſtenne!

Nathan (ſetzt ſich in den Lehnſtuhl rechts): Wenn du Nachſicht haben wollteſt, Ralf — mit einem alten Manne, dem Gott ſein Einziges genommen hat.

Eickrott (ſich ins Zimmer wendend): Ach was „Gott"! — Mir etwa nicht? — (Im Schreiten) Warum nimmt ſie ſich das Leben gleich! — Hätt doch mit mir reden laſſen! — Eigenſinn verrückter!

Nathan: Wenn du doch nicht ſchmähen möchteſt, auf das Unglück meines Kindes, Ralf. Haſt du ſelbſt doch Schuld an ihr.

Eickrott: Ach was „Schuld"! (Nach draußen weiſend) Der Kerl hat Schuld! Ich laſſ mir Keinen ins Gehege kommen ...

Nathan (mehr für ſich): Wer's nur ſein mag? daß ſie nicht ein Zeilchen hinterlaſſen hat.

Eickrott (finſter): Sei du froh, daß die Geſchichte aus der Welt iſt.

Nathan (klagend, aber gefaßt): Gäb ich zehn Geſchichten, wenn ſie mir geblieben wär auf meine alten Tage! (Nach der Ottomane weiſend) Iſt nun alles kahl geworden über Nacht, und kalt. (In den Erker weiſend) Tut mir weh der Sonnenſchein; wie ihr geſtern weh tat ihre Hand, von dem Unglücksdiamant, dem ſchwarzen Ring! Werd ich einſam in die Grube fahren müſſen — (Eickrott tritt in das Totenzimmer; Nathan blickt ihm nach, voll Haß) — ob der Hund — der fremde Hund .....

Eickrott (wieder auf die Bühne tretend): Hättſt ihr wohl nen ſchönern Sarg beſorgen können! Scheußlich! Richtige alte Naſenquetſche!

Nathan: Gott doch, Ralf, ich bitt dich: die Verwandten.

Eickrott: Was, Verwandten! Geben die Verwandten dir 'nen Pfennig für dein Kind? — Schippen haben ſie geworfen! über Luxus geſchimpft! daß du ſie verzogen haſt, das Goldkind, die Prinzeß! — Du biſt ſchuld, werden ſie ſagen!

Nathan (ſchwer erſchrocken): Ich —

Eickrott: Frag mal deinen Friedemann: Schwager, willſt du mir die Firma retten? deck mir meine Defizits?! — Wirſt ſchon ſehn dann. Will mich gern zurückziehn mit dem Baumeiſter

Nathan: Gott doch

Eickrott: Und dem Herrn von Wenzel

Nathan (angſtvoll): Nein, Ralf! bitt dich!

Eickrott (gnädig): Na, nu flenn nicht! Bin nicht ſo ...

Nathan (zaghaft): Ralf —?

Eickrott: Hĕ?

Nathan: Möchteſt du mir wohl 'ne Liebe tun?

Eickrott: Und?

Nathan: Geh, Ralf: weil es mir zu weh tun würde: zieh ihr, bitte, die Ringe von den Fingern.

Eickrott: Laß die Dinger doch dran!

Nathan: Bitt dich, Ralf, du weißt doch: die Gemeinde. Darf doch Keiner Gold noch Edelſtein mit in die Grube nehmen.

Eickrott: Auch ſo'n alter Schacherwitz — (geht in das Totenzimmer) —

Nathan (mühſam vor ſich hin): Herr Gott Einziger, verzeih .....

Eickrott (mit den Ringen in der flachen Hand zurückkommend): Hat ſie ihren Willen doch noch durchgeſetzt — (den Verlobungsring aufnehmend) Katze die! — (Reicht ihn Nathan hin) Da, Alter.

Nathan: Mög dirs Gott vergelten, Ralf — (küßt den Ring und ſteckt ihn an den linken kleinen Finger).

Eickrott (ſich den Diamantring auf den rechten kleinen Finger zwängend): Na, du Krott, ſo geh doch!

Nathan (ängſtlich): Was denn, Ralf! Du wirſt ihn doch nicht tragen etwa?

Eickrott (läßt ihn in der Sonne blitzen): Na, warum denn nicht?

Nathan: Tu's nicht!

Eickrott (ſarkaſtiſch): Steht mir doch ganz gut! — Zur

Erinnrung, daß Ralf Eickrott auch mal unglücklich verliebt war, well! —

Nathan: Tu ihn ab, Ralf; hör mich!

Eickrott: Noch ſo'n Judenmärchen?

Nathan: Weil —: der Ring iſt — von dem Andern!

Eickrott: Hĕ?

Nathan: Den ſie doch geliebt hat, Ralf; ſie hat es mir geſtanden.

Eickrott (kurz, rauh): Goddam! Wer?!

Nathan (ärgerlich): Gott doch, nein: doch nicht den Namen! Blos doch, daß er ihn geſchenkt hat.

Eickrott (auf den Diamanten niederſtarrend): Hat ſie mich ja ſchön beſchwindelt — „edel" — (bitter lachend) hhĕ! — (Schlägt auf den Ring) Werd ich mir den Kerl vielleicht mit angeln! Ihn ihr nachſchicken, Greis! — (Die Stellung des Duellſchützen annehmend) Hab 'ne ſichre Hand, Verehrter —

Drei kurze Klopftöne. Nathan ſchrickt auf.

Eickrott (laut): Herein! —

Rudolf kommt, die Tür halb offen laſſend.

Rudolf (zu Nathan): Gnädjer Herr — die Herrn Jebrüder Wächter laſſen fragen, ob ſie ſich erlauben dürften, ſchon ſo früh zu ſtören.

Eickrott: Wirklich shocking! — Aber

Nathan: Laſſe bitten die Herren.

Rudolf (zu Eickrott): Herr von Wenzel fragt am Telephon.

Eickrott (heftig): Goddam! warum ſagen Sie nicht gleich?!

Eickrott eilig ab. Rudolf langſam hinterher; läßt die Tür wieder offen.

Nathan (ſich erhebend, düſter vor ſich hin): O Gott Zebaoth — fürchterlich iſt deine Hand.....

Man hört Schritte. Rudolf läßt die Brüder Wächter eintreten, ſchließt die Tür hinter ihnen. Ernſt kommt in ſchwarzem Gehrock, den Cylinderhut in der Linken, Peter in ſchwarzem Havelok, ohne Hut und Handſchuh. Sie nähern ſich dem Erker; Nathan bietet ihnen ſtumm die Rechte.

Ernſt: Verzeihen Sie, Herr Nathan, daß wir Ihnen, nach dem jähen Trauerfall des geſtrigen Abends, etwas unzart erſcheinen müſſen; wenn auch unſer Beſuch die unterbrochenen Geſchäfte nicht berühren will.

Nathan: Bitte, meine Herren: darf ich Sie nicht bitten, Platz zu nehmen. Einem alten Manne — Sie verzeihen, wenn das Stehn mir ſchwer wird heute — (hat ſich wieder in den Lehnſtuhl geſetzt; der Sonnenſchein beglänzt ſie alle Drei).

Ernſt (ſtellt den Hut in den Erker, ſetzt ſich gleichfalls, während Peter ſtehen bleibt und in das Totenzimmer ſtarrt): Sie dürfen, Herr Nathan, überzeugt ſein, daß der ſchmerzliche Verluſt, der Sie betroffen hat, (reicht ihm die Hand hinüber) uns bis ins Innere miterſchüttert hat.

Nathan (Tränen unterdrückend): Dank — o danke, lieber Herr — es ſind die erſten warmen Menſchenworte heut zu mir ...

Ernſt (hat ſcheu die Hand zurückgezogen, faßt ſich auf den Kopf; dann ruhig): Mein Bruder hat, Herr Nathan, eine Bitte an Sie.

Nathan: Werd ich gerne tun, was ich vermag.

Ernſt: Peter!

Peter (aufſchreckend): Ja?

Ernſt: Gib den Brief —

Peter (in der Bruſttaſche ſuchend): Ja — Herr —: ich — hier — (Nathan ein zerknittertes Papier hinreichend) wenn Sie, bitte, leſen wollen —

Nathan (weitſichtig): Gott — (langt nach dem Augenglas) von meinem armen Kinde?! — (Drückt ſich zitternd den Klemmer auf die Naſe, lieſt gedehnt und mühſam:) „Mein Bräutigam — will mich — — zur Ehe — zwingen" — (blickt auf, zu Ernſt) ja —: der — (voll Haß) der Unmenſch der! — (Lieſt weiter) „Bitte, kommen — hilf" (plötzlich jäh heraus, zu Peter) Sie —?? (Gebrochen) Sie! — (Der Brief entfällt ihm) O Gott, Adonâj Elohênu ...

Peter (Nathans Hand ergreifend, ſchüchtern wie ein Kind): Verzeihung, alter Herr! — Wir haben uns — ſo lieb gehabt — (Ernſt hat hat ſich abgewandt) —

Nathan (tonlos, wie vertäumt): — lieb — —

Peter (ihm die Schulter ſtreichelnd): Wenn Sie — wenn ich Ihnen helfen dürfte — überwinden, alter Herr —

Nathan (ſtarrt ins Leere, dumpf): Bis der Tod hilft — (nickend) nur der Tod — dem Hauſe Nathan ... (Plötzlich außer ſich, Peters Arm mit beiden Händen umklammernd) Laß nicht Schande kommen, Sohn, auf meinen Namen! Stoß nicht weg den alten Nathan, wenn er bettelt um ſein ehrlich Ende! (Steht jäh auf, die Arme zum Himmel erhebend) Laß nicht ſeine Sünde ihn entgelten, Herr Allmächtiger, daß er hat zu ſehr geliebt ſein Kind, ſein Blut! — (Wieder Peters Arm ergreifend, mit gebrochener Stimme) Helfen Sie mir meinen guten Namen

Peter (ihn beruhigend und in den Lehnſtuhl niederlaſſend): Ich — herrgott, wie können Sie blos denken — (Hebt den Brief auf) Nicht ein Wort kommt über unſre Lippen — (ſteckt ihn in die Taſche) nicht ein Wort natürlich von der Sache.

Nathan (mühſam): Helfen Sie! Verſprechen Sie!

Peter: Ja natürlich! Ernſt und Ich! Wir Beide!

Nathan: Und — auch —: (nach dem Ausgang weiſend) oh, Sie wiſſen nicht: der Hund der! — (angſtvoll) wenn er droht —: (lauernd, raſch) auch Ihre Metalle bleiben mir? — mir, ſag ich —

Peter: Ja natürlich! Was Sie wollen! Nehmen Sie nur Troſt an, alter Herr! Sie machen ſich ja ſelbſt entzwei, mit ihrer Angſt!

Ernſt: Sie dürfen uns, Herr Nathan, blind vertrauen.

Nathan (ſcheu, dumpf): O — Sie wiſſen nicht! — (Erregt zu Peter) Wenn Sie nur nicht ſo geſchwiegen hätten! — Wenn nur Ihr Herr Bruder mir ein Winkchen — geſtern wärs noch Zeit geweſen! — (Schlägt die Hände ineinander, ſinkt zuſammen) O mein Gott, mein armes Kind; ich Narr, ich blinder —

Ernſt (hat ſich wieder auf den Kopf gefaßt, tritt nun ſanft zu Nathan, während Peter in das Totenzimmer geht. Gepreßt): Laſſen Sie, Herr Nathan!

— Sie, Sie haben ſich nichts vorzuwerfen; — laſſen Sie — (richtet ihn auf) —

Nathan: (Peter vermiſſend, blöd): Wo — iſt — er?

Ernſt: Er wollte bitten, Ihre Tochter noch einmal ſehen zu dürfen; (da Nathan nachwill) ungeſtört, Herr Nathan. Gönnen Sie ihm, bitte, dieſen Abſchied.

Nathan (ſitzend bleibend, traumhaft): Abſchied ... (Dann ſchüchtern) Hat er ſehr geliebt mein Kind?

Ernſt (ausweichend): Seine erſte Liebe .....

Peter (wieder auf die Bühne tretend, einen mittelgroßen Revolver am Laufe haltend, ſodaß der Kolben, der von Elfenbein iſt, nach vorn ſteht): Dürft ich eine Bitte tun, Herr Nathan?

Nathan: Gott doch, Kind: es ſind noch die Patronen drin! ſchießen Sie ſich nicht!

Peter (lächelnd, während Ernſt zur Seite tritt): Nein, da iſt mir mein Leben zu lieb. — (Nathans Hand nehmend) Bitte, ſchenken Sie mir das Ding, Herr Nathan; Ihnen macht's nur Kummer, glaub'ich.

Nathan: Ja, in Gottes Namen, Kind: nehmen Sie mit das Mordinſtrument. (Steht auf) Werd ich Ihnen aber lieber doch das Futteral — (geht an ein Tiſchchen, das links an der Hinterwand ſteht) —

Peter (den Revolver in die rechte Außentaſche des Havelocks ſteckend, halblaut zu Ernſt): Wo ſie nur den Ring gelaſſen hat! Er iſt nicht mehr an ihrer Hand.

Ernſt: Laß doch, Peter. Iſt ja Nebenſache. Komm jetzt — (nimmt ſeinen Hut vom Boden auf)

Nathan (mit dem Futteral ankommend): Wollen Sie nicht lieber doch

Peter: Danke, danke, Herr Nathan. (Sich auf die Taſche klopfend) Steckt ganz ſicher hier. (Legt das Futteral auf ein Tiſchchen am Erker.)

Ernſt: Wenn wir jetzt, Herr Nathan, uns zurückziehn dürften —

Die Tür wird haſtig geöffnet. Eickrott tritt erregt herein.

Eickrott: Goddam, meine Herrn: der Herr von Wenzel macht Ausflüchte!

Nathan (unwillig): Bitt dich, Ralf: ſo laß doch heut mit den Geſchäften!

Eickrott (die geballte Rechte ſchüttelnd): Schleicher infamer!

Peter (hat den Ring bemerkt; Ernſtens Arm packend): Ernſt! da! — (Plötzlich dicht vor Eickrott tretend, heftig) Herr, geben Sie den Ring zurück!

Eickrott (während Ernſt und Nathan auf ſie loseilen): Wa'! Ah — Sie ſind —

Peter (ballt die Fäuſte): Herr, ich fackel nicht lange!

Nathan (halblaut, Eickrotts Arm umklammernd): Gott doch, Ralf: die Metalle!

Ernſt (Peters Handgelenk faſſend, immer in der Linken ſeinen Hut): Komm zu dir, Peter!

Peter: Den Ring her! oder —

Ernſt (zwiſchen ſie tretend, Eickrott ruhig fixierend): Sie werden wiſſen, Herr Eickrott, daß nach den Geſetzen Geſchenke zwiſchen Liebesleuten nötigenfalls gerichtlich zurückverlangt werden können.

Eickrott: Ich verbitte mir Ihre Einmiſchung! Wir werden uns ſprechen, Herr!

Ernſt: Ich bin jederzeit bereit — (tritt zurück von ihm)

Eickrott (hat den Ring vom Finger gezerrt; zu Peter): Ah, da haben Sie den Plunder!

Peter (trocken): Danke, Herr. (Steckt ihn gleichfalls auf den rechten kleinen Finger, will zu Nathan treten.)

Eickrott: Hĕ? — Wir ſind noch nicht zu Ende beide!

Nathan (halblaut): Gott doch! Ralf!

Ernſt (tritt wieder vor): Wir werden Ihnen, oder Ihrem Herrn Vertrauensmann, bis heute Mittag Punkt Ein Uhr in unſrer Wohnung zur Verfügung ſtehen.

Eickrott: Well, Sir.

Ernſt (verbeugt ſich): Ich empfehle mich inzwiſchen. (Eickrott nickt, tritt in den Erker.)

Peter (Nathan beruhigend): Keine Sorge, alter Herr! wir helfen Ihnen.

Nathan (hilflos): Oh — Er — Sie —

Ernſt (mit ſonderbarem Nachdruck): Darf ich bitten, Herr Nathan, nun auch mir zu verzeihen, daß wir Ihnen all dieſe Trübſal bereitet haben.

Nathan: Ja. Nein, nein! Sie nicht; ich nicht. Bei Gott iſt Verzeihung.

Ernſt (gepreßt): Ich danke Ihnen — (drückt ihm die Hand; Peter tut desgleichen.)

Ernſt und Peter ab ...

Eickrott (ſich ins Zimmer wendend): Widerliche Kerls! (Droht ihnen nach) Na warte, Freundchen!

Nathan (bettelnd): Ralf, du wirſt ihm doch nicht Hand anlegen?! Denk an meine grauen Haare, Ralf! an meinen Namen!

Eickrott: Denk an deine Tochter, alter Narr!

Nathan: Wenn dir ſelbſt was zuſtößt! Wenn ſich das Geſchäft zerſchlägt!

Eickrott (wieder wandernd): Werde gleich noch erſt beim Doktor Luchs vorſprechen. Und der Krauſe iſt ja auch noch da; und Friedemann.

Nathan (immer flehender): Nein doch, Ralf: bedenk doch: die Dépôts! es eilt!

Eickrott: Warum haſt ſie angegriffen!

Nathan: Gott, du biſt doch mit verwickelt, Ralf!

Eickrott: Werd ſchon rauskommen, Alter; kümmer dich um Dich!

Nathan: Ralf, erbarm dich! Wenn du ihn zu Tod triffſt, iſt doch alles vorbei mit unſerm Plan!

Eickrott (wild): Na, dann ſolls doch! Bluten ſoll er mir! Beide! Künſtlerpack freches!

Nathan: Ralf — nein — (klammert ſich an ſeinen Arm)

Eickrott (ihn abſchüttelnd): Geh zum Teufel, goddam — Judenſeele! — (In das Totenzimmer deutend) Auge um Auge, Greis! verſtehſt du!? — (Schlägt ſich auf die Bruſt) Hier, Ralf Eickrott! für dein Kind!

Nathan (erſchöpft in den Lehnſtuhl ſinkend): O, Gott einziger, gerechter — hör ihn! —

Eickrott (ihm die Schulter klopfend): Well, Greis! Hab 'ne ſichre Hand, Greis! (Lachend) Werd ihm blos die Hand zerſchießen! — Wird noch froh ſein, wenn wir ihm blos Netto geben. (Nach dem Ausgang drohend) Warte, Kerl!

Nathan (matt): Nicht die Hand, Ralf! Handle menſchlich! Sieh: er ſorgt noch mit für ſeinen Bruder!

Eickrott: Ja: dem werd'ich die Zähne ſtutzen! Schandmaul verkniffenes!

Nathan (händeſtreckend): Ralf! Ich bitt dich!

Eickrott: Schluß! — Geh beten, Greis! — Good bye! — (Hat ihm ſpaßhaft die gefalteten Hände geſchüttelt, geht der Tür zu.)

(Vorhang)

*

Fünfter Akt

Arbeitszimmer der Brüder Wächter

Wie im erſten Akt; nur auf dem Tiſch vorn in der Mitte der Bühne liegt neben den Waſſergläſern Thoras Revolver, auf dem Klavierbord eine Reitpeitſche. Durch die Fenſter glänzt golden die kalte Sonne des Wintermittags. Am Klavier ſitzt Ernſt; auf dem Diwan, in der Mitte der rechten Kante, Peter, zu Boden blickend.

Ernſt (gedämpft, ein Notenheft weglegend): Ja, der Beethoven macht einem Alles klar — (blickt zu der Totenmaske hinauf)

Peter (tonlos): Zuweilen.

Ernſt: Soll ich dir noch etwas ſpielen?

Peter (bedrückt): Nein. Danke, Ernſt...

Ernſt (ſteht auf, klappt den Klavierdeckel zu, ſtellt ſeinen Stuhl an den Schreibtiſch zurück, tritt vor Peter): Ich muß dir etwas ſagen, Peter.

Peter: Hm?

Ernſt: Du mußt aber ruhig bleiben.

Peter: Nicht von der Toten, Ernſt. Laß, bitte.

Ernſt: Nichts, was dich kränken kann.

Peter: Ich mach mir ſelber ſchon genug Vorwürfe.

Ernſt: Du —?

Peter: Na ja: ich bin doch ſchuld an ihrem Tod.

Ernſt: Schuld — ſchuld —: wie kann man ſo anmaßend reden! — Wenn ſich ein Einzelner Schuld geben könnte, wäre Ich es.

Peter: Du? — Wieſo —

Ernſt: Ich — hm — nein; ich nicht. Es iſt mir da noch etwas unklar. Sonſt müßt ich ſagen: (faßt ſich auf den Kopf) ich habe ſie dazu gereizt.

Peter (mit Grauen): Ernſt! —

Ernſt (ſtockend): Ich war geſtern Nachmittag bei ihr, um ihr klar zu machen, daß ſie dich aufgeben müßte. Das hat den Anſtoß gegeben.

Peter (brütend): Das — (blickt auf, mit ſchwerem Vorwurf) Ernſt — wie konnteſt du das tun! — (Tippt ſich auf die Bruſt) Hier iſt etwas ſtumpf geworden.

Ernſt (ihm ſanft durchs Haar fahrend): Laß. Der Stoß trifft Jeden mal. (Schwer für ſich) Er ſtellt uns auf die Probe.

Peter (trüb): Mir hat er mein Glück entzwei geſtoßen.

Ernſt (herb): Nein! — (Weiſt auf das Modell hin; milder) Sei klar: da iſt dein Glück. (Gepreßt) Du brauchſt kein zweites Weſen, um dich ganz zu fühlen.

Peter (rauh): Du weißt nicht, was ihre Liebe mir war.

Ernſt (ihn wieder ſtreichelnd): Doch, Peter — doch —: eine Luſt war ſie dir! — Das iſt nicht Liebe, lieber Peter.

Peter (ſich erhebend): Laß! Es iſt mir noch zu friſch ... (Tritt weg, ſtarrt auf den Revolver nieder.) Und dieſe Willenskraft! Zwei Schüſſe, Ernſt! Ich hätt's nicht fertig gebracht: ſo in die Bruſt.

Ernſt: Ja — (halb geringſchätzig) überweiblich ſozuſagen ...

Peter (an dem Diamantring drehend, mit gedämpftem Vorwurf): Ernſt, Ernſt, du haſt nicht menſchlich gehandelt.

Ernſt (rauh): Ich habe unklar gehandelt.

Peter: Du hätteſt ihr doch anſehn müſſen

Ernſt: Nein — was zu ſehen war, hab ich geſehn. Es muß da etwas — etwas — (unterbricht ſich) Peter, laß den Ring: er blendet mich. (Peter fängt zu ſchreiten an) ... Ich war zu blind in meinen Willen verliebt; der Menſch muß verſtehen, zu müſſen ...

Peter: Wir leben zu einſam, Ernſt. Du mußt dir wieder mehr Geſellſchaft

Ernſt: Nein, das iſt es nicht. Menſchenkenntnis hab ich eher zu viel! — Es muß da etwas Dunkles mit im Spiel geweſen ſein. Etwas, weißt du: haſt du nicht bemerkt, daß der Alte uns vorhin etwas verſchwieg?

Peter: Ach, dein ewiges Mißtraun.

Ernſt: Ich kann es nur noch nicht erkennen. Sie muß es geſtern, als ich mit ihr ſprach, auch ſelbſt noch nicht gewußt — (ſich wieder auf den Kopf faſſend) und — weißt du: als der erſte Schuß fiel, klang mirs deutlich, als habe Jemand „Gott" gerufen — (auf den Revolver deutend, grüblerisch) das hat den Hahn da losgedrückt.

Peter (unwirſch): Der Alte wird es gerufen haben.

Ernſt: Nein; völlig viſionär. Der Alte rief nur „Ralf" und „ſchuld". Es muß da etwas zwiſchen den Beiden

Peter (ſich in ſeine Zimmerhälfte wendend): Na, das iſt doch klar: Geſchäftsleute —

Ernſt (verſonnen): Nein, kein Geſchäftsgeheimnis .....

Peter: Jetzt muß er übrigens bald kommen. Er wird doch keinen Dritten einweihn?

Ernſt: Dann ſchlüg'er ſich ja ſelber ins Geſicht. Er wird uns wohl à la Cowboy fordern ...

Peter: Du, ſag mal — hm — du ſagteſt —; ſchießt er wirklich ſo gut?

Ernſt (die Reitpeitſche vom Klavierbord nehmend, langſam): Er pflegte auf Coeur-Aß zu wetten — (geht nach vorn)

Peter: Hm...

Ernſt (vorn an den Mitteltiſch gelehnt): Du willſt ihm doch nicht etwa (ſpöttiſch) Satisfaktion geben?

Peter: Na, das bin ich ihm doch ſchuldig!

Ernſt: Du biſt wohl — hm: entſchuldige. Willſt dich wohl übern Haufen ſchießen laſſen?!

Peter: Wird nicht gleich ſo ſchlimm ablaufen.

Ernſt (nimmt ihn bei der Schulter, immer die Reitpeitſche haltend): Nun ſag mal, Peter — Du! — du willſt Dein Leben — (weiſt auf das Modell hin) da das alles — dieſes Rowdys wegen in die Schanze ſchlagen??

Peter: Na, du haſt doch ſelber dich bereit erklärt!

Ernſt: Ich —: das iſt doch was himmelweit Andres! — Übrigens: für Den da bin auch Ich mir zu ſchade.

Peter: Lächerlich! — Hier handelt ſichs um Rache. Menſch iſt Menſch.

Ernſt: Willſt Du dich etwa rächen?

Peter: Na, doch Er! Auf andre Weiſe kann er mir doch nicht ans Leben.

Ernſt: So? — Wieſo denn nicht? — Wenn du ihm zuviel biſt auf der Welt, ſoll er dich doch töten!

Peter: Lächerlich!

Ernſt: Durchaus nicht, lieber Peter. Wenn ein Menſch mir wirklich ſo ins Leben greift, daß ſein Tod mir nötig iſt: nun, ſo tötʼich ihn eben!

Peter: Ach „nötig"; Redensart! Man muß doch nicht gleich töten wollen.

Ernſt (mit der Reitpeitſche ſchnippend): Andre Rachſucht iſt Eitelkeit! Komödie! Mangel an Selbſtgefühl! verdient die Peitſche! oder ausgelacht zu werden.

Peter (den Revolver vom Tiſche nehmend): Na, dann ſag ihm mal nachher: Bitte, Herr — hier — ſchießen Sie mich tot!

Ernſt (nimmt ihm den Revolver aus der Hand): Ja, das ſag ihm nur! klar! Auge in Auge! Sollſt mal ſehn, ob er dir noch ans Leben will ... Übrigens: ich will das Ding doch lieber nicht hier liegen laſſen — es ſind noch drei Patronen drin — — (geht an den Schreibtiſch, legt die Reitpeitſche hin, ſchließt die Waffe in den Spindenaufſatz, ſteckt den Schlüſſel in die Weſtentaſche). Ja, du: ſo ein Mord, der nötig iſt, braucht keine Sekundanten-Staffage.

Peter (im Gehen, die Hände in den Hoſentaſchen): Soll ſich wohl ins Zuchthaus ſperren laſſen?

Ernſt (erregt): Jawohl! — Wenn ſeine Tat ihm wirklich unumgänglich nötig iſt, fragt er ſeine Freiheit nicht erſt um Erlaubnis! — (Setzt ſich an den Vordertiſch; dann düſter) Glaub nur, Peter: ich hab das heute Nacht ſehr in mir durchgedacht! und möchte nicht zum zweiten Mal ein Menſchenleben vernichten helfen! — (Trocken) Übrigens: für Morde, die ſo notgedrungen ſind, erkennt kein Schwurgericht auf Zuchthaus.

Peter: Na, Gefängnis wird ihm auch nicht gefallen.

Ernſt (aufſtehend, heftig): So ſoll ers laſſen! So hat er kein Anrecht an fremdes Leben! So iſt es ihm nicht ernſt um ſeine Not! — Wenn mein Gefühl mich zwingt, Blutrecht zu üben, Menſch gegen Menſch ums nackte Daſein: ſo ſcheid'ich aus aus der Gemeinſchaft der Mitmenſchen! ſo iſt es recht, daß ſie mich einſam machen! ſo ſchließ ich ſelbſt mich aus! ſo will ich einſam ſein! (weiſt zu der Maske Napoleons hinauf) noch einſamer, als Der da war, der Maſſenmörder Bonaparte.

Peter: Ach Tiftelei! Du willſt blos wieder predigen.

Ernſt (herriſch): Sei ſtill! — (Schlicht, kalt) Der Name Menſch iſt mir heilig. Wie Freiheit und Leben mir heilig ſind. Und darum (bitte) ſpielt man nicht damit! Und wenn man ſich daran vergreifen will, ſo muß man ſich auch opfern können! ſo muß die Tat mir das wert ſein! ſo tut ſie Gott durch mich! verſtehſt du?!

Peter: Ach, „Gott"! laß Gott in Ruh!

Ernſt: Jawohl! Sonſt iſt man zu ſolcher Tat nicht berufen! ein Tier! kein Menſch! — (Sich mehrmals heftig auf die Bruſt ſchlagend) Was weißt Du überhaupt von Einſamkeit! du ſtehſt und ſchaffſt! — (Schmerzhaft laut) Es iſt ja gleich, wo man die Langeweile fühlt! Es iſt ja überall Gefängnis! Ja, davon fühlſt du nichts, du (abgedämpft) Gotteskind —

Peter (verlegen): Was du blos immer jetzt mit Gott haſt. Grade wie der alte Jude. Was iſt denn (ſchwenkt die Rechte) „Gott"?

Ernſt (greift ſich langſam auf den Kopf; beklommen, mehr für ſich): Gott iſt — das Unklare —

Peter (verloren): Wie? Wieſo — (bleibt ſtehen, das Modell betrachtend)

Ernſt (tief aufatmend, paſtoral): Nun —: Gott —

Peter (ganz mit ſich beſchäftigt): Du, weißt du, Ernſt: (zeigt nach dem Grundriß) es iſt doch eigentlich ganz natürlich, daß die Renaiſſance-Leute die Centralbau-Idee noch nicht vollkommen verwirklichen konnten. Mit ihren Kirchen: denk dir: Altar in der Mitte: da hätte der Pfaff ja der halben Gemeinde den p. p. Rücken zudrehn müſſen.

Ernſt (hat lächelnd zugehört): Du meinſt: wenn dein Theater nun zuſtande käme, könnte daraus ebenſo ein neuer Banſtil wachſen, wie damals aus dem Kirchenbau?

Peter: Natürlich! Iſt auch eigentlich ganz zweckentſprechend, daß meine Form noch ſo'was Kirchliches hat.

Ernſt: Das ſteckt uns wohl noch aus dem Pfarrhaus her im Blut.

Peter (lebhaft): Mir, du, nicht! — Iſt doch zugleich auch weltlich genug. Der bunte Glasſtoff, denk doch! Und Metall-Architektur! Die ganze neue Ornamentik! Herrlich! — (Tonwechſelnd, ſachlich) Nein, ich meinte: ſchließlich muß die Bühnenkunſt, und überhaupt die Kunſt, dem Volk doch mal die Religion erſetzen — ähnlich wie in Hellas ſeinerzeit und Indien, blos zielklarer heute, und nicht mehr blos fürs vornehme Volk.

Ernſt (ungläubig): Hm — (Dann lächelnd) Was wohl unſer Vater ſagen würde, daß ſein Sohn die Kirchen kaltſtellen will.

Peter: Übrigens: Du, weißt du: was du da vorhin geſagt haſt, iſt doch eigentlich Unſinn. Gott iſt doch ebenſo gut das Klare.

Ernſt (achſelzuckend): Na ſelbſtverſtändlich. Das iſt ja das Rätſel —

Die elektriſche Türglocke tönt, dreimal kurz ſchellend.

Peter: Aha! da iſt er ſchon.....

Ernſt geht zur Tür rechts, ſchlägt den Vorhang zurück und öffnet; Herr Krauſe und Herr Dr. Luchs erſcheinen.

Ernſt (erſtaunend): Ah —

Peter (desgleichen): Nann, Herr Doktor?

Ernſt: Willkommen, meine Herren.

Herr Krauſe: Guten Tag.

Herr Dr. Luchs: Verbindlichſten — (man ſchüttelt ſich die Hände)

Ernſt (auf den Tiſch vorn in der Mitte weiſend): Wir bitten Platz zu nehmen. Was verſchafft uns die Ehre? (Man ſetzt ſich: Herr Krauſe auf den mittleren Stuhl, Herr Dr. Luchs auf den Stuhl rechts, Ernſt auf den Diwan, Mitte der rechten Kante.)

Peter (hat das Rauchzeug geholt): Gefällig?

Herr Krauſe: Danke. Bin es nicht gewohnt Vormittags.

Peter: Sie, Herr Doktor?

Herr Dr. Luchs: Na! Zigarettchen bitte. (Peter bleibt zunächſt ein Weilchen ſtehen, geht dann auf und ab, die Hände in den Hoſentaſchen.)

Ernſt (gleichfalls eine Zigarette nehmend): Nachricht aus Newyork?

Herr Dr. Luchs: Noch nicht. Tut aber nichts. Patent iſt ſicher.

Herr Krauſe: Unſer Beſuch geht von mir aus.

Ernſt: Sehr verbunden.

Herr Krauſe: Ich habe bei Herrn Doktor Luchs Auskünfte eingeholt, auf welche hin ich mir erlauben möchte, Ihrem Herrn Bruder näher zu treten.

Ernſt: Mein Bruder pflegt Geſchäftliches durch mich beſorgen zu laſſen.

Herr Dr. Luchs: Herr Krauſe weiß bereits.

Herr Krauſe: Ich habe auch Gelegenheit genommen, im Anſchluß an den geſtrigen Abend, mich gleich noch mit Herrn Kommiſſionsrat von Wenzel auseinanderzuſetzen.

Ernſt: Herr von Wenzel ſchien geneigt zu ſein.

Herr Krauſe: Ich habe Herrn von Wenzel veranlaßt, zurückzutreten.

Ernſt (verſtehend): Ah — (Peter kommt näher, tritt in Ernſtens Zimmerhälfte) —

Herr Krauſe: Soviel ich weiß, hat F. L. Nathan zehn Prozent Gewinnanteil geboten.

Ernſt: Wir werden natürlich auf Brutto beſtehen.

Herr Krauſe (den Einwand ſcheinbar überhörend): Für ſich und ſeine Hintermänner alſo neunzig!

Ernſt: Ja.

Herr Krauſe: Haben Sie Verbindlichkeiten gegen F. L. Nathan?

Ernſt: Geſchäftlich keine.

Peter: Na, das heißt —

Ernſt: Weiß ſchon, Peter; laß nur.

Herr Krauſe: Ich habe Herrn von Wenzel überzeugt, daß ihm ein kleines Abſtandsgeld mehr Vorteil bringt.

Ernſt: Das heißt, Sie wollen mit Herrn Nathan allein vorgehen?

Herr Krauſe: Es ſteht wacklig mit dem Hauſe Nathan.

Ernſt: Wie —?

Herr Krauſe: Wird wohl fallen; an Entkräftung; wenn nicht ſchlimmer.

Ernſt: Ah — hm. Peter, merkſt du?

Peter (unwirſch): Börſenklatſch!

Herr Krauſe: Doch wohl nicht. Auch der Selbſtmord ſeiner Tochter geſtern

Peter (ſchärfer): Lächerlich!

Herr Krauſe: Soll ja unerhörten Luxus

Peter (heftig): Klatſch verdammter! Freigebig war ſie! Reiches Mädchen! Ganz natürlich!

Ernſt: Laß doch, Peter. Iſt ja Nebenſache.

Peter (wegtretend, knurrig): Hm ...

Herr Krauſe: Ich bin bereit, die induſtrielle Verwertung der Patente des Herrn Baumeiſters ſelbſt in die Hand zu nehmen, ohne das Haus Nathan. Ich biete Ihnen (zögernd) dreißig Prozent vom Reingewinn —

Ernſt (kühl): Das iſt ſehr menſchenfreundlich; aber —

Herr Krauſe (bieder): Ich tue nichts umſonſt — (Lächelnd) Man ſagt mir nach, ich habe eine Glückshand; ich ſtelle Ihnen eine Bedingung.

Ernſt: Nun?

Herr Krauſe: Herr Doktor Luchs hat mir auch noch von andern Plänen Ihres Herrn Bruders geſprochen: einem neuen Theater — (deutet nach dem Grundriß) das da wohl?

Ernſt (iſt aufgeſtanden, tritt erregt zu Peter; halblaut): Peter!

Herr Krauſe: Ich ſtelle die Bedingung, daß Sie mir, wenn Ihre Pläne fertig ſind zur Ausführung, die Vorhand bei dem Unternehmen laſſen.

Peter (Worte ſuchend): Was — Herr —

Herr Krauſe: Krauſe.

Peter: Herr Krauſe! Was — (zeigt mit der Linken nach der Wand, die Rechte in der Taſche behaltend) Sie wollen — Das da — Das — zur Ausführung —?

Herr Krauſe: Wenn Ihr Kalkül zutrifft —

Peter (haut ihm entzückt auf die Schulter, die Rechte immer in der Taſche): Sie ſind ja ein Juwel von Menſch! —

Herr Krauſe (ſich erhebend, mit verſchmitztem Lächeln): Nur ein deutſcher Geſchäftsmann — (ſchüttelt ihm die Linke)

Ernſt (Herrn Dr. Luchs die Hand reichend, herzlich): Danke Ihnen, Herr Doktor.

Herr Dr. Lachs (ſteht gleichfalls auf): O bitte. Nur Geſchäftspflicht. Ganz auf meiner Seite.

Herr Krauſe (vorſichtig zu Peter): Ich irre doch wohl nicht, daß Sie die Sache lediglich als Architekt auffaſſen?

Peter: Na, wie denn ſonſt?

Herr Krauſe: Ich darf zum Beiſpiel, wenigſtens zunächſt, aus dem Theater ein großes Balletthaus machen? für Pantomimen nnd dergleichen?

Peter: Na ja natürlich! ſelbſtverſtändlich! Der Grundriß paßt ausgezeichnet dafür.

Herr Krauſe (ſich an beide Brüder wendend): Ich habe alſo Ihre bindende Zuſage?

Peter: Ja natürlich!

Ernſt: Doch nicht ganz, Herr Krauſe; (da Peter widerſprechen will) laß nur, Peter. Wir ſtellen gleichfalls eine Bedingnng.

Herr Krauſe: Und?

Ernſt: Sie fragten, ob wir in Verbindlichkeiten mit dem Hauſe Nathan ſtänden.

Peter (betroffen): Ja richtig! ja!

Ernſt: Zwar nicht geſchäftlicher, doch ſoznſagen menſchlicher Art.

Herr Krauſe: Nun?

Ernſt: Wir haben von dem Hauſe Nathan manches Liebe empfangen. Sie ſagten, daß es ſchlimm mit dieſem Hauſe ſtehe. Es ſchien mir, daß der alte Nathan von der Arbeit meines Bruders ſeine Rettung hofft; und — (fein betonend) zehn vom Brutto ergäbe doch vielleicht noch mehr für uns, als dreißig Reingewinn! — Wir müſſen bitten, ihm die Hand zu reichen.

Herr Krauſe (etwas bereten): Wenn nur noch zu retten iſt!

Ernſt (lächelnd): Nun — mit Ihrer Glückshand —

Herr Krauſe: Wenn er nnr nicht ſchon zn feſt — Sie wiſſen ja — (nach draußen weiſend, gleichfalls lächelnd) dem Well-Glücksritter in den Klauen ſitzt!

Ernſt (wie vorher): Heben Sie ihn aus dem Sattel!

Herr Krauſe (überlegend): Nun — das Haus hat Weltruf; alter Name. Führt mich ein vielleicht; ich habe Söhne. Werde zuſehn. Wenn es geht: vielleicht verkauft er mir die Firma und verſchmelz ich unſre beiden Namen.

Ernſt: Das wäre ſozuſagen wohl das Edelſte.

Herr Krauſe: Firma „Krauſe & Nathan" — garnicht übel.

Peter: Herrlich!

Herr Krauſe (lächelnd): Das heißt: bis Nathan tot iſt, ſelbſtverſtändlich. Dann natürlich „Krauſe Söhne"! ohne Nathan.

Peter: Ja natürlich!

Herr Krauſe: Aber — wie geſagt —

Ernſt: Nein, verzeihen Sie, Herr Krauſe: aber (lächelnd) wie geſagt, wir müßten wenigſtens darauf beſtehen, daß Sie ihm — ich meine: ſeinem Namen — ſozuſagen ein anſtändiges Begräbnis ſichern.

Herr Krauſe: Wenn uns nur nicht, wie geſagt, der Herr vom Rennplatz dazwiſchenkommt —

Die elektriſche Türglocke tönt.

Ernſt (unwillkürlich): Ah — (Peter reckt ſich).

Herr Krauſe (ſchüttelt Ernſt die Hand): Na, abgemacht! Was an mir liegt, ſoll geſchehen. Beſtimmt!

Ernſt: Wir danken Ihnen herzlich — (geht, während Peter und Herr Krauſe ſich die Hände drücken, an die Tür und öffnet).

Eickrott erſcheint; nickt auf Ernſtens Verbeugung.

Eickrott (Herrn Krauſe und Herrn Dr. Luchs anſtarrend): Waas — hier trifft man Sie?

Herr Dr. Luchs (ſehr höflich): Zu dienen.

Herr Krauſe (zu den Brüdern): Alſo nochmals: abgemacht! (Sich verbeugend, halb zu Eickrott hin) Empfehl mich, meine Herrn.

Herr Dr. Luchs: Wünſche allerſeits viel Glück! Empfehle mich ...

Man verbeugt ſich. Peter bleibt am Diwan ſtehen. Eickrott ſteht noch bei der rechten Hinterecke des Tiſches. Herr Krauſe mit Herrn Dr. Luchs, während Ernſt den Vorhang hält, rechts ab.

Eickrott (ſich den Hut aufſtülpend, beide Fäuſte vor ſich auf den Stock ſtemmend, Beine breit): Bin ja in ein nettes Gaunerneſt geraten!

Ernſt (tritt wieder in die Mitte; ruhig, ſcharf): Etwas Anſtand, bitte, Herr!

Eickrott: Goddam! Hier Geſchäfte hinterm Rücken machen, und dann Anſtand pred'gen — fye! (ſpuckt aus).

Peter (reißt die Hände aus den Taſchen; wild): Herr, mäßigen Sie ſich!

Eickrott (lacht laut auf): Hhĕ! Netter Mäßigkeitsapoſtel!

Peter (ballt die Fäuſte, ſich bezwingend): Herr —! (Ernſt geht an den Schreibtiſch)

Eickrott: War wohl abgekartet, Das — (Ernſt nimmt die Reitpeitſche) — mit Ihrem toten Frauenzimmer?!

Peter (einen Wutſchrei keuchend): Ah — (iſt auf Eickrott losgeſprungen, gibt ihm einen Fauſtſchlag ins Geſicht)

Ernſt (ſchreit): Peter!

Eickrott taumelt, einen rohen Klagelaut ausſtoßend, rücklings zu Boden; Ernſt wirft die Peitſche weg, beugt ſich über ihn .....

Peter (auf ſie niederſtarrend, tonlos): Ernſt — (ſchlägt ſich auf den Kopf, entſetzt) Herr — Gott —: was tat ich, Ernſt —

Ernſt (knieend, blickt empor zu ihm): Das Unklare .....

Peter (ſchlägt die Hände ineinander, bückt ſich): Ernſt! Er darf nicht tot ſein! Sag! —

Ernſt (hat ein weißes Taſchentuch aus ſeinem Rock gelangt und es zur Binde zurechtgelegt): Komm! hilf! er iſt vorerſt nur bewußtlos. (Da Peter immer noch ſtarrt) Das eine Auge ſcheint zerſtört — das linke — (auf Peters Rechte deutend) durch den Ring!

Peter (faßt ſich wieder auf den Kopf): Herr — Gott —

Ernſt (hat Eickrott die Binde umgeknüpft): Komm, hilf jetzt — (ſie faſſen an) da auf den Diwan! — (Peter hebt den Körper an den Beinen,

Ernſt an den Schultern) Kopf ans Ende! daß der Blutſtrom ins Gehirn kann .....

Sie tragen den Verletzten, hinter dem Tiſch vorbei, auf den Diwan. Der Kopf liegt dem Zuſchauer zugekehrt, hängt von dem Endrand des Diwans ein wenig hintenüber. Ernſt hat bei der Niederbettung den Tiſch ein Stück nach rechts vom Diwan weggeſchoben, breitet nun die Arme Eickrotts nach den Seiten, ſodaß der Körper wie ein Kreuz daliegt; tritt dann zu Peter hinter den Tiſch.

Peter (auf den Verwundeten ſtarrend, mühſam): Ja —: nun muß ich ins Gefängnis. (Auf den Grundriß deutend) Grade jetzt! —

Ernſt: Zunächſt muß einer von uns zum Arzt. Ich werde — nein: am beſten Du. Und tu den Ring ab, Peter; er bringt Unglück.

Peter (ärgerlich): Ach was, Spukgeſchichten! Unſinn!

Ernſt (tritt zu ihm, faßt ihn um die Schulter): Gieb ihn mir! Gieb! Bringſt ſonſt noch die Tote ins Gerede.

Peter: Was? — Ja. Hm. (Zieht ihn ab, will ihn in die Weſtentaſche ſtecken.)

Ernſt (hält ihm die Hand feſt): Nein, Peter. Gieb. (Schwer lächelnd, langſam) Daß er mir die Langeweile kürzt, wenn ich im Gefängnis ſitze.

Peter: Was? — Wieſo!

Ernſt (nimmt ſich ſanft den Ring, ſteckt ihn in die Weſtentaſche zu dem Schlüſſel, mit der andern Hand auf Eickrott zeigend): Wir werden ſagen: Ich hab das getan.

Peter: Nie!

Ernſt: Doch, Peter. (Deutet auf den Grundriß) Willſt du all das umkommen laſſen? — Du brauchſt Freiheit!

Peter: Du doch auch!

Ernſt: Ich — (erzwungen) brauche Genuß! Ich werde meine (verächtlich) Opfertat genießen. (Ihn wieder um die Schulter faſſend) Komm, geh jetzt, hol den Arzt!

Peter (wehrt ihn ab): Nein, laß! — Du quälſt mich.

Ernſt (innig): Denk ans Klare, Peter! Bin ich etwa nicht verantwortlich? — Nur Ich! — Ich hab das doch herbeigeführt! Ich mußte dich doch kennen, ich.

Peter (ſchwer für ſich): Und — ich — mich ...

Ernſt (mit tiefem Nachdruck): Ja, Peter ... Und — (einſchmeichelnd) nun denk dich in die Zukunft! Du biſt Ich! Dein Glück meins! Ich kann mir nicht einmal mein Brot ſelbſt ſchaffen! Ich bin ein Bettler, wenn du kraftlos wirſt!

Peter (voll ihn anblickend, feſt): Das iſt nicht wahr, Ernſt. (Drängt ihn von ſich) Laß! — Du willſt nur mein Gefühl probieren.

Ernſt (noch inniger): Ich will nur meinen Willen haben! Ich werde mir die Richter milde ſtimmen. Du wirſt mir meine Haft erleichtern, Geld mir ſchicken, für mich arbeiten, noch eifriger als jetzt. (Hinauf zu den Totenmasken weiſend) Glaub mir: das würde auch denen gefallen! — Komm, (weiſt auf Eickrott) geh zum Arzt! Raſch! er braucht Hilfe.

Peter (Ernſtens Rechte nehmend): Hör, Ernſt: (tief bewegt, rauh) ich verſteh dich jetzt, ich danke dir! — (Da Ernſt ihm wehren will) Nein, unterbrich mich nicht, ich geh ſofort. Du haſt mich zu mir ſelbſt gebracht; Das dank ich dir. Und darum will ich nicht dein Bruderopfer; ich will mich nicht von dir verachten laſſen — ſchweig! — (Geht um den Tiſch nach vorn) Es iſt auch zwecklos, ſiehſt du. (Zeigt auf Eickrott) Wenn er zu ſich kommt und vor Gericht als Zeuge gegen uns

Ernſt (ihm folgend): Wir ſind doch Zwei!

Peter (links vom Diwan ſtehen bleibend): Nie, ſag ich dir! (Stark, aber ruhig) Hier: Ich bin meine Tat, ich kann mich nicht verleugnen. Und wollt ich's auch, und würde Dir zu Liebe lügen vor Gericht: Er bleibt ja doch am Leben (Ernſt nickt leiſe vor ſich hin) — und wird mich dann erſt recht totſchießen wollen, der arme Kerl, mit ſeinem einen Auge: zum Piſtolenduell genügt's ja noch. (Ernſt nickt nochmals, unheimlich lächelnd.) Und ſiehſt du: das Recht könnt ich nie ihm vorenthalten, jetzt nach Allem, was ich ihm als (zögernd) „Mitmenſch" tat. (Schlicht und feſt) Ich hab's getan! Und wenn meine Tat mich zugrunde richtet: nun dann, in Gottes Namen! — (Halb ironiſch) Iſt das „klar"?

Ernſt (aufs neue lächelnd, niederblickend): Hm — (kurz den Kopf hoch) Ja! (Gibt ihm die Hand) Dann geh! — (Führt ihn an die linke Tür) Raſch! — (Herb für ſich, auf Eckrott blickend, während Peter ſchon im Nebenzimmer iſt) Es — iſt — nötig ... (Er nähert ſich dem Diwan, fühlt vorſichtig Eckrotts Puls) Er darf nicht leben! „und wenn meine Tat mich zugrunde richtet!" — (Blickt wieder auf zu den Totenmasken, nickt ſchwer vor ſich hin und nimmt den Diamantring aus der Taſche.)

Peter kommt zurück, ſchwarzen Schlapphut auf dem Kopf, den Havelok anziehend.

Ernſt (den Ring ins Sonnenlicht haltend): Und weißt du, Peter: den Ring, den wollen wir verbrennen! Sieh, wie kalt er blitzt! Willſt du dich immer noch dran wärmen? Darüber würde ſelbſt die Tote lachen.

Peter (zögernd): Ich glaube — (kurz, rauh) ja.

Ernſt: Dann bitte, bring dein Totenopfer ...

Peter nimmt den Ring, ſie gehen an den Ofen. Peter küßt den Ring, tritt hinter den Schirm, man hört das Schüreiſen klappern. Ernſt faßt den Türvorhang, Peter tritt vom Ofen weg und reckt ſich.

Ernſt: Und erzähle dem Arzt noch nichts Genaues! Vielleicht iſt das Auge ja noch zu retten. Du kommſt ſelbſtverſtändlich gleich wieder mit.

Peter: Ja ſelbſtverſtändlich. (Sie ſchütteln ſich die Hände.)

Peter ab .....

Ernſt (tritt zurück in die Mitte, ſieht einen Augenblick zu Boden, die linke Hand aufs Herz gepreßt; dann entſchloſſen, hart): Ja! Selbſtverſtändlich! — Er langt den Schlüſſel aus der Weſtentaſche, geht langſam an den Schreibtiſch, ſchließt das Spindchen auf, nimmt den Revolver heraus, prüft die Ladung, nähert ſich dem Diwan, während der Vorhang zu fallen beginnt. Nun ſteht er, ſeltſam lächelnd, vor dem Liegenden, ſpannt den Hahn, ſagt halblaut vor ſich hin: „In Gottes Namen" — und ſetzt ihm den Revolver auf das linke Auge. Wenn der Vorhang bis zur Tiſchhöhe geſunken iſt, fällt der Schuß.

* * *

Michel Michael

Komödie in Versen

Zweite Ausgabe

Perſonen:

Michel Michael, ein deutſcher Bergarbeiter.
Liſe Lied, ſein Mündel.
Die Frau Venus.
Tyll Eulenſpiegel.
Der getreue Eckart.
Der Kaiſer Rotbart.
Der rote Karl, ein Sozialdemokrat.
Der ſchwarze Karl, ein Ultramontaner.
Der Bergrat.
Der Landrat.
Der Bürgermeiſter.
Die Frau Bürgermeiſterin.
Ein Kaplan.
Ein Paſtor.
Drei Maſchinenheizer.
Poliziſten. Kobolde. Leute in Masken.

Zeit und Ort:

Eine Johannisnacht in einer mitteldeutſchen Kreisſtadt.

(Rechts und links immer vom Zuſchauer aus.)

Eulenſpiegel als Vorredner

(von rechts kommend, in roter Gugeltracht mit Pritſche):

Meine allergnädigſten Damen und ſehr verehrlichen Herrn!
Sie werden mirs wohl glauben: ich gefiele Ihnen gern.
Aber mein Herr, der Dichter, hat mich leider auserſehn,
Jedem eine Naſe zu drehn.
Wer weiß, vielleicht dreh ich ihm ſelber auch eine;
indeſſen dieſe Naſe hat — lange Beine.
Zunächſt nämlich ſoll ich mich erfrechen,
über den Gang der Handlung im Voraus mit Ihnen zu ſprechen.
Sie ſehn's ſchon an mir, und merken mit Gruſeln: huh,
hier gehts offenbar geheimnisvoll zu.
Meine Maske hat weder Haut noch Haar,
blos ein unverſchämtes Allerweltsſpiegellöcherpaar

(er weiſt auf ſeine Augen)

und einen Schlitz für dieſe meine Zunge

(er ſtreckt ſie heraus) —

und darunter, ganz im Dunkeln, hängt mein Herz und meine Lunge.
Damit mach ich meiſtens nichts weiter als den Wind,
in den meine Worte geſprochen ſind.
Denn mit Worten, da die Worte im Kopf entſtehn,
kann der Menſch zwar herrlich andern Menſchen den Kopf verdrehn;
aber da es in der Welt, die ſich um uns dreht,
dennoch nicht nach unſerm Kopf zugeht,
ſo verläuft der Gang der Handlung auf den 2 mal 5 Beinen
der Hauptperſonen, ausſchließlich der meinen.
Ich bin alſo kein großſchnäuziger Tugendſchweinigel,
ſondern heiße Tyll — mit Ypſilon bitte — Eulenſpiegel;
das heißt, ich huſche als närriſcher Kauz durch die Welt,
der ſich und andre närriſche Käuze mit ſeinem Doppelſpiegel prellt —

(er weiſt wieder auf ſeine Augen).

Was für Nebenperſonen noch drin herumlaufen,
das iſt ein kaum zu zählender Haufen;
denn zu den Nebenperſonen um jede Menſchenſeele herum
gehört bekanntlich das ganze p. p. Publikum —
(er verbeugt ſich).
Manche Perſon iſt übrigens eigentlich keine;
und zwei der Hauptperſonen ſind im Grunde nur eine.
Manche andre zählt mindeſtens fürn paar Schock;
und die hauptperſönlichſte natürlich ſteckt in Jedermanns Rock.
Kurz, jegliche Seele tut alles, was ſie kann;
aha! es ſcheint, ſie fangen ſchon an.

Vierſtimmiger Geſang mit Lautenſpiel
(hinterm Vorhang):

Wir tragen alle ein Licht durch die Nacht,
unter Tag.

Eulenſpiegel
(horcht und ſpricht parodierend nach):

Sie tragen alle ein Licht durch die Nacht.

Geſang:

Wir träumen von unerſchöpflicher Pracht,
über Tag.

Eulenſpiegel
(wie vorher):

Sie träumen von unerſchöpflicher Pracht.

Geſang:

Wir helfen ein Werk tun, iſt keins ihm gleich;
Glückauf!

Eulenſpiegel:

Sie helfen ein Werk tun, iſt keins ihm gleich.

Geſang:

Wir machen das Erdreich zum Himmelreich;
Glückauf!

Eulenſpiegel:

Sie machen das Erdreich zum Himmelreich.

Da verkriech ich mich ſchleunigſt, ich armer Schuft;
ſonſt ſprengen ſie mich am End in die Luft.

(Er dreht eine Naſe, wickelt ſich in den Vorhang, und dieſen mit wegziehend verſchwindet er rechts).

Erſter Aufzug

(Bild: Altes kleines Landhaus mit Obſtgärtchen. Rechts Wald und Gartenzaun. Links hinten das Haus. Vorn entlang Landſtraße. An der Hauswand links ein Wegweiſer, deſſen drei Arme folgende Aufſchriften tragen: Zur Stadt, Zur Grube, Feldweg. Am Gartentiſch ſitzen Michel Michael, der rote Karl und der ſchwarze Karl; daneben ſteht Liſe Lied mit der Laute, in hellgrünem Sommerkleid und weißer Schürze.)

Liſe Lied

(ſingt bei offener Bühne weiter, während die Andern nur den Kehrreim mitſummen):

Einſt fiel alles Leben vom Himmel herab,
über Tag.
Wir Bergleute ſchürfen's aus dem Grab,
unter Tag.
Wir fördern's heraus, das tote Geſtein;
Glückauf!
Wir machen's wieder zu Sonnenſchein;
Glückauf!

(Die Männer ſtoßen mit ihren großen Schnapsgläſern an und trinken ſie leer).

Michel Michael

(in ſchwarzer Gamaſchenhoſe und weißem Hemd mit offenem Halskragen):

So, Liſe, nun hol uns noch jedem ſo ein Glas;
denn die Bergmannskehle

Liſe:

Weiß ſchon: iſt mehr trocken als naß.

O Michel! —

Michel:

Blos hent mal ſo'n kleinen Seelenwärmer;
morgen fließt wieder Milch und Sauerbrunn durch die Därmer.
Man muß ſich doch für das nächtliche Feſt vorbereiten.

Liſe:

Ja, und dann ſtöhnt ihr über die ſchweren Zeiten.

(Sie geht mit den Gläſern und der Laute ins Haus.)

Der rote Karl

(trägt gewöhnlichen ſchwarzen Jackettanzug, ſchwarzen Schlapphut und rote Krawatte):

Alſo willſt du wirklich nachher aufs Johannisfeſt?

Michel:

Warum nicht?

Der rote Karl:

O blos: weil der Michel ſonſt ſich zehnmal bitten läßt,
eh er einmal kommt. Aber ja: der Herr Bergrat hat's gewunſchen,
da iſts freilich ratſam, ſich untertänigſt mitzubepnnſchen.
Sicher wittert man's da oben ſo gut wie ich:
manche Stimme in der Knappſchaft ſchwört auf dich.
Haſt ein eigen Haus, biſt bald Vorhäner, kannſt Leute dingen,
möchteſt dich gewiß gar zum Steiger aufſchwingen;
wirſt morgen für 'ne Stütze von Thron und Altar gelten,
und der Bergrat

Michel:

Hör mal, roter Karl: den laſſ ich nicht ſchelten.
Er meint's leutſelig mit uns Arbeitern allzumal.
Er bezahlt auch heute Nacht wieder Muſik und Saal.

Der rote Karl:

Sehr wahr! und in vier Wochen iſt Reichstagswahl.
Du Schäferſohn läßt dir leicht was vormuſizieren.

Der ſchwarze Karl

(trägt gleichfalls ſchwarzen Jackettanzug, aber ſteifen Hut, ſchwarze Krawatte und eine auffällig große Hornbrille mit dunkelblauen Gläſern):

Ja, ich meine auch: man muß ſich doch wohl etwas ſalvieren.
Ich ſage nichts gegen den Regierungskandidaten,
aber der Herr Bergrat privatim iſt doch ſozuſagen ein Teufelsbraten.

Nicht etwa weil er — obzwar: auch das iſt bedeutungsvoll —
'ne jüdiſche Urgroßmutter gehabt haben ſoll.
Aber was man ſo im ſtillen von ſeinem Lebenswandel hört —

Der rote Karl:

Du, hörſt du's, Michel? der Schwarze iſt chriſtlich empört!
Fraglos iſt er einzig drum aus der Stadt gekommen,
um hier dem Heil deiner armen Seele zu frommen.

(Liſe kommt mit den gefüllten Schnapsgläſern wieder.)

Der ſchwarze Karl:

Hoffte allerdings, Sie, Herr Namensvetter, nicht anzutreffen.

Der rote Karl
(ſein Glas nehmend):

Ja, gottvoll, wie ſich die Menſchen äffen.

Der ſchwarze Karl
(ebenſo):

Nun, Gevatter Michael weiß, welche Tiere am lauteſten kläffen.

Michel
(mit ihnen anſtoßend):

Holla! Frieden, ihr Karle! Gäſte ſolln ſich vertragen!
Muß ich junger Kerl das euch beiden alten ſagen?
Hie Knappſchaft! Glückauf! Jeder Knappe im Schacht
nehm ſich vor falſchen Wettern in Acht!

Der ſchwarze Karl:

Glückauf, Jungfer Liſe! auf das ſchöne Lied vom Himmel.

Liſe
(während die Männer trinken):

O, das iſt am ſchönſten ohne euer Kümmelgebimmel.

Michel:

Sieh mal, roter Karl: deine Zukunftsrepublik,
das iſt doch auch 'ne Art Rattenfängermuſik.
Und ſehn Sie, ſchwarzer Karl: Ihr Ewigkeitsparadies
lockt wohl erſt recht die liebe Maus zur Mies.
Und derweil ihr Pfiffikuſſe ſo die Gegenwart vexiert,
hat der dumme Michel ſie längſt ſehre anderſt kapiert.

Denkt ihr, ich will blos drum heut aufs Maskenfeſt,
weil der Bergrat da ein paar Sektproppen tanzen läßt?
dann tät ich mich lieber mit euch hier draußen beſaufen.
Nein, ich will mein Haus an die Grubengeſellſchaft verkaufen
und in die Stadt ziehn, werte Zeitgenoſſen!

Liſe:

Michel, nein!

Michel:

Ja, Liſe; das iſt nun mal beſchloſſen.

(Er langt ein paar Schriftſtücke aus der Bruſttaſche.)

Hier, ich hab ſchon alles mit dem Rechtsanwalt aufgeſetzt,
und der Bergrat iſt kein Knicker; beſonders jetzt,
wo ſie doch die Vorſtadtzeche weiter austenfen wollen
und Platz brauchen für den neuen Wetterſtollen,
da wird er heut Nacht bei'ner Buddel Wein
gern zu ſprechen ſein
und mir die werte Unterſchrift geben.
Potz Taler, Liſe! ſollſt ſehn, das wird ein Leben!
Na, was machſt du denn fürn Sechsdreiergeſicht?

Liſe:

Mir iſt bang um dich, Michel. O bitte, tu's nicht!

Michel:

Achgottedoch! daß dir's Herzchen nur nicht bricht!
Brennſt doch ſonſt drauf, mit in die Stadt zu flittſchen.

Liſe:

Aber für immer?

Michel:

Für immer tut kein Weibsbild muckſchen.

(Er nimmt ihre Hand.)

Weißt du: wenn wir Abends hier manchmal ſo einſam ſitzen
und ich ſeh da drüben im Tal den großen Lichterknäul blitzen,
die Bahnkörperlampen, die Schanfenſter, die Straßenlaternen,
wie ſie wetteifern mit den Sternen,

und was hinter den erleuchteten Scheiben
all die tauſend Menſchenköpfe wohl ſinnen und treiben,
was für Strahlen hin-und-herzucken zwiſchen ihnen
aus den wunderlichen Inſtrumenten, Apparaten, Maſchinen,
elektriſchen Drähten — (er erhebt ſich)
ich kann's garnicht ganz ſagen,
wie das ſtrahlt — nnd mittendurch rollen funkelnd die Wagen,
wodrin Hoch und Niedrig zuſammen übers Pflaſter jagen,
zu Feſtſälen, Theatern, Bibliotheken, Klubs, Volkshallen,
kann ſich jedermann immer höher bilden mit Allen —
ja, dann fühl ichs wild: da bewegt ſich die Welt!
ſo wild, du, daß mirs manchmal die Stirnadern ſchwellt!

(Er ſetzt ſich und nimmt einen großen Schluck.)

Der rote Karl:

Ja, Fräulein Liſe: Sie können's noch nicht ermeſſen:
in der Stadt, da erwacht der Menſch zu edlern Intereſſen.

(Er nimmt gleichfalls einen großen Schluck.)

Der ſchwarze Karl:

Ja —! Nämlich auch die Kirchen nicht zu vergeſſen!

(Er trinkt ſein Glas leer.)

Michel

(auf die Schriftſtücke hauend):

Kurznm, ich will mehr, als mein väterlich Erbteil begaffen,
ich will mir auf eigne Fauſt meinen Fußboden ſchaffen;
das iſt mein Intreſſe! Jawohl! Wirſt es auch noch kapieren;
wirſt vielleicht dereinſt noch in ſeidnen Kleidern ſtolzieren,
in Glaßeehandſchuhen und Diamanten und ausländiſchen
Spitzen,
und an Einer Tafel mit dem Bergrat ſitzen.
Alſo Kopf hoch, Liſe! maul nicht! dn übertreibſt es.

Liſe:

O Michel, du biſt ein Träumer — nnd bleibſt es.

Michel:

Hat noch niemand unter meinen Träumen gelitten.

(Er trinkt Reſt mit dem roten Karl.)

Komm, bring uns lieber noch ſolchen lütten dritten
und ſing eins!

Der ſchwarze Karl:

Darum allerdings möcht ich gleichfalls ſchön bitten.
Das heißt, ums Singen mein'ich.

Liſe:

Meinen Sie! ums Singen!
O, euch ſollt alle miteinander der Hörſelberg verſchlingen! —

(Sie ſtampft mit dem Fuß auf und rennt ins Haus.)

Der rote Karl:

Haſt ſie doch wohl ein bißchen gar zu herriſch überraſcht.
Mich auch, muß ich ſagen. Wer erſt am Kapitalismus naſcht —

Michel

(nochmals auf die Schriftſtücke hauend):

Ach was, Redensarten! Ich tue, was ſich verintreſſiert.
Ihr lauert blos immer und lamentiert.

(Er ſteckt die Papiere wieder in die Taſche.)

Der rote Karl:

Michel, Michel —: jeder Knappe im Schacht
nehm ſich vor falſchen Wettern in Acht!

Der ſchwarze Karl:

Deren gibts allerdings manche auch über Tag.

Michel:

Ja, wenns eure Trinkſprüche täten, dann ging's Schlag auf Schlag.
Schwerenot! ihr macht einem wirklich den Feiertag ſchwül;
und dabei iſts ein Abend, wie feucht Moos ſo ſchön kühl.
Hee, Liſe! Racker! gleich kommſt du! auf der Stelle!

Der ſchwarze Karl:

Ich hol ſie —

(er begibt ſich durch die Gartenpforte vors Haus zur Tür) —

Liſe

(mit einer ſehr großen Schnapsflaſche ihm entgegen):

Da habt ihr eure Intreſſenquelle!

(Sie drückt ihm die Flaſche in den Arm.)

Der ſchwarze Karl
(heimlich, während der rote mit Michel geſtikuliert):
Pſt, Jungfer Liſe, im Vertrauen! ich mein's wirklich gut.
Wenn der Michel nun, nnd ſein Sie froh, daß ers tnt,
in die Stadt zieht: dann drängen ſie ihn ſo Schritt für Schritt,
daß er in das Kränzchen znr heiligen Eliſabeth tritt!
und Sie, Jungfer Liſe, natürlich mit!
Es iſt vergnüglich, und lohnt ſich, wie jede Chriſtenpflicht.

Liſe:
Ja, wenn Sie Eins mir verſprechen als Chriſt; ſonſt nicht.

Der ſchwarze Karl:
Gern! Und?

Liſe:
Daß er nicht in die Stadt zieht, Sie Kirchenlicht!
(Sie macht ihm einen Knix und verſchwindet.)

Der ſchwarze Karl:
Verflixte Hexe! —

Michel:
Alſo wirklich, Roter: gib dich endlich zufrieden:
die hohen Herrn, die dienen mir blos, nm vorerſt mein Eiſen zu ſchmieden.
Nachher — — Was! die ganze Flaſche ſchickt ſie uns her?

Der ſchwarze Karl
(die Flaſche auf den Tiſch ſtellend):
Ja, die Jungfer ſcheint ſehr entgegenkommend; ſehr.

Michel:
Aha! ſie will ihren Vormund mal wieder im ſtillen beſchämen.
Jetzt ſoll ſie's aber merken: ich kann mich bezähmen!
Kein Schluck jetzt wird getrunken!

Der ſchwarze Karl:
Hm —

Der rote Karl:
Nu ja —

Der ſchwarze Karl:

Ja, im Grunde
ſoll der Menſch ſich beherrſchen —

Der rote Karl:

Beſonders mit dem Munde.

Michel:

Sie denkt gewiß, weil ich manchmal Händel anfange;
und da iſt ihr vor den fremden Stadtmenſchen bange.

Der ſchwarze Karl:

Oder vielleicht auch — hm — vor den Menſchern.

Michel:

Wie?
Ach ſo! Nein, Schwarzer: ich bin kein ſolches Vieh.
Und ſie kennt mich; wie Bruder und Schweſter ſich kennen.

Der rote Karl:

Könnt drum doch wohl ſo'n Fünkchen Eiferſucht brennen.
Woher haſt du ſie eigentlich ſo als Mündel genommen?

Michel:

Ja, woher? — Aus fernem Süden wohl iſt ſie gekommen.
Es war ein Abend wie heute. Da im Wald.
Ich ſuchte Vogelneſter, war ſo zwölf dreizehn Jahre alt,
da hör ich auf einmal ein fremdländiſch Lied erklingen;
rein als wollt mich ein Bergquell tief aus der Erde durchdringen.
Und wie ich mich leiſe im Mooſe näher ſtehle,
ſitzt da ein klein braun Mädel in einer Höhle,
ſo klein noch, und barfuß, gewiß kaum ſechs Jahr,
einen Kranz wilde Efeuranken im Haar,
und mit Augen, wie der Kuckuck fürwahr —
ja, ſo ſaß ſie unter dem Felſenhang
und ſang — und ſang — —
Konnte anfangs kein deutſches Wörtchen ſagen,
ließ ſich nur ihren Namen, der hieß Lilith, abfragen,

aber weil ſie ſang, wo ſie ging und ſtand,
haben wir ſie Liſe Lied genannt;
bis ſie ſchließlich ganz unſre Sprache angenommen
und vergeſſen hat, woher ſie gekommen.
Und da mein Vater ſtarb, eh daß ſie großjährig war,
bin eben Ich jetzt ihr Vormund; bis zum neuen Jahr.

Der ſchwarze Karl:

Wird wahrſcheinlich irgend ein verlaufen Zigeunerkind ſein.
Ward ſie denn getauft?

Michel:

O! reichlich! mit Waſſer und mit Wein.

Der rote Karl:

Da ſollt man doch eigentlich eins drauf trinken.

Der ſchwarze Karl:

Hm. Iſt Alles Gottesgabe.

Michel:

Jawoll! proſ't Schinken:
jetzt wird gefaſtet! und wenn ihr noch ſo druckſt!

(Leiſe:)

Sie ſteht nämlich hinter der Gardine und luchſt;
ich kenn ſie.

Der ſchwarze Karl:

Scheint ja indertat recht ſchweſterlich aufzupaſſen.

Michel:

Je nun, ich muß ſie doch im Haus ſchalten laſſen;
hütet auch heute Nacht wieder allein das Neſt.

Der rote Karl:

So — ſie geht nicht mit aufs Johannisfeſt?

Michel:

Nein; ſonſt würd ſie mir doch vielleicht das Geſchäft verleiden.

Der rote Karl:

So, ſo —

Der ſchwarze Karl
(an der Flaſche fingernd):

jo, jo —

Der rote Karl:

Und wie willſt denn Du dich verkleiden?

Michel:

Ich geh einfach in Vaters Schäferhut-und-rock
und mit ſeinem langen Hirtenſtock.
Hat nun manch Jahr ſchon ſtill in der Ecke geſtanden,
und ſtrich früher wie'n Feldherrnſtab hier herum in den Landen.
Ja: kannſt mirs glauben: gern zieh ich auch nicht heraus
aus dem lieben alten Haus,
wo ich von Kind auf jeden Holzpflock drin kenne.
Aber wenn ich Morgen für Morgen zur Schicht auf die Zeche renne
und ich denk mir, wir ſolln hier ewig ſo hocken,
uns immer wieder denſelben Alltagsbrei einbrocken —
denn ihr, was wollt ihr denn? blos lüſtern aufmucken
und euch dann untern öffentlichen Suppenlöffel ducken,
zu dem ſchon jetzt alle Ja und Amen nicken,
bis ſelbſt die Bettelleute ſchließlich im Fett miterſticken —
hrr, dann fühl ich's heiß mir durch jede Pore toben:
Luft!!! ſchenkt uns einen Krieg, ihr Herrn da oben!

(Er greift nach der Flaſche, gießt ſich das Glas voll und trinkt.)

Der ſchwarze Karl
(ſich bekreuzend):

Joſef-Maria, Krieg! Gevatter, das heißt Gott verſuchen!
Mit Verlaub — (er gießt ſich gleichfalls ein) —

Der rote Karl:

Ja, erlaube, Michel: du haſt leicht fluchen.
Du biſt noch jung, und kennſt den Krieg nicht, und meinſt voll Feuer,
er ſei 'ne Art Welteroberungsabenteuer.
Iſt er auch; und tät heute die Sturmtrommel ſchlagen,
ich würd meine Knochen wieder mit auf die Schanze tragen;

das ſteckt uns im Blut, uns Beſtien. Ja, 'ne Wolluſt iſt der Krieg,
verhilft unſern Raubtiergelüſten zum Sieg;
aber Glück, Michel, menſchlich Glück ſchafft er keins.

Michel:

Papperlapapp, Karl; iſt dein Glück etwa meins?
Halt keine Volksreden, Roter! trink lieber eins!
(Ihm einſchänkend und dann mit Beiden anſtoßend:)
Glück, das iſt ein Wort wie'ne Fliegenfalle;
Glückauf! es lebe der Sirup für Alle!
(Sie trinken.)

Liſe
(tritt lachend aus der Tür an die Hausecke):

Wohl bekomm's! — Ihr beherrſcht euch aber luſtig.

Michel:

O, du Kobold du! Seht ihr's, da habt ihr's, das wußt'ich.

Liſe
(tritt an den Gartentiſch und nimmt die Flaſche):

Will ſie aber doch vor euch Selbſtbeherrſchern lieber verſtecken.
Gute Nacht, ihr Herrn! und laßt's euch ſchön langſam ſchmecken!
(Sie geht wieder ins Haus.)

Der ſchwarze Karl:

Potz Kuckuck —

Der rote Karl:

Glaub mirs, Michel: du kennſt die Kriegswut ſchlecht.
Höchſtens aus Notwehr iſt ſie ein Menſchenrecht;
das ſollte man nicht als ein Glücksſpiel verkündigen.

Der ſchwarze Karl:

Nein, bei den heiligen Nothelfern allen: das heißt ſich verſündigen.

Der rote Karl:

Verſpielſt blos deine Kraft, wenn du immer ſo überſchäumſt

Michel:

und dabei den Zukunftsſtaat verſäumſt —

Der rote Karl:

Auch die Gegenwart, Michel. Glaub mirs: du träumst! —

Der ſchwarze Karl:

Das kommt, wenn man ſich dem ewigen Heil verſchließt
und zuviel in den neuen Büchern lieſt.

(Er nippt behutſam an ſeinem Glas.)

Michel:

O, auch in den alten. Ich könnt euch manche Hiſtorie ſagen,
wie ſichs hier in Wahrheit einſtmals hat zugetragen,
als unſre Väter im Herzgau von allen deutſchen Landen
hier zwiſchen der Wartburg und dem Blocksberg ihr Seelen-
heil fanden,
zwiſchen dem Kyffhäuſer und dem Hörſelberg.
Damals ging's Handeln noch nicht ſo überzwerch
mit Flauſen und Klauſeln und Staatsrückſichten wie heute;
damals vermochten noch ſtracks die aufſtrebſamen Leute,
mit der Fauſt oder Stirn ihren Hochſinn durchzudrücken,
ſich ſelbſt und allen Nachkommen zum Entzücken.
O, ich ſag euch: hier ſo leſen von den glorreichen Zeiten,
und die Dämmrung beginnt aus den Schatten der Zweige zu
gleiten,
daß die Buchſtaben flimmern auf den vergilbten Seiten:
ſchier leibhaftig ſeh ich ſie dann Geſtalt annehmen
und einherſchreiten, die gewaltigen Schemen,
die gewappneten Herren aus trutzigem Bauerngeſchlechte,
die frommen Einſiedler, die klugen Schalksknechte,
mit ihren blinkenden Schwertern, Kruzifixen, Helmzierden,
Drommeten,
gleich als wollten ſie da aus dem Wald zu mir treten
und mit mir beten — —

Der ſchwarze Karl:

Was! Hier? Geſtalten? hier unter dieſen Bäumen?
Nein, Gevatter Michael: es ſcheint wirklich, Sie träumen.

(Er nippt wieder ein Schlückchen.)

Michel:

Na! dann ſeid ihr Beiden ja endlich einmal einig.
Und könnt austrinken! Es wird dunkel, mein'ich.

Der rote Karl:

Iſt freilich Mondſchein. Erſtes Viertel, wie du ſiehſt.
Aber wenn du meinſt — und dich unſre Geſellſchaft verdrießt —

(Er trinkt aus.)

Der ſchwarze Karl:

Ja, dann wollen wir wahrlich keine Zeit verlieren.

(Er trinkt ebenfalls aus.)

Michel:

Na, ich mein blos: ich muß mich doch zum Feſt ausſtaffieren.

Liſe Lied

(ſingt im Innern des Hauſes, durchs Dachfenſter ſichtbar):

Willkommen, weißer Mond im Blauen,
allein!
Laß mich in Deine Heimat ſchauen,
ſei mein!
Ich ſitz im Dunkeln voll Geduld,
du ſcheinſt!
O leuchte Jedem heim voll Huld,
dereinſt!

(Sie ſchließt das Fenſter.)

Der ſchwarze Karl:

Meiner Seel! wenn ſie ſingt, dann iſt ſie der reine Engel.

Der rote Karl

(aufſtehend):

Ja, und winkt uns heim mit dem Tulpenſtengel.

(Im Haus wird Licht angeſteckt, hinterm Dachfenſter.)

Alſo, Michel, Glückauf; vielleicht ſiehſt du mich noch um Mitternacht.

Michel

(gleichfalls aufſtehend):

Wie?

Der rote Karl:

Nu, es iſt doch Maskenfreiheit angeſagt
und jeder wahlberechtigte Bürger nebſt Familie eingeladen;
da wirds 'nem alten Kriegsveteranen, denk ich, wohl auch nicht
ſchaden.

Michel:

Siehſt du, Roter: das iſt wacker! Wahrhaftig, das freut mich.

Der rote Karl:

Trotz dem Bergrat? — Na! ich will nicht hoffen, es reut dich.

(Er ſchüttelt ihm die Hand und geht langſam links ab.)

Der ſchwarze Karl:

Ich denk, ich komm auch.

Michel:

So.

Der ſchwarze Karl:

Ja. Ich denk, es bringt Segen,
unſre alte ehrwürdige Knappentracht wieder mal anzulegen.

Michel:

Schön; ſtolper nur niemand nicht übern Degen!
Glückauf, Gevatter! —

(Er winkt ihm Abſchied und geht ins Haus; der ſchwarze Karl folgt verdutzt dem roten.)

Tyll Eulenſpiegel

(kommt von rechts aus dem Wald geſchlichen, ſteigt über den Zaun auf die Gartenbank und ruft gedämpft):

Immer vorwärts, gnädiger Herr! die Luft iſt jetzt rein.
Nur das Jungfräulein wäſcht ſich im Kämmerlein.

(Auch unten im Haus wird ein Fenſter hell.)

Der Kaiſer Rotbart

(tritt aus dem Wald, in goldner Rüſtung, mit geſchloſſnem Viſier, ſodaß nur ſein langer Bart ſichtbar iſt):

Hüt dich, Schalk: ſie hat Augen, hurtig wie Eidechſen.

Der getreue Eckart

(in ſchwarzer Kutte mit hohem Kreuzſtab, die Kapuze tief ins Geſicht gezogen, ſodaß nur ſein weißer Bart hervorguckt):

Und könnt dich leicht wie den braven Michael behexen.

Eulenſpiegel:

O, der Michel, der iſt gänzlich in ſich ſelber verſunken.
Seht: er hat nicht mal ſein Glas ausgetrunken.

Der Rotbart
(zu Eckart):

Wie ſtellen wirs an, Getreuer, ihm zu erſcheinen?

Eulenſpiegel
(von der Bank ſpringend):

Hopp! wir erſcheinen eben. Das genügt, ſollt ich meinen.

Eckart:

Mir deucht, gnädiger Herr, der Schalk rät gut.

Eulenſpiegel
(nach dem unteren Fenſter deutend):

Seht: er iſt ganz behext von — dem alten Schäferhut.
Ach, er küßt ihn — (ahmt den Kuß ulkig nach) —

Eckart:

Darüber ſoll man nicht lachen!

Eulenſpiegel:

Nun, dann werd ich uns mal ernſtlich bemerkbar machen.
(Er klappt mit der Pritſche an die Scheibe und klingelt dazu mit einer Schelle, die am linken Zipfel ſeiner Gugelkappe hängt; dieſer Zipfel iſt ſo lang, daß Eulenſpiegel die Schelle in die Gürteltaſche ſtecken kann, damit ſie nicht von ſelbſt klingelt, ſondern nur wenn er ſie herausnimmt.)

Michel Michael
(tritt in Schäfertracht auf die Schwelle, in blauem Rock und grauem Mantel, eine brennende Kerze in der Hand, ſodaß die Scheibe nun dunkel iſt):

Wer klopft ſo ſpät und dringlich an meinem Fenſter?
Wer ſind die Herren —

Der Rotbart
(wie ein Standbild aufs Schwert geſtemmt):

Geſtalten —

Eckart:

Geſtalten —

Eulenſpiegel
(mit Verbeugung): ſozuſagen Geſpenſter.

Michel:

Die Herren ſcheinen ſehr ſpaßhaft gelaunt. Ich vermute,
Sie wollen in die Stadt

Eulenſpiegel:

mit dir auf die Maskenredute;
wenn du uns den Weg zeigen willſt. Denn merke dir:
mit Geſpenſtern ſpricht man per Du und Ihr.

Eckart:

Wir kommen, Michel Michael, um dich aus deinem Unmut zu
reißen;
ich vom Hörſelberg, der getreue Eckart geheißen.

Der Rotbart:

Ich habe bislang im Kyffhäuſer meinen Rotbart beglotzt;
nun hat mich dein Wagmut endlich heraufgetrotzt.

Eulenſpiegel:

Ich brauch mich, Vetter Michel, wohl nicht vorzuſtelln.
Ich bin überallher und ſtarb bekanntlich in Mölln.

(Das Dachfenſter wird plötzlich dunkel.)

Weiß alſo nirgends mehr auf dieſer Erde Beſcheid,
aber deſto gründlicher in der Ewigkeit.

(Liſe kommt die Flurtreppe herab, wie früher gekleidet, doch ohne Schürze; tritt unbemerkt hinter Michel.)

Eckart:

Willſt du uns nun, hier wo ſich die Wege verzweigen,
die rechte Richtung durchs nächtliche Vaterland zeigen —

Der Rotbart:

ſo wollen wir's lohnen und dir zum guten Gelingen
deines gewagten Geſchäftes beiſpringen —

Eulenſpiegel:

zum Verkauf deines Hauſes —

Michel:

Wie?? Ihr wißt??

Eulenſpiegel:

Daß der Herr Michael heute durchaus kein Träumer mehr iſt.

Eckart:

Brauchſt nicht ſtarrſtehn, als ſtünd hier der Antichriſt;
wir haben nur im Wald da vorhin ein wenig gelauſcht.

Liſe:

Michel, tu's nicht! Stehſt ja jetzt ſchon wie ausgetauſcht!

Michel:

Was! du biſt noch auf, Liſe?

Liſe:

Soll wohl mit dir um die Wette träumen?
Ich muß doch noch euer Teufelsgeſchirr da beiſeite räumen.

(Sie will an ihm vorbei in den Garten.)

Eulenſpiegel

(ihr zuvorkommend):

Auf Ihr Wohl, mein frommes Fräulein, den teufliſchen Reſt!

(Er ſpritzt ihn hoch in die Luft und überreicht ihr die Gläſer.)

Dürfen wir hoffen, Sie wallfahrten auch mit aufs Feſt?

Liſe:

Danke. Hab keine Luſt. (Leiſe) Ich bitt dich, Michel, tu's nicht!
Was ſind das für Leute?

Eulenſpiegel

(durch die hohle Hand):

Lockſpitzel fürs Jüngſte Gericht!

Michel

(noch leiſer):

Sind wohl Grubenbeſitzer aus dem Nachbarkreis.
Sei friedlich, Liſe!

Liſe

(ihm den Leuchter abnehmend):

Iſt mancher friedloſer, als er weiß — —

(Sie geht mit den Gläſern und dem Licht ins Haus; ein andres Fenſter als vorher wird hell.)

Michel:

Entſchuldigen die Herrn: ſie kommt wenig unter Leute,
mein Mündel. Und iſt voller Unruh heute.

Der Rotbart
(nach links zeigend):
Das dort unten, der Lichterhaufen, das iſt wohl die Stadt?

Michel:
Ja, Herr. Nicht wahr: was das einen Andrang nach oben hat!
Wie die Glanzpunkte einander immer überſteigen,
überflügeln, und doch ſich zuſammentun zum Reigen;
rein als möcht ſich der Erdkreis da ſelber von Grund aus beſchwingen,
immer heller hinauf in den dunkeln Weltkreis zu bringen

Eulenſpiegel
(pathetiſch):
und nachher kopfüber wieder herunter zu ſpringen.

Michel:
Wie?

Eckart:
Der Eulenſpiegel hat dir nur andeuten wollen —

Der Rotbart:
daß es nun wohl Zeit ſei, uns langſam hinunter zu trollen.

Michel:
Ja ſo! Ja. (Ins Haus rufend) Liſe! bring mir mal Vaters Stock,
den langen! — Ich hoffe, mein ſchlichter alter Rock
paßt zu den Herren Geſpenſtern nicht ſchlecht amende?

Eulenſpiegel:
Vortrefflich, Vetter! Beſonders (leiſe) zu meinem nagelneuen Hemde.

Liſe:
Hier, Michel.

Michel
(den Stock nehmend):
So! — Jetzt, ihr Herrn, ſollt ihr ſehn,
ob der Michel verſteht, durchs nächtliche Deutſchland zu gehn
und bis Tagesanbruch ſein feſtlich Geſchäft zu vollbringen
und auch ohne euern Beiſtand

Liſe:

einen Rauſch zu erringen.

Der Rotbart:

Ei, geſtrenges Fräulein, im Rauſch wird die Herzensluſt rege.
Gute Nacht! Ich gönn euch ein rauſchend Herz allerwege.

(Er verneigt ſich und ſchreitet linkshin davon.)

Eulenſpiegel

(ihm folgend):

Ich ſchenk euch alles Rauſchgold droben im Blauen.

Eckart

(ebenſo):

Ich wünſch euch, allen himmliſchen Feſtrauſch zu ſchauen.

Liſe

(ihnen nachrufend):

Und ich euch ein hölliſches Morgengrauen! —
Ach, Michel!

Michel:

Gute Nacht, du ewige Unruh du.
Geh ſchön ſchlafen. Und ſchließ die Haustür hübſch zu.
Wirſt ſchon ſehn, ich ſorge für dich aufs väterlich beſte;
und übers Jahr kannſt du auch mit auf ſolche Feſte.

Liſe:

Wirklich?

Michel:

Ja wirklich, du. Aber jetzt laß mich gehn;
horch, man hört ſchon Muſik herüberwehn —

(eine ferne leiſe Walzermuſik tönt bis zum Schluß des Aktes fort) —

und die Herren da warten, es iſt höchſte Zeit.
Alſo leg dich aufs Ohr und träum dir ein fein neu Kleid.

(Indem er den Andern nacheilt):

Und ſchick deine Mucken heim, du! da auf die Mondſichel,
du dumme Liſe — (er verſchwindet) —

Liſe

(ihm mit beiden Händen einen Kuß nachwerfend):

Du dummer Michel! —

(Sie huſcht ins Haus, löſcht das Licht, kommt gleich darauf wieder, in einen langen ſchwarzen Schleier gehüllt, ein ſilbernes Diadem mit flimmerndem Stern auf dem Haar, einen langen ſilbernen Stab in der Hand, der oben wie eine Wünſchelrute geſpalten iſt, und verſchließt die vom Mond beglänzte Tür. Dann ſich reckend:)

O ja, ich ſchließ zu. Und den Schlüſſel, (ihn hebend) den ſollſt du erſt finden,

(ihn ins Mieder ſteckend)

wenn dir die Sinne vor Unruh um mich ſchwinden,
du Väterlicher! — Ja: heranſch dich nur gut,
du Lieber! Ich fühl's, was dir brauſt im Blut.
Ich folg dir, ich halt dich im Heimatland —
O, er weiß noch, wie er ſein Findelkind fand!
wie's ihn durchdrang, durchdrang, Herz, als er mich ſah:
wie ein Bergquell tief aus der Erde —

(in Geſang ausbrechend) ja —:

ſo ſaß ich unter dem Felſenhang —

(linkshin davonſchreitend, während der Vorhang ſich ſchließt)

und ſang — und ſang — —

★

Eulenſpiegel als Zwiſchenredner

(tritt aus dem Mittelſpalt des Vorhangs, klingelt mit ſeinem Schellenzipfel):

Meine Herrſchaften, das Feſt iſt in vollem Schwung;
ſelbſtverſtändlich mit polizeilicher Genehmigung.
Die ganze Stadt ſchwebt auf dem Gipfel der Seligkeit;
einſchließlich der beiderſeitigen Geiſtlichkeit.
Jeder darf ſich alſo, ohne irgend eine Pflicht zu entheiligen,
an der allgemeinen Begeiſterung voll-und-ganz beteiligen.
Das ſoll nicht etwa heißen, ich buhle um Ihre Gunſt;
ſondern blos mein Herr, der Dichter, betreibt dieſe ſchändliche Kunſt.

Er betreibt ſie leider mit höchſt wohlgeziemenden Mitteln
(das Geſtampf einer Maſchine wird hörbar)
und iſt feſt überzeugt, Sie finden nichts dran zu kritteln;
wie Sie hören, ſogar mit Dampfkraft und Elektrizität,
weils ohne dieſe Errungenſchaften heut nicht mehr geht.
Dennoch muß ich ſagen
(eine laut ſchnarrende Stimme hinterm Vorhang wird hörbar)
— na aber! das wird denn doch zu kräftig;
ich bitte um Ruhe dadrinne! Hee! Sie begeiſtern ſich zu heftig!
Heda, Ruhe! oder ich ruf die Regie!
Ich bin ein Geſpenſt, ich kann nicht ſo ſchrein wie Sie,
(er ſchreit immer ſtärker)
Sie rattern ja lauter als die Dynamomaſchine;
bitte ſchließen Sie gefälligſt Ihre Phraſenterrine! —
Sie! hören Sie nicht? jetzt habe Ich das Wort! —
Er hört nicht. Er rattert ruhig fort.
Ich fürchte, über ſolchen voll-und-ganzen Begeiſterungston
verfügt nur eine wirkliche neuhochdeutſche Regierungsperſon;
jeder andre Geiſt krigte davon den Schlucken.
Da muß ich braves altdeutſches Geſpenſt mich wohl ducken
(er tut es)
und ehrerbietigſt das Mundwerk der hohen Behörde enthüllen,
damit Sie auch lernen, ſo begeiſtert zu brüllen.
(Er ſchiebt geduckt den Vorhang linkshin auf und verkriecht ſich im Vordergrund der Bühne.)

Zweiter Aufzug

(Bild: Eine Gartenwirtſchaft mit elektriſchen Ampeln, bunt voller Leute in Maskenkoſtümen, doch herrſcht die ſchwarze Farbe vor. Im Hintergrund ein erleuchteter Tanzſaal. Rechts ein Laubengang mit Tiſchen und Stühlen, die grün und weiß geſtrichen ſind; auf dem vorderſten Tiſch ein weißes Tiſchtuch und ein Schild mit der Aufſchrift „Reſerviert!“ Links unter Bäumen ein langer Tiſch, an deſſen hinterem Ende der ſchnarrende Landrat ſteht, mit aufgedrehten Schnauzbartſpitzen, in ſchwarzer Halbmaske, Frack und Domino. An den Seiten dieſes Tiſches ſitzen der Bergrat und der Bürgermeiſter, ähnlich maskiert, nur mit anderen Bärten, der Bergrat mit dunkelm ſpaniſchen Spitzbart, der Bürgermeiſter mit grauem Tintenwiſcher-Schnurrbart; dann die Frau Bürgermeiſterin und andre Damen in farbigen

Masken, ein Kaplan und ein Pastor unmaskiert, der schwarze Karl in Bergknappentracht mit Hornbrille, ihm gegenüber Michel Michael ohne Maske, an der linken Ecke vorn. Die Honoratioren tragen Zylinderhüte; nur der Kaplan hat flachen Seidenhut. Hinter Michel stehen wie Wachtposten der Kaiser Rotbart und der getreue Eckart, immer mit geschlossenem Visier und Kapuze; und Eulenspiegel hat sich zu seinen Füßen unter die Tischplatte gehockt. In der Mitte der Bühne ein Lindenbaum, hinter dessen Stamm Lise Lied verborgen steht; davor eine grün und weiß gestrichene grade Bank ohne Lehne. Ringsherum maskiertes Volk; darunter auch Kinder.)

Der Landrat

(immer lauter schnarrend, um das Gestampf der Maschine zu übertönen):

Und demnach, da Sie merken -á- bin zwar in Maske erschienen,
aber -á- unverkennbar: Ihr Landrat redet zu Ihnen —
demnach, sag'ich, will ich hier -á- in Ihrer festlichen Mitte,
wo uns Alle nach guter, echter, alter Sitte
sozusagen die brüderlichsten -áh- Gefühle beseelen,
will ich, sag'ich, Jedem väterlichst anempfehlen,
trotz allen, wie Schiller sagt, feindlichen Gewalten
unentwegt unsre heiligsten Güter -á- hochzuhalten.
Und diese -á- Gefühle — Gefühle, sag'ich — sollen uns auch geleiten,
wenn wir in diesen unverzeihlich vaterlandslosen Zeiten
demnächst, meine Herrn, wie Sie wissen, zur Wahlurne schreiten.
Also, meine Herrn -áh- und Damen, wolln wir uns jetzt von den Stühlen
zum Zeichen von unsern -á- unsern -áh-

Eulenspiegel

(über den Tischrand weg):

Hochgefühlen —

Der Landrat:

jawohl: von unsern vaterländischen Hochgefühlen —
wollen wir uns, sag'ich, jetzt mit unsern Gläsern erheben:
unser allverehrter Reichstagskandidat, der Herr Bergrat, er soll leben! hoch!

Chorgeſang mit Muſik

(während der Landrat dem Bergrat die Hand ſchüttelt und Alle anſtoßen):

Hoch ſoll er leben, hoch ſoll er leben, dreimal hoch!

(Dann noch immer das Geräuſch der Maſchine.)

Der Landrat:

Himmelkreizrudiment! da muß ja's Trommelfell reißen!

(Nach hinten ſchreiend:)

Die Kerls, die Heizer, ſollen die Tür zuſchmeißen!
Heda!!! Tür zu, ſag' ich! Sofort den Keſſelraum ſchließen! —

(Man hört eine eiſerne Tür zuklappen; das ſtampfende Geräuſch verſtummt.)

Bande! Frechheit! Da ſoll man nu Volksfeſt genießen.
Unerhört! verſtand kaum mein eigen Wort.
Tun's ſelbſtredend extra, dieſe Sozi, uns hier zum Tort.
Mußte ſchrein, daß mir jetzt noch's Trommelfell klirrt.

Der Bergrat:

Ach bitte, Herr Bürgermeiſter, Sie ſorgen wohl gütigſt beim Wirt,
daß uns die Lichtmaſchine, bitte, nicht wieder ſtört.

Der Bürgermeiſter:

Mit Vergnügen, Herr Bergrat.

Der Landrat:

Ja! bin wirklich empört!

Der Bergrat:

Er ſoll den Heizern ein Achtel Pilſner anlegen.

Der Bürgermeiſter:

Gern, Herr Bergrat.

(Er entfernt ſich mit der Volksmenge nach dem Tanzſaal.)

Der Landrat:

Proſ't, Herr Corpsbruder! meinen volksfreundlichſten Segen!

(Er trinkt dem Bergrat zu.)

Dieſe Raſſelbande! dieſe roten Radaugeſellen!

Michel

(hat wieder Platz genommen, ſtampft ſeine Weinflaſche auf den Tiſch):

Mit Verlaub! Indeſſen: von wegen den Trommelfellen —

Der Landrat
(etwas ſchwerhörig):
Äh —?

Eulenſpiegel
(unterm Tiſch hervor):
Trommelfellen —

Michel:
ſo im Keſſelraum ſchuften, iſt auch kein Volksvergnügen.

Der Rotbart:
Volksvergnügen.

Eckart:
Volksvergnügen.

Der Bergrat:
Bravo, Michel!

Die Frau Bürgermeiſterin
(auffällig bunt koſtümiert, lorgnettierend):
Entzückende Gruppe!

Der Landrat:
Gottvoll!

Michel:
Verfluchtige Lügen!!!

Eulenſpiegel (Fiſtel) und Eckart (Baß):
Lügen! Lügen!

Der Rotbart
(Baryton):
Man ſoll nicht meinen, ihr Leute, man könne den Michel betrügen.

Die Bürgermeiſterin
(während die Andern lachen):
Nein, wie reizend!

Der Landrat:
Köſtlich!

Die Bürgermeiſterin:

Wie echt gemacht! So natürlich!
ſo romantiſch! ſo richtig ſagenfigürlich!
nicht wahr, Herr Paſtor?

Der Paſtor
(in ſchwarzem Gehrock, zugeknöpft, wohlbeleibt):

In der Tat, Frau Bürgermeiſterin;
ein Maskenſcherz mit tiefem evangeliſchen Sinn.

Der Kaplan
(in ſchwarzer Sutane, noch beleibter):

Man könnte, Herr Amtsbruder, eher wohl katholiſchen ſagen.

Der Bergrat:

Alſo, meine Damen und Herrn, erlaub'ich mir vorzuſchlagen,
weil der biedre Zecher da Michel Michael heißt
und offenbar erfüllt iſt von wahrhaft volkstümlichem Geiſt:
wir erteilen nachher dem deutſchen Michel nebſt Geiſterbegleitung
den Maskenpreis!

Alle:

Bravo!

Eulenſpiegel
(aufſtehend und klingelnd):

Und ſetzen's in die Zeitung!

Der Landrat:

Selbſtredend!

Eulenſpiegel
(ſich vor ihm verbeugend und weiterklingelnd):

Es lebe die hochwohlweisliche Volksfeſtleitung! —
(Im Saal fängt gedämpfte Tanzmuſik an.)

Michel
(iſt gleichfalls aufgeſtanden):

Herr Bergrat ſpaßen ſehr gütig; ja; und ich danke auch ſehr.
Aber, wie Herr Bergrat wiſſen, kam ich eigentlich her,
um mein Haus —

Der Rotbart und Eckart:

(während Liſe Lied hinter dem Baum hervorſchaut)

Haus — Haus —

Michel:

(die Vertragspapiere aus der Bruſttaſche holend)

Hier — ich bin ſo frei —

Der Bergrat:

Schon gut, lieber Michel; gewiß, kommt auch an die Reih.
Jetzt muß ich erſt tanzen gehn.

(Zur Bürgermeiſterin:)

Gnädige Frau, darf ich bitten! —

(Verſchiedene Paare, auch der Landrat mit einer Dame, ab nach dem Saal.)

Michel

(die Papiere einſteckend und ſich wieder ſetzend):

Verdammte, verquere, katzenfreundliche Sitten!

(Er ſtürzt ein Glas Wein hinunter.)

Eulenſpiegel:

Ja, Sitten!

Der Rotbart und Eckart:

Sitten! —

Der ſchwarze Karl

(hat bis dahin mit dem Kaplan getuſchelt):

Gratuliere, Freund Gevatter; ſcheinſt hier recht wohlgelitten.

Michel:

Halt's Maul!!!

Liſe Lied

(ganz hervortretend, dicht verſchleiert, mit verſtellter Stimme):

Michel Michael, laß dich zum erſten Mal warnen!
ſchon beginnt der Stadtrauſch deinen Geiſt zu umgarnen.
Ich bin deine Glücksfee; bang von fern komm ich her,
von den Sternen, durch die Nacht, übers gründunkle Meer,
meinen Wünſchelſtab in bebender Hand,
flüchtigen Fußes von Land zu Land,
durch den Wald deiner Kindheit bin ich gegangen,
in den Schooß der Berge trieb mich dein Glückverlangen,

bis zum Hörſelgrund tief, wo Frau Venus wacht
und den feurigen Quell der Jugendträume entfacht —
Michel Michael, jetzt durch meinen Mund
tut dir die ewige Göttin kund:
du ſollſt deiner lieben Heimat nicht untreu werden,
damit du kein Flüchtling wirſt auf Erden.
Lebe wohl!

Der Rotbart:

Halt, Flüchtling!

Eulenſpiegel:

Halt, edle Fee! Nicht ſo ſchnell!

(Er läuft ihr nach; ſie verſchwinden im Hintergrund rechts.)

Der Rotbart:

Du ſcheinſt wahrlich kein Flüchtling, Glücksvogel Michael!

Michel:

Ach was, Maskenſchnack! Lachhaft! Lauter Alfanzerein!
Hee, Bedienung!

(Ein altdeutſch gekleideter Kellner erſcheint und bringt auf ſeinen Wink eine neue Flaſche.)

Der ſchwarze Karl:

Wer mag's wohl geweſen ſein?
Die Jungfer Liſe?

Michel:

Schnack, ſag'ich! Die liegt zu Hauſe im Bett!
Verſtanden?! — Höchſtens etwa, daß ſie 'ne Freundin hätt
und läßt ihrem Vormund heimlich ſo'n kleinen Stupps auf-
ſchwenken;
braucht drum Niemand nichts Schlechtes von ihr zu denken!

Eckart:

Michel Michael, hüt dich vor des Hörſelbergs Ränken!

Der ſchwarze Karl:

Ja, ich meine auch —

Michel:

wie??

Der ſchwarze Karl:

das heißt, natürlich nur ſo im Allgemeinen;
die böſeſten Weibsbilder ſind, die die beſten ſcheinen.
So zum Beiſpiel der Bergrat und die Frau Bürgermeiſtern.
Da hilft kein Vertuſchen mehr, kein Verkleiſtern;
rein ſchon öffentlich tut ſie's ja mit ihm treiben.

Michel:

Meinethalben! Man ſoll mir mit Stadtklatſch vom Halſe bleiben!

Der Kaplan:

Wohlgeſprochen, mein Sohn. Jedoch, in dem ſtädtiſchen Sündenſchwarm
braucht der Menſch eines Schutzpatrons ſtarken Arm;
du haſt ihn ſchon lange nicht mehr im Beichtſtuhl erprobt.
Wirſt hoffentlich trotzdem, wenn nun die Wahlſchlacht tobt,
wiſſen den rechten Schild hochzuhalten.

Michel
(aufſtehend):

Zu Gnaden, Ehrwürden; ich laſſ den alten Gott walten.
Obgleich ich, verzeihn Sie, in meinem einfältigen Sinn
eigentlich mehr für die Proteſtanten bin.

Der Paſtor
(gleichfalls aufſtehend):

Ein männliches Wort, lieber Freund! Und ich darf wohl hoffen,
Sie wiſſen, auch unſer Arm ſteht der chriſtlichen Einfalt offen.

Michel:

Viel Ehre, Herr Pfarrer. Indeß, um Sie nicht zu vexieren:
ich bin überhaupt fürs Proteſtieren.
Wenn ich wählen müßt zwiſchen Paſtor und Kaplan,
wär ich doch wohl lieber dem — Stärkeren untertan.

(Er verbeugt ſich ſchwerfällig, dreht ihnen den Rücken und ſetzt ſich ans andre Ende des Tiſches; der Rotbart und Eckart folgen ihm, ſeine Flaſche und ſein Glas nachtragend.)

Der Paſtor

(zum Kaplan, der ebenfalls aufgeſtanden iſt):

Hm. Wer iſt nun der Stärkere von uns Beiden?

Der Kaplan

(die Hände über den Bauch faltend):

Ich ſchätze, Herr Collega, wir laſſen's vom Publiko entſcheiden.

(Die Tanzmuſik im Saal hört auf.)

Eulenſpiegel

(zurückkommend):

Vetter Michel, ich habe den ganzen Stadtpark durch-und-durch-
gekuckt:
deine Glücksfee ſcheint von der Hölle verſchluckt.

Michel:

Glückauf!

Der Rotbart:

Wahr dich, Schalk! daß der Michel nicht Flammen ſpuckt! —

(Währenddem kommt Maskengewühl aus dem Saal. Voran der Bergrat und der Landrat, hinter ihnen her der Kellner mit Sektkübel und Würfelbecher, zu dem reſervierten Tiſch hin im Vordergrund rechts.)

Der Landrat

(ſich mit dem Taſchentuch fächelnd):

Himmelkreiz! Doller Fez! Bewundre Sie. Ohne zu ſchmeicheln.

Der Bergrat:

Ja, man lernt allmählich die Volksstatze ſtreicheln.

Der Landrat:

Na, ich danke!

Michel

(hat ſich durch die Leute nach vorn gedrängt:)

Herr Bergrat — wenn Sie jetzt — ich will nicht behelligen —
aber ſolche Unterſchrift iſt doch leicht zu bewerkſtelligen —
da Sie doch geneigt —

Der Bergrat:

Aber beſter Michael,
Sie benehmen ſich wirklich etwas auffällig ſchnell.
Hat doch Zeit bis morgen.

Michel:

Morgen muß ich arbeiten gehn!

Der Bergrat

(den Würfelbecher nehmend):

Na, dann nachher! Jetzt bin ich beſchäftigt, wie Sie ſehn.

Michel:

Ich — ſeh — —

Liſe Lied

(erſcheint im Hintergrund):

Michel Michael, ich warn dich zum zweiten Mal —
horch: ſchon ſingen die Bergleut ein Spottlied im Saal —

Sprechgeſang

(auch Kinderſtimmen):

Der deutſche Michel, der hat ſich verlaufen;
Glückauf!
Er will ſein Haus an die Stadtleut verkaufen;
Glückauf!

Ein Zug maskierter Bergknappen

(kommt weiterſingend aus dem Saal, geführt vom roten Karl, der als Militär-Invalide maskiert iſt, und begleitet von Kindern in blaugrauen Koboldtrachten mit Zipfelmützen und weißen Bärten):

O Michel, die Stadt hat ein Herz von Stein,
bald wirſt du ein ſteinreiches Schindluder ſein;
Glückauf!

Liſe Lied:

Drum, aus der Berge feurigem Herzensgrund,
tut die Herrin der Zukunftsträume dir kund:
Du ſollſt deine herzwarmen Augen heller aufmachen,
dann wirſt du zum goldenſten Traum erwachen.
Glückauf! (Sie verſchwindet.)

Der rote Karl

(ſeine Mütze abziehend):

Ein alter Kriegsveteran, der um ein Almoſen bettelt —

Michel:

Ah, roter Karl! Du haſt das angezettelt?!
Ich ſag dir: hüt dich! ich kenn dich! ſcher dich um Deine Sachen!
der Michel läßt ſich von niemand zum Popanz machen!
Merk dirs! Sonſt: hier: bei meines Vaters Stock —

(Die Maſchine ſtampft plötzlich wieder los)

Der Landrat

(den Würfelbecher aufſtampfend und ſich die Ohren zuhaltend):

Kreizrudiment —

Der rote Karl:

man ſtopp —

Dumpfe Stimmen im Hintergrnnd:

man ſtopp! man ſtopp! man ſtopp!

Eulenſpiegel:

Platz da, Michel!

Der rote Karl:

Platz! ſonſt gibts Flecke am Rock!

(Drei Maſchinenheizer, rußgeſchwärzt, kommen mit geſchulterten Schaufeln im Marſchtritt nach vorn; Eulenſpiegel klappt mit der Pritſche den Takt dazu.)

Der Oberheizer:

Stopp! — (Zum Bergrat:) Euer Hochwohlgeboren haben die Gnade gehabt
und uns mit einer Erfriſchnng

Der rote Karl

(ſoufflierend): kleinen Erfriſchung

Der Oberheizer:

kleinen Erfriſchung gelabt.
Euer Hochwohlgeboren, wir danken Ihnen ſehr
nnd melden

Der rote Karl

(wie vorher): gehorſamſt

Der Oberheizer:

gehorſamſt: das Achtel iſt bald leer.
Euer Hochwohlgeboren wiſſen, die Nacht iſt noch lang,
und wir halten

Der rote Karl:

ergebenſt

Der Oberheizer:

ergebenſt die Beleuchtung in Gang.
Euer Hochwohlgeboren, wir möchten

Der rote Karl:

mit unter

Der Oberheizer:

mit untertänigſtem Reſpekt

Der rote Karl:

mal probieren

Alle drei Heizer:

mal probieren, ob auch Sekt uns ſchmeckt!!!

Der Landrat

(vor ſich hin):

Kreuzſchwerebrett —

Der Bergrat

(aufſtehend, räuſpernd):

Leute! Hört mal —

Eulenſpiegel

(ſteigt hinten auf einen Stuhl und klingelt):

Hört, hört!

Der Bergrat:

Ich bitte doch dringend, daß man den Geiſt des Feſtes nicht ſtört!

Eulenſpiegel

(nochmals klingelnd):

Ich ſchließe mich dringend dem verehrten Herrn Vorredner an
und verordne ſomit ſtrengſtens, ſo geiſterhaft ich kann,
auf Geheiß Seiner Allerhöchſtgeiſtigen Majeſtät
des weiland Kaiſers Rotbart, weil er hier auf Gebet
des annoch deutſchen Michels anferſtanden ſteht
im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität,
und weils ohne dieſe Errungenſchaften nicht geht

Eckart
(mit Grabesstimme):
in euerm erleuchteten Jahrhundert —

Der Rotbart
(mit Donnerstimme):
über das er sich ungeheuer wundert —

Eulenspiegel:
so verordnet er hiermit den Anstiftern der Beleuchtung
zur weiteren nächtlichen Kesselraumbefeuchtung
aus seiner johannisfestlichen Kellerei
unter Aufsicht der hochwohlwürdigen Geisterpolizei
einen Korb Henkelstrocken —

Die Heizer und Bergknappen:
Ha! Hurra! Bravo! Hei!

Eulenspiegel:
Wir werden unverzüglich die nötigen Amtsbefehle geben.
(Er springt vom Stuhl und läuft nach dem Saal.)

Die Heizer und Bergknappen
(während Michel sich auf den leeren Stuhl setzt):
Hurra! hoch! der deutsche Michel soll leben!
leben! leben! und Kaiser Rotbart daneben! —

Der Landrat
(während die Heizer und Knappen mit dem roten Karl nach links abmarschieren):
Schwerebrett, Herr Corpsbruder! war ja 'ne nette Bescherung.
Na, prost! Immerhin sozusagen 'ne soziale Belehrung.
(Sie stoßen an und trinken Rest; zugleich klappt wieder die eiserne Tür, und das Geräusch der Maschine hört auf.)
Wird der Michelspaß nicht amende bedenklich?

Der Bergrat:
Unbesorgt. Der Mann ist absolut unverfänglich;
hat sicher mit dem kleinen Putsch nichts zu tun.
Etwas Dickkopf, aber sonst ein gemütliches Huhn;
will mir blos partout sein bißchen Grundstück beibiegen.
Ist auch preiswert; und wie die Chancen liegen,

müßt ich ihn ſowieſo bald aus ſeiner Waldbude ſchaffen.
Wollt ihn blos noch 'ne Zeitlang zappeln laſſen;
Sie verſtehn.

Der Landrat:

Vollkommen. Blos dieſe -á- Geiſtergeſtalten,
die uns da eben die noble -á- Abfuhr aufknallten —

Der Bergrat:

Ja, ſonderbarer Scherz.

Der Landrat:

Schon mehr Impertinenz.

Der Bergrat

(während die Tanzmuſik wieder anfängt):

Vermutlich Herren von der linksſeitigen Konkurrenz;
ſcheint mir ratſam, hier niemand zur Entlarvung zu zwingen!—

(Sie ſtehen auf, um ſich nach dem Saal zu begeben.)

Eulenſpiegel

(vom Maſchinenhaus zurückkommend):

Gnädiger Herr, ich habe zu hinterbringen:

(mit Trinkgeberde)

der kaiſerliche Geiſt beginnt ſchon ins Volk zu dringen.
Held Michel, halt dich zum Hurraſchrein bereit!

Michel

(ſteht brüſk auf, ein wenig ſchwankend, und ſteuert zu dem Bergrat hin):

Um Verzeihung, Herr Rat — in aller Beſcheidenheit —
aber es könnt ſonſt ſein, Herr Rat, das Geſchäft wird mir leid; —
den Bittſteller machen, fällt mir von Hauſe aus ſchwer —

Der Rotbart und Eckart

(ſind ihm nachgeſchritten):

ſchwer — ſchwer —

Der Bergrat:

So! Seh einer! — Na! Dann geben Sie mal her.
Pardon, Herr Corpsbruder.

Der Landrat:

Bitte. (Ab zum Saal.)

Michel
(die Vertragspapiere überreichend):
Hier — zu dienen, Herr Rat —
Liſe Lied
(aus dem Laubengang tretend):
Michel Michael, hör mich! Zum dritten Mal naht
Michel:
Ruhe!!!
Eulenſpiegel:
Holla, die Glücksfee! Halt, Göttin, halt!
(Er ſetzt ihr nach; ſie verſchwinden beide.)
Michel:
Verzeihung, Herr Bergrat; ſie drängt ſich mit Gewalt
Der Bergrat:
Wohl ein Schatz?
Michel:
Gott bewahre, Herr Bergrat; nein, keine Spur.
Der Bergrat
(ſich wieder an den reſervierten Tiſch ſetzend):
Wär doch keine Schande, Mann; delikate Figur! —
Na, nehmen Sie Platz —
(die Papiere aufmachend und ſeinen Füllfederhalter herauslangend)
aber Eins, mein Lieber, ſchick ich voraus:
Sie müſſen nicht denken, Sie wären der Herr im Haus.
Ihre Scholle iſt uns auf alle Fälle verfallen.
Michel:
Wie??
Der Bergrat:
Nun: wenn wir den Luftſchacht etwas mehr ſeitwärts verſtallen
und legen 'ne Schutthalde vor Ihre Tür,
dann gibt kein Menſch mehr 'ne Schippe Kooks dafür.
Michel:
Ja, aber —

Der Rotbart und Eckart
(wieder hinter ihm Wache ſtehend):
aber! — aber! —
Der Bergrat:
Da gibt's nichts zu abern leider.
Im Übrigen bin ich kein Halsabſchneider.
Kellner, noch'n Glas! — Wollte blos meinen Standpunkt klar-
machen — —
(Den Vertrag durchſehend:)
Nein — aber — Beſter — das iſt ja rein zum Lachen:
ich nannte Ihnen fünfzehntauſend als unſern äußerſten Preis,
und hier ſtehn achtzehn?!
Michel:
Ja, Herr Bergrat, weil —: ich weiß nicht, ob
der Herr Bergrat weiß:
mein Großahn war Grobſchmied — und — und —
Der Bergrat
(während der Kellner das Glas bringt): Na? und?
Michel:
Es geht eine alte Sage von Mund zu Mund —:
Der Rotbart:
Des Michel Michaels Haus ſteht auf eiſernem Grund —
Eckart:
könnte mancheiner Silber und Gold draus ſchlagen — —
Michel:
Ja! — Das heißt, Herr Rat, ich wollte damit nur ſagen —
(da der Bergrat ihm einſchänkt)
ſehr gütig, Herr Rat —
Der Bergrat:
Na, Michel: viel iſt nicht zu profitieren.
Aber — na gut: Lufthalber wollen wir's mal riskieren.
Alſo (ihm zutrinkend) Glückauf!
Michel:
Glückauf! (er leert ſein Glas.)

Der Bergrat

(unterſchreibt): So. Abgemacht. Hier:
nun Sie! Nein, hier: auf dem andern Papier.

Michel

(nachdem er das Duplikat unterſchrieben hat):

Uff. Heiß!

Der Bergrat

(hat das erſte Schriftſtück gefaltet und gibt es ihm zurück):

So; bitte. Nun? ſind Sie nun zufrieden?

Michel

(während jeder ſein Schriftſtück ſorgfältig einſteckt):

Hoh, Herr Bergrat, ſchon? Jetzt geht's doch erſt los, das
Schmieden!
das Glückſchmieden mein' ich. Hier die paar tauſend Mark
Geldeswert,
die ſind doch blos erſt das erſte Roheiſen auf dem Herd;
hoffe dereinſt die Welt noch als Feinſchmied untern Hammer
zu kriegen.

Der Rothart:

Michel Michael, laß nur das Feuer nicht verfliegen!

Eckart:

Iſt ſchon manche Glut zu Aſche zerſtoben auf Erden.

Der Bergrat

(Michels Glas wieder füllend):

Ja, ich rate auch, lieber Michel: nicht übermütig werden!

Michel:

Oh, Herr Rat — das ſind blos ſo Volksfeſtgeberden.

(Sein Glas abermals leerend)

Auf Ihr Wohl, Herr Rat! — Ich muß ſchon den ganzen
Abend denken:
wie wir hier ſo ſitzen auf den ſchönen Stühlen und Bänken,
Hoch und Niedrig zuſammen bei den guten Getränken,
und fühlt ſich jeder ſo recht mitbeglückt im Gewühl —
das iſt doch ein ſehr erhebendes Gefühl!
nicht wahr?

Der Bergrat
(aufstehend):

Hm. Ja. Sehr erhebend. Ja. Aber jetzt —

Eulenspiegel
(kommt mit Lise Lied Arm in Arm angetanzt):

Hurra, Vetter Michel, hier kommt dein Glück angesetzt!
Hat sich endlich von mir am Schlafittchen kriegen lassen.

(Die Tanzmusik hört auf.)

Eckart:

Schalk, Schalk! des Michels Glück, das kann nur er selber fassen.

Michel
(seine Brusttasche befühlend):

Ja, wahrhaftig! —

Lise Lied:

Michel — ! —

Michel
(unwillkürlich): Lise — ! — (Sich besinnend) Ach nein; dumm Zeug;
was rührt dich, Michel?! — (Auffahrend) Schockschwerenot, ihr: was kümmert's euch?
schert euch zum Teufel! (setzt sich wieder und stiert ins Glas.)

Eulenspiegel:

Ha! Hörst du's, Göttin? Verschmäht!
Das fordert Rache! Rache! (Den Würfelbecher nehmend:)
Soll ich mit diesem Gerät,
kraft meiner spiritistischen Wupptizität,
hehre Fee, ihn zerschmettern? — Nein? — Ach! das ist bitter.

Der Bergrat:

O: eine Fee, die findet wohl zartere Ritter.
Aber eine Glücksfee, die sollte sich eigentlich entschleiern;
darf ich's wagen?

Liſe Lied
(während die Tanzpaare aus dem Saal kommen):

Vielleicht, Herr Ritter — doch müſſen wir ihn erſt feiern,
der da ſelig in ſeiner Selbſtherrlichkeit thront
und die Dienſte der Geiſter mit eitel Nichtachtung lohnt.
Verſteht Ihr, Ritter?

Der Bergrat:

Stolze Fee, ich beuge in Demut das Knie (er tut es)
und verſtehe.

Die Bürgermeiſterin
(dazwiſchentretend): Aber Bergrat, was treiben Sie!
Man iſt ſehr erſtaunt —

Der Bergrat
(knieen bleibend): Oh, gnädigſte Frau, ich desgleichen!
In der Johannisnacht

Eulenſpiegel:

erlebt man Wunder und Zeichen!

Der Rotbart und Eckart:

Wunder und Zeichen!

Der Bergrat:

Eine holde Fee ſtieg die Himmelsleiter herab

Die Bürgermeiſterin:

ſhocking!

Der Bergrat
(ſich erhebend): und gebeut uns mit ihrem Zauberſtab,
damit wir die Geiſter der Vor- und Nachwelt verſöhnen,
den deutſchen Michel zum Weltherrn von ihren Gnaden zu
krönen.

Die Bürgermeiſterin:

Empörend!

Der Landrat:

Gottvoll, Bergrat!

Eulenſpiegel:

Hurra, Michel! Jetzt heißt es erſcheinen!
Kopf hoch, Bruſt raus!

Der Rotbart:

Stehſt du auch feſt auf den Beinen?

Michel
(aufſtehend):

Hoh! Ich? (er ſtolpert.)

Die Bürgermeiſterin:

Huch!

Michel
(brüllend): Bombenfeſt, ſollt ich meinen!!!
(Er ſtellt ſich breitbeinig vor die Bank in der Mitte, während der Rotbart und Eckart hinter ſie treten.)

Der Bergrat:

Alſo — vielwerte Gäſte!

Etliche Bengel in Koboldtracht:

hurrra!

Der Bergrat:

und Zaungäſte!

Die Kobolde:

hurrra!

Eulenſpiegel:

und Geiſter, bitte!

Der Bergrat:

Bitte!

Eulenſpiegel:

Danke.

Der Bergrat:

Hier ſteht er —

Kobolde:

ſteht er —

Der Bergrat:

in unſrer beglückten Mitte —

Kobolde:

Mitte —

Eulenspiegel:

leibhaftig —

Kobolde:

leibhaftig —

Der Bergrat:

unter dem Lindenbaum —

Kobolde:

Lindenbaum —

Der Bergrat:

unser teurer deutscher Michel —

Kobolde:

hurrra —

Eulenspiegel:

es ist kein Traum!

Der Rotbart und Eckart:

Kein Traum.

Der Landrat:

Himmelkreizrudiment zum Donner! Silenzium jetzt!!!
Ruhe, Bengels! sonst werdt ihr rausgesetzt!

(Er nimmt einem der Kobolde seine Zippelmütze weg und treibt die Schreihälse nach hinten.)

Weiter, Bergrat!

Der Bergrat
(Elsens Arm nehmend):

Also — bezaubert von dieser Himmelserscheinung

Die Bürgermeisterin:

unglaublich!

Der Landrat:

pßt —!

Eulenspiegel:

und nach der offenbar völlig einstimmigen Meinung

Der Bergrat:

aller Freunde und Freundinnen der höheren Sphären

Liſe Lied:

wollen wir ihn jetzt zum Beherrſcher der — Lüfte erklären!

Der Bergrat:

zum Alleinherrſcher ſämtlicher Zukunftsflugmaſchinen!

Eulenſpiegel:

Glücksgondeln, Traumſchiffe und ſonſtiger Zeppelinen!

Der Bergrat:

Möge er immer flügger, lenkbarer

Eulenſpiegel:

und bombenfeſter werden!

Liſe Lied:

und ſelig enden als Luftſchloßbeſitzer auf Erden! —

Der Landrat

(die Zippelmütze ſchwenkend):

Hurrra, deutſcher Michel!

Alle durcheinander

(während Michel auf die Bank gehoben wird und ein Glas Wein in die Hand bekommt):

Hurra! Hurra!

Michel

(an den Baumſtamm gelehnt):

Halt!!! Jetzt komm Ich an die Reih!

Der Bergrat:

Glückauf, Michel! (trinkt ihm zu.)

Michel:

Schön Dank, Herr Bergrat! (trinkt.) Ja! Schön Dank fürs Geſchrei!

Denn der Michel nämlich — ja — kann viel Spaß vertragen.

Der Landrat:

Bravo, Michel! (trinkt ihm zu.)

Michel

(immer wieder Bescheid trinkend, worauf ihm unter Gelächter immer wieder das Glas gefüllt wird, bald mit weißem, bald mit rotem Wein):

Schön Dank, Herr Landrat! — Ja! — Aber — wollt ich sagen: kann auch Ernst machen! kann — kann sich lange ducken —

Der Kaplan:

Wohl ihm, Michel!

Michel:

Schön Dank, Ehrwürden (trinkt) — Kann seine dummen Mucken — ja — vor euch Stadtleuten — ja — auch sein Heimweh verschlucken —

Der Bürgermeister:

Hoch, Michel!

Michel:

Schön Dank, Herr Bürgermeister (trinkt) — Ja —: kann sich recken —

kann auf einmal — ja: kann er — seine Hand ausstrecken — kann vielleicht dereinst noch — hupp — die ganze Welt in die Tasche stecken —

Der Pastor:

Heil, Michel!

Michel:

Schön Dank, Herr Pfarrer (trinkt) — Jawohl —: Luft — Erde — hupp — Meer —

den ganzen Himmel — hupp — (er fällt von der Bank herunter)

Lise Lied

(wirft sich aufschreiend über ihn):

Michel!!!

Eulenspiegel

(sehr laut): Kellner! den Eiskübel her! —

Der Bergrat

(während der Kellner Eiskübel und Tischtuch bringt):

Aber teuerste Göttin, er hat sich ja nichts zerbrochen!

Der Landrat

(während man Michel auf die Bank ſetzt und an den Baum lehnt):

Kein Bein! Der fällt einfach auf ſeine geſunden Knochen!

Eulenſpiegel:

aus der Zippel- der Zappel- der Zeppeline!

Der Bergrat:

Da! er macht eine ganz majeſtätiſche Miene!

Der Landrat:

Na, dann kann man ja endlich ſoznſagen die Krönung voll-
ziehn!

(Er ſetzt Michein die Zippelmütze auf, ſodaß die Troddel ihm über die Naſe herab-baumelt.)

Hoch lebe unſer Michel!

Alle:

(während man ihm das Tiſchtuch wie einen Mantel umhängt)

Hoch! Hoch! Hoch!

Eckart

(ernſt): Der Himmel erhalte ihn!

Der Rotbart:

Er mache ihm jede Bank zum Throne —

Die Kobolde:

Throne —

Eulenſpiegel:

jede deutſche Zippelmütze zur Siegeskrone —

Kobolde:

Siegeskrone —

Eckart:

jedes deutſche Stück Leinwand zum Hermelin —

Kobolde:

Hermelin —

Der Rotbart:

jeder deutſche Baum ſei ein Baldachin —

Kobolde:

Baldachin —

Eulenſpiegel

(während man Michel lang auf die Bank ſtreckt und das Tiſchtuch über ihn breitet):

für den allerhöchſten, allerſtärkſten, allerlängſten, allergrößten

Die Bürgermeiſterin

(hinter dem Bergrat her, der die halb lachende halb ſchluchzende Liſe nach rechts beiſeite führt):

Nein, Sie Wüſtling, Sie ſollen das arme Kind nicht tröſten!

Der Landrat:

Pßßt!

Eulenſpiegel:

und allerreichſten unter den Potentaten

Michel

(halb erwachend):

wie —?

Eulenſpiegel:

ſtill, Michel — mit und ohne Staaten.
Seht, hier ruht er —

Der Rotbart:

daheim im Weltgebrauſe; —

Eulenſpiegel:

jetzt kann er ſelig —

Michel

(wie vorher): Liſe —

Eulenſpiegel:

ja, Michel —

Michel:

ich — will — nach Hauſe —

Eulenſpiegel:

ja, Michel —

Eckart:

daheim im unendlichen Hafen —

Eulenſpiegel:

zwiſchen Himmel und Erde und Hölle ſchlafen —

Der Rotbart:

jenſeits von euern Zeiten und Räumen —

Eulenſpiegel

(mit wild phantaſtiſcher Geſte):

und träumen —

Eckart

(ruhig, während der Vorhang ſich ſchließt):

träumen — —

*

Eulenſpiegel als Zwiſchenredner

(von links kommend, anfangs mit verhaltener Stimme):

Sſſt —: er träumt! — Eine Menſchenſeele im Traum
iſt ein ſchaurig Ding, iſt ein Unding, iſt verflochtner als ein Baum
in alle Wurzelwirren und Wipfelwehen aus Staub nnd aus Licht,
iſt Feuer, Waſſer, Luft, was ſie will, nnd — iſts nicht:
verſchlafnes Tier, wacher Gott, urweltvoller Stern, hohler Ball,
allmächtig bis zur Ohnmacht, ſpielt ſich auf als All.
Wahrlich: einen Menſchen im Tranm belauſchen, das heißt
mitſpielen mit einem hölliſch lebensluſtigen Geiſt.
Ich und wir andern längſt verſtorbenen Geiſtergeſtalten,
wir würden uns gern ſolcher ſpukhaften Tätigkeit enthalten —

(allmählich lauter)

aber wir müſſen uns, ach, noch immer zum Dienſt der Menſchheit hergeben;
denn unſer Herr, der Dichter, dieſer Auchmenſch, will davon leben.
Dieſer Teufel! Nicht genug, daß wir wirklich leibhaftig erſchienen,

er läßt uns ſogar noch als Hirngeſpinſte nun dienen;
oh, wär ich ein Menſch, ich glaube, mir graute vor mir.
Aber da ich ganz Geiſt bin, und jetzt ein Doppelgeiſt ſchier,
ſo kann ich Sie nicht mit derlei Halbgottsgefühlen beglücken,
ſondern drehe ihnen — den Gefühlen nämlich — im Geiſte den
Rücken.

(Er dreht ſich mit hoch erhobenen Armen um und teilt mit beiden Händen den Vorhang.)

Dritter Aufzug

(Bild: Große Höhle aus Bergkriſtall in weiß-und-grüner Flackerbeleuchtung. Rechts und links durcheinandergetürmte Pfeiler. In der Mitte des Hintergrundes, auf einer phantaſtiſchen Pyramide, thront Frau Venus, ebenſo vermummt wie Liſe Lieb; nur trägt ſie lange weiße Glaßerehandſchuhe, und ihr grünes Kleid iſt aus funkelnder Seide, ihr ſchwarzer Schleier mit Diamanten beſetzt. Zu Füßen des Throns, in Geſteinſpalten, hocken ſchlafende Kobolde, wieder blaugrau mit Zippelmützen und weißen Bärten. Zu beiden Seiten des Throns zerklüftete Grotten, mit Schnüren aus Bruchkriſtallen verhängt, hinter denen ein rotgelb glühender Glanz bald aufwärts bald abwärts quillt und ſtrudelt, ſodaß ſie wie feuriges Netzgeflecht ausſehn; hin und wieder zieht rötlicher Rauch durch die Höhle.)

Eulenſpiegel

(ſofort, noch während der Vorhang ſich öffnet, ins Knie ſinkend):

Verzeiht, Göttin Venus: ich weiß zwar, Ihr glaubt es kaum:
aber wirklich, wir ſind Beide jetzt nichts als Traum —
alſo entſchuldigt den frechen Poſſenreißerſtreich!

Frau Venus

(zögernd):

Wer dringt hier ein in mein heimlich Reich?

Eulenſpiegel:

Nur ein armer Schalk namens Tyll, aber abgeſandt

(er erhebt ſich)

von Euerm mächtigſten Nachbarn im ganzen deutſchen Land,
von des Kaiſer Rotbarts verewigter Majeſtät,
der voll Unruh, Schönſte, hinab in den Hörſelberg ſpäht,
denn auch ihn treibt des Michels Traumblick her.

Frau Venus:

So vermelde des hohen Herrn Begehr,

der so mächtig ist, daß ein stiller schlaftrunkner Mann
seinen ewig wachen Willen verunruhen kann.

Eulenspiegel:

Oh, Frau Venus, Zaubrin, sehr gewaltig ist dein Bann,
aber nimm in Gnaden die zarte Gewissensfrage hin:
Traumschöpferin,
warst du niemals von deinen Geschöpfen gebannt?

Frau Venus:

O Schalk! —

Eulenspiegel:

So erfahre: des Michels Seele ist unauslöschlich entbrannt
von all und jeder Machtsehnsucht Himmels und der Erden,
heute Nacht soll sein Hauptwunsch entschieden werden.
Du hast eine Flamme in seinem Blut angefacht,
die hat all sein junges Hirn in Rausch und Aufruhr gebracht;
nun kennt er sich selbst kaum vor lauter hochfliegenden Brünsten.
Drum, erlauchte Göttin, dank deinen Zauberkünsten,
sind die andern unsterblichen Hauptpersonen,
die seit Alters in seiner Geisterwelt wohnen,
aus ihrer gottseligen Ruhe (klappt mit der Pritsche) jählings mit-
anfgeschreckt —
und als der stärkste von seinen Schutzgeistern streckt
der Kyffhäuserherr die gepanzerte Faust dir entgegen:
Wenn du ebenso mächtig bist wie verwegen,
mögest du ehrlichen Wettstreit mit ihm pflegen
um des Michel Michaels wahres Seelenheil.
Desgleichen mit mir für mein bescheiden Teil;
du wirst es nicht weigern, erlauben wir uns zu hoffen.

Frau Venus:

Mein Reich steht allen Geistern, starken und schwachen, offen.

Eulenspiegel:

Ja, Gnädigste: offen wie ein Grab.
Und dein zauberkräftiger Wünschelstab

glänzt empor über deine dunkeln Schleierfalten
wie ein Irrſternſchweif nach zwei Seiten geſpalten,
indeſſen die Weltkäglein an den beiden Spitzen
gar nach jeglicher Windrichtung drehbar blitzen.
Ich ſeh's, Vielgewandte, trotz unſern verhüllten Mienen;
denn auch ich verſtehe, Herrin, zweeen Welten zu dienen.

Frau Venus:

So ſchwör ich bei dieſem einen unlöslichen Ringe,
kraft deſſen mein Szepter die zwiegeſpaltene Schwinge
der immer wieder ſich verjüngenden Welt
in der Schwebe hält:
du nahſt ungefährdet meinen vulkaniſchen Quellen.

Eulenſpiegel:

Und meine Begleitung?

Frau Venus:

Iſt gefeit wie du vor den feuerbrünſtigen Wellen.

Eulenſpiegel

(tritt dem Thron etwas näher und klappt mit der Pritſche):

Wohlan, edle Hexe! du ſiehſt, wie ſtracks wir uns ſtellen.

(Zugleich ſind der Rotbart von links und Eckart von rechts aus den Pfeilergängen getreten, Beide noch immer mit vermummten Geſichtern.)

Frau Venus

(auffahrend):

Ah, Schalk! du verkündeteſt mir der Wettkämpen zwei!
jetzt ſeid ihr drei? — (Wieder ruhig ſich ſetzend:)
Nun, Eckart: du warſt von jeher ein Schleichwegverfechter.

Eckart:

Ich war von jeher, Frau Venus, dein treuſter Torwächter.
Ich tue nichts wider dich, als am Eingang des Hörſelbergs warnen;
wer der Warnung trotzt, den magſt du getroſt umgarnen.

Eulenſpiegel:

Und ſelbſt für Göttinnen bleibt's doch ein Akt der Huldigung immer,

wenn ſich drei Mannsleute mühn um ein Frauenzimmer.
Sieh da, du lächelſt! dein ganzer Schleier lacht!

Frau Venus:

Vor Dir, Eulenſpiegel, hat wohl mein Ernſt keine Macht.
Und auch den Rotbart wird ſchwerlich ein trauerndes Weibsbild rühren.

Der Rotbart:

Hoh, Hnldin, wir hoffen noch innigſt Eure Trauer zu ſpüren,
wenn erſt der Michel von uns Selbſtbeherrſchung annimmt.
Inzwiſchen freilich ſind wir herzlich wenig geſtimmt,
chriſtliche Stufen zu Euerm heidniſchen Thronſitz zu hobeln.

Eulenſpiegel:

Alſo kurz und gut: ich ſchlage vor, ſein Seelenheil auszuknobeln.

(Er holt den Würfelbecher aus der Taſche und ſchüttelt ihn.)

Beſter Wurf: Alles Eins! —

(Er ſtülpt die Würfel auf einen Kriſtallblock.)

Hier —: dreimal der nackte Spatz!

Frau Venus:

In der Tat: ein unwiderleglicher Satz.
Gib her!

Eckart:

Halt, Hexe! leg erſt den Zauberſtab nieder!

Frau Venus:

Das verſprach ich nie wem.

Eckart:

Dann, Schalk, nimm den Becher wieder!
Raſch! nimm ihn! raſch! —
Die Unholdin wirft dir Paſch auf Paſch;
ſo bliebe das Wettſpiel in alle Ewigkeit gleich.

Frau Venus:

Ich hätt ihn heimzahlen können, den ſchnöden Gauklerſtreich;
aber, Tyll, des Michels Seele gilt mir zu viel

für ein Würfelſpiel!
Ich ſehe, Rotbart, zu meiner Freude: du nickſt.

Der Rotbart:

Ich fühle, Feindin, wie ehrlich du um dich blickſt.

Frau Venus:

So hört meinen rückhaltloſen Beſcheid:
der Michel Michael ſelber löſe im Traum unſern Streit!
Wenn du Herrſcher in ſeinem dir zugeweihten Land,
du Wächter an deinem ihm geheiligten Stand,
du Landſtreicher da aus vogelfreien Bezirken,
wenn ihr vermögt ſeiner Sehnſucht ein habhaftes Ziel zu erwirken,
das ihm wettmacht den einen einzigen unruhvollen Bann,
den meine Inbrunſt, die verwünſchne, ihm antun kann:
ſo ſei er hinfort, in Zeit und Ewigkeit,
von mir befreit! —
Seid ihrs zufrieden?

Der Rotbart und Eulenſpiegel:

Zufrieden! Zufrieden!

Eckart:

Nur unter der Sicherheit,
daß dein Szepter, ſolange der Streit dich drängt,
ſein träumendes Haupt nicht berührt noch umkreiſt noch ſonſtwie lenkt.

Frau Venus:

Die Sicherheit geb ich.

Eckart:

Dann ruf ihn! die Wette hängt.

Frau Venus

(berührt die Kobolde mit dem Szepter):

Aufgewacht, Klopfgeiſter, aufgewacht!
der Wunſchquell ſprudelt; öffnet den Schacht!
Feuerfluß werde kriſtallene Flut!

Erde, enthölle dein Himmelsblut!
verſchlinge das Trübe, beſchwinge das Reine!
Erſcheine, Michael, erſcheine! —

(Die Kobolde haben die Kriſtallſchnurgeflechte der rechten Grotte inzwiſchen geöffnet und eine ferne langſame Tanzmuſik ertönt. Aus rötlichem Qualm auftauchend erſcheint ein Zug ſchwarzgekleideter Geſtalten. Voran fünf Kaplane, im Gänſemarſch mit Polkaſchritt. Dann je fünf Landräte und Bürgermeiſter, die den ſchlafenden Michel Michael auf ſeiner Bank einhertragen; er hat noch immer die Zippelmütze auf dem Kopf und iſt mit dem Tiſchtuch an die Bank feſtgebunden, mit dickem Knoten auf der Bruſt, doch ſo, daß ſeine Arme frei ſind. Hinterdrein fünf Paſtoren, wieder im Polkaſchritt. Jeder Kaplan, Landrat, Bürgermeiſter, Paſtor iſt den vier übrigen zum Verwechſeln ähnlich, in den gleichen Koſtümen und Masken wie früher.)

Chor der Landräte und Bürgermeiſter:
Hier naht er, hier naht er,
der Weltpotentater.

Chor der Kaplane und Paſtoren:
Da liegt er im Wickel,
das Hochmutskarnickel.

Die Landräte und Bürgermeiſter:
Du Großmaul! du Sauſack! du Raufbold! du Strolch!

Die Kaplane und Paſtoren:
Jetzt kommt die Vergeltung, du Sündenmolch!
Rache! —

(Der Zug macht ruckhaft in vier Kolonnen Halt und ſtellt die Bank in der Mitte der Höhle nieder, Michels Füße dem Venusthron zugekehrt; zugleich wird die Grotte wieder verhängt, ſodaß die Tanzmuſik verſtummt, und die Kobolde eilen auf ihre Sitze zurück. Michel liegt immerfort regungslos.)

Frau Venus:
Erhebt ihn!

Die Landräte:
Ah —?

Der Rotbart:
Erhebt ihn!!!

Eulenſpiegel:
Ja ja! hier pariert man aufs Wort!
Immer artig, werte Herrn! hübſch kuſch und apport!

(Halblaut:)

Held Michel, hier braucht dich blos das geheimſte Lüſtchen zu jucken,
und wir ſind alleſamt deine tiefſt leibeignen Haiducken.

(Die Amtsperſonen haben inzwiſchen, unter ſchreckhaften Bücklingen, die Bank mit Michel hochgekippt, ſodaß ſein ganzer Körper verdeckt ſteht; ſo dem Venusthron zugewandt, an die aufgerichtete Bank gebunden, bleibt er ſtehen, bis ſich der Vorhang ſchließt, und nur ab und zu wird Arm oder Hand von ihm ſichtbar.)

Der Rotbart:

Hier ſchützt dich mein Schwert, es iſt allzeit unbeſtechlich.

Eckart:

Hier ſtützt dich mein Kreuz, es iſt unzerbrechlich.

Eulenſpiegel:

Hier nützt dir meine Pritſche, ſie iſt unüberwindlich;
und deine Schlafmütze, ſie iſt unergründlich.

Michel

(immer mit ſchlafbefangener Stimme):

Wo — bin — ich?

Frau Venus:

Im Reich deiner reinſten Kräfte.
Hier ſiehſt du im Glanz kriſtallklarer Säulenſchäfte
deine ſtärkſten Schutzgeiſter tauſendfältig ſich ſpiegeln
und dir ihre innerſte Strahlenfülle entriegeln.
Hier haſt du für immer die Wahl zwiſchen ihnen und mir;
hier biſt du Alleinherr. (Zu den Amtsperſonen:) Kniet nieder, ihr!

Die Kaplane

(gehorchend):

Herr, erbarme!

Die Paſtoren und Bürgermeiſter

(ebenſo):

dich unſer!

Die Landräte

(aufmuckend):

Himmelkreizrudiment!

Eulenſpiegel

(ſie einzeln raſch mit der Pritſche duckend):

Nieder! nieder! nieder! nieder! nieder! Blitzelement!

Der Rotbart

(Michels Kopf mit dem Schwert berührend):

Ich, Michel, kröne dein Haupt mit dem herrlichſten Mut,
dem zu dir ſelbſt; bewahre ihn gut!

Eckart

(desgleichen mit dem Kreuzſtab):

Ich, Michael, mit der heiligſten Macht,
der über dich ſelbſt; nimm ſie wohl in Acht!

Eulenſpiegel:

Ich verhalte mich ſelbſtverſtändlich ergebenſt ſtille,
denn die Hauptſache bleibt: es geſchehe dein Wille!

(Ihm ins Ohr:)

Wenn du willſt, iſt der ganze Weltrummel nichts als 'ne
Flauſe.

Michel:

Ich — will — nach Hauſe!

Der Rotbart:

Hier biſt du's!

Eckart:

Ewig!

Frau Venus:

Dies Haus kannſt du nie verkaufen.
Michel Michael, bald iſt die Zeit abgelaufen,
in der du den Raum der Geiſter heimlich erleuchtet ſiehſt;
wenn du willſt, daß dein innerſtes Heim ſich erſchließt,
ich zeig dir's!

Michel:

Wer — biſt — du?

Frau Venus

(von feurigem Rauch verhüllt):

Ich weiß nicht mehr.
Wohl aus tiefem Süden kam ich einſt her,
wohl aus höchſtem Norden: aus allen Zonen,
wo Urvater Schmerz und Allmutter Wonne wohnen.

Wohl der einſamen Glut ſeines Geiſtes bin ich entſproſſen,
wohl vom willigen Feuer ihrer Seele durchfloſſen
in des Erdgrunds kreiſenden Leib getropft,
aus dem nun mein Himmelsblut flammt und flackert und
drängt und klopft,
aufbegehrlich durch deine, auch deine irdiſchen Adern hin —

Eckart:

Hüt dich, hüt dich, Michael, vor der Teufelin!

Die Kaplane
(ſich bekreuzend): Teufelin!

Der Rotbart:

Schweigt, ihr Winſler!

Frau Venus:

Hab Dank! Ja, Gebieter, ich bin
nur die Stimme, die aus dir ſelber lacht,
wenn dein Mutwille hochlodert aus dem Kyffhäuſerſchacht.
Ich, Eckart, brauche des Michels Haupt nicht mit wirren
Machtſprüchen ewigen Heils zu kirren,
nicht wie du, Freund Tyll, mit gleißenden Freiheitsblicken
ſein Hirn beſtricken:
ich rühre nur leiſe an ſein Herz —
(ſie ſenkt ihren Stab auf Michels Bruſt)
ſeht, wie er aufzuckt! — Sag, Michel: Iſt's Schmerz?

Michel:

Schmerz —

Frau Venus:

Iſt's Wonne?

Michel:

Wonne —

Frau Venus:

Iſt's Heimweh nach dem Licht?

Michel:

Licht!

Frau Venus
(ihren Stab wieder hebend):
Fühlst du nun des Blutes selige Unruhpflicht?
Oder willst du leben — sprich — wie diese Machtstreber hier,
ein Ruhestifter voll furchtsamer Gier?

Michel
(die Arme breitend):
O Göttin! —

Die Pastoren:
Gnade!

Eulenspiegel
(mit der Peitsche klappend): Ruhe!

Die Bürgermeister
(während sich die Kaplane bekreuzen):
Gnade, Göttin!

Eulenspiegel:
Ruhe!!!

Die Landräte:
Göttlichste Göttin!!

Frau Venus:
Ihr??
Ihr meint eine Andre! Ihr meint die teuflische Fratze,
die jene Diener des Heils da (auf die Kaplane weisend) mit plump geiler Tatze
an die Wand euch malten; drum sitz ich im Trauerschleier.
Aber auch euch treibt heimlich — wißt es! — mein mißgunstfreier
Hauch, eure Angste auszurasen
und euren unreinen Atem irgendwie von euch zu blasen;
drum habt ihr den Erdball zum Höllenkessel gemacht.
(Die Kobolde mit dem Szepter streifend:)
Auf, Klopfgeister! öffnet den Wetterschacht,
durch den der Qualm ihrer Süchte zur Läuterung niederquillt!
Jetzt, ihr Herrn, beseht, beseht euch das Ebenbild

eurer knechtiſchen Notdurft und krampfhaften Mühſeligkeit,
eurer zielbewußten Wohlfahrtsbefliſſenheit,
eurer mammonstollen Stoffwechſelpracherei,
eurer jammervollen Naturgeſetzſchacherei,
des ziviliſierten Barbaren würdigſte Konkubine:
da ſteht eure Göttin: die Maſchine! —

(Die Kobolde haben währenddem das triſtalliene Flechtwerk der linken Grotte geöffnet, und ſchwarzgrauer Dampf iſt herausgequollen. Nun wird ein feuriges Ofenloch ſichtbar, neben dem der rote Karl in ſeiner militäriſchen Maske zwiſchen maskierten Bergleuten und rußſchwarzen Heizern hockt, und darüber eine Schwungradmaſchine; zugleich hört man wieder das dumpfe Kolbengeſtampf, aber weniger laut als früher.)

Die Landräte
(ſich die Ohren zuhaltend):

Himmelkreizru —

Der rote Karl
(tritt drohend vor): man ſtopp!

Chor der Heizer und Bergleute
(dumpf): man ſtopp, man ſtopp, man ſtopp!

Der rote Karl:

Jetzt kommt die Vergeltung! los, Genoſſen! hopp hopp!
Rache!

Die Heizer und Bergleute
(Schaufeln und Spitzhacken ſchwingend, bilden mit hoppſenden Tanzſchritten einen Halbkreis um die Amtsperſonen, die ſich mit flehenden Geberden knierutſchend um Michel zuſammendrängen):

Wir ſind nicht mehr Menſchen; wir dienen, wir dienen,
lebend'ge Maſchinen, den toten Maſchinen.
Jetzt wolln wir mal herrſchen, mit Gewalt, mit Gewalt,
wir armen Teufel in Menſchengeſtalt.
Rache!

Die Kaplane und Landräte:

Wir flehn ehrerbietigſt um Gnade, um Gnade.

Die Paſtoren und Bürgermeiſter:

Es wäre doch ſchade, jammerſchade, jammerſchade

Die Kaplane und Landräte:

um unſre chriſtlich-germaniſche Staatskultur, Staatskultur.

Die Paſtoren und Bürgermeiſter:

O Michel, o Michel, beſinne dich nur! —

Eulenſpiegel

(klopft laut mit dem Finger an die Rückſeite von Michels Bank):

Michel, hörſt du??

Michel:

Ich höre.

Der Rotbart:

So verſchließ dir einſtweilen die Ohren!

Eckart:

Und verwechſle nicht Uns mit dieſen vom Zeitgeiſt beſeſſenen Toren!

Frau Venns:

Nein, hör ſie nur betteln, die dich mit ſtädtiſcher Hoffahrt benebeln,
um hinterrücks deinen bäuriſchen Waghals zu knebeln;
ſeht, ihr Kriecher, jetzt ſchlägt ſie über die Schnur,
die tückiſche Glut eurer Unnatur!

(Eine grelle Flamme pufft aus dem Ofenloch; die Amtsperſonen fahren entſetzt in die Höhe und taumeln geblendet durcheinander.)

Sie macht alles ſo hell,
ſie macht alles ſo ſchnell,
daß eure lichtſcheuen Sinne ſich dran verbrennen,
bis ihr nichts mehr könnt als blindwütig haſten und rennen:
nun, ich will euch erlöſen, ihr armen Irrlichtſchürer.
Los, ihr Hetzteufel alle, packt eure Verführer!

Die Heizer und Bergleute

(hinter den flüchtenden Amtsperſonen her):

Hetz hetz, ins Feuer!

Die Kaplane und Landräte:

Erbarmen, Erbarmen!

Die Heizer und Bergleute:

Ihr Fettungeheuer!

Die Paſtoren und Bürgermeiſter:

Wir Armen, wir Armen.

Die Heizer und Berglente

(nehmen einen Landrat und einen Kaplan am Kragen, während die übrigen in den Pfeilergängen verſchwinden):

Ihr Schweinepriester, ihr Rindviehmagnaten,
jetzt ſingt Halleluja, jetzt werdt ihr gebraten!
marſch!

Der Kaplan:

O Sankt Michael, hilf uns!

Der Landrat:

Inhibieren Sie dieſen Radau!

Der Kaplan:

O Sankt Eckart, bitt für uns bei der gnädigen Frau!

Eckart:

Fahr zur Hölle, Memme!

Der rote Karl:

Höllalnja! marſch, marſch!

Die Heizer:

Ins Feuer!

Der Kaplan

(wird ins Ofenloch geſchoben): An! au!! —

Der Landrat:

Sackerment — (plötzlich ſich losreißend) Herr Corpsbruder!!!

Der Bergrat

(kommt ſofort durch das Flechtwerk der rechten Grotte gehopſt, maskiert wie früher):

— wünſchen? —

Der Landrat

(während er wieder gepackt wird): Na Hilfe, krenzſackerment!

Der Bergrat

(nach der linken Grotte hinübergaloppierend):

Bedaure! bin beſchäftigt! im Dienſt der Herrin! es brennt!

Die Bürgermeiſterin

(kommt plötzlich aus der rechten Grotte ihm nachgaloppiert):

Ach bitte, bitte, bitte! Na warte, ich werd dich ſchon kriegen!

Der rote Karl:

Jawollja! marſch marſch! immer ran, verehrliche Fliegen!

Die Heizer

(den Bergrat gleichfalls ins Feuer ſchiebend und die Bürgermeiſterin hinterdrein):

Immer rin, immer rin, immer rin ins Vergniegen! —

Der rote Karl

(zum Landrat):

Marſch marſch! immer ſchneidig!

Der Landrat:

Na, wenn's ſein muß, dann los!

Platz da — (er ſtürzt ſich ſelbſt in das Ofenloch) —

Der rote Karl:

Allerhand Achtung!

Die Heizer und Bergleute:

So'n Schubbiak! ſo'n Gernegroß!

Der rote Karl:

Still, Genoſſen!

Die Bergleute:

Ohoh!

Der rote Karl:

Ich ſag euch: der Kerl hatte Schneid für drei!

Die drei Heizer:

Hoh!!!

Eulenſpiegel

(ihm mit der Pritſche auf die Schulter klopfend):

Nimm dir'n Beiſpiel dran, Roter! jetzt kommſt Du an die Reih!

Der rote Karl:

Wa —?

Eulenſpiegel:

Zu dienen, Herr Volksbefreier! jetzt iſt man ſo frei.

Der rote Karl:

Zu Hilfe, Genoſſen!

Die Heizer und Bergleute:

Hoh! ohoh!

Eulenſpiegel:

Die Zeit iſt vorbei!

Der Oberheizer:

Vorbei, du Schreihals! jetzt wird nicht mehr ſchwadroniert.

Der rote Karl:

Aber Kameraden!

Ein Bergmann:

Jawollja! haſt uns lange genug kommandiert!
Marſch ins Feuer!

Die ganze Bande:

Marſch marſch, du Freiheitsverräter!
du Rädelsführer! du Erzſchuft! du Hauptattentäter!

Der rote Karl:

Zu Hilfe, Michel!

Eulenſpiegel:

Der läßt ſich erſt recht nicht drillen.

Der Rotbart

(mit beſonders wuchtigem Tonfall):

Hier iſt Jeder nur Bruchſtück von Seinem Willen.

Frau Venus:

Und ſein Wille iſt, ihr Schächer: ich ſoll euch ein bißchen läutern!
euch Alle!

Eulenſpiegel:

Nachher könnt ihr ſäuberlich weitermeutern —

Eckart:

und einer den andern mit reinem Gewiſſen regieren —

Eulenſpiegel:

und euch gegenſeitig immer reiner kuli-kultivieren.
Was meinſt Du, Michel?

Michel

(die Hand nach dem Feuerloch hebend):

Marſch, marſch!

Frau Venus:

Hinein, ihr Teufel, hinweg!
Klopfgeiſter, ſchließt den Sündenverſteck!
Erde, enthölle dein Himmelsblut!
Feuerfluß werde kriſtallene Flut,
beſchwinge die Zeiten, durchdringe die Räume,
bringe Klarheit ins Reich der Träume!

(Der rote Karl wird inzwiſchen ſamt ſeinen Genoſſen von den Kobolden an das Ofenloch gedrängt, und das Flechtwerk der Grotte ſchließt ſich hinter ihnen, auch die Kobolde mitverdergend; zugleich verſtummt das Geräuſch der Maſchine.)

Sag, Kyffhäuſerherr, iſt nun zur Genüge geſtritten?

Der Rotbart:

Frag den Michel, edle Feindin! du kennſt die Geiſterſitten.

Frau Venus:

Ja, du Herrlicher du, werd's endlich inne:
ich bin nur den Armſünderſeelen die Teufelinne.
Aus dem Samen, den ich Verſchwenderin ſtreue,
keimt alles Künftige, alles Junge und Neue,
jeder Traum von Schönheit und Kühnheit, von Freude und Ruhm,
jeder Glaube an wahrhaftes Heiligtum.
Wahrlich, Eckart, unſer Wettſtreit bleibt ewig gleich;
denn dein wie mein iſt das Erd- wie das Himmelreich.
Alſo, Eulenſpiegel, ſchür ſie nur immer fort,
die Hölle der Freiheit zwiſchen hier und dort!
und ſorge dafür, daß deine Schelle
ſelbſt in die verſchlafenſten Ohren gelle!

Eulenſpiegel:

Zu Befehl, gnädige Frau!

(Er hockt ſich ans Fußende von Michels Bank.)

Frau Venus:

Ich nehm dich beim Wort auf der Stelle.
Sprich, Michel: glaubſt du an unſre Schutz- und Trutz-Einigkeit?
und willſt du ihr treu ſein, treu ſein in Luſt und Leid?

Michel:

Luſt — und — Leid!

Frau Venus:

Und willſt du mir, was dein Mund ſo im Traum verſpricht,
auch beſchwören von Augen- zu Augenlicht?

Michel:

Augenlicht!

Frau Venus:

O, erkenne mich erſt, du! — Weißt du nicht mehr:
Fremd aus fernem Süden wohl kam ich einſt her,
ſo fremd, daß ein Schreck dein nordiſches Blut durchlief,
wie ein Bergquell wohl aus der Erde tief,
eines Abends im Wald, war kaum ſechs Jahr,
einen Kranz wilde Efeuranken im Haar —
(ſie lüftet lächelnd ihren Schleier)
und mit Augen, wie der Kuckuk fürwahr —

Michel
(jäh emporgreifend):

Liſe!! —

Frau Venus:

Ja, ſo ſaß ich unter dem Felſenhang
und ſang —

Michel:

und ſang — —

Frau Venus
(nickt und verhüllt ſich wieder):

Und nun ſiehſt du mich hier, wie du wünſchteſt, in ſeidnen
Kleidern ſitzen,
mit Glaßeehandſchuhen und Diamanten und ausländiſchen
Spitzen;
und gilt dir doch alldas in Wahrheit nicht einen Niet
gegen ein einziges kleines heimatliches Lied
von Herzensgrund
aus meinem Mund —

Michel:

deinem Mund —

Frau Venus

(ſich erhebend):

Hört's, Geiſter, hört's! ſchlingt den Zauberreigen!

(Die Kobolde eilen von rechts wie links durch das Flechtwerk aus den Grotten herbei; eine leiſe Walzermuſik beginnt von fern.)

Raunt mein Gebet ihm ein in ſein innigſtes Eigen:
in Fleiſch und Blut,
in Mark und Mut:
Körperrauſch werde Seelenglut!

(Sie ſenkt ihr Szepter wieder auf Michels Bruſt, während der Rotbart mit dem Schwert und Eckart mit dem Kreuzſtab ſein Haupt berühren; zugleich beginnen die Kobolde ringelreih um die Bank zu ſchreiten, während Eulenſpiegel am Fußende kauern bleibt.)

Frau Venus:

Michel Michael! Mehr kann kein menſchlicher Geiſt erwerben

Die Kobolde

(gedämpft): Geiſt erwerben

Frau Venus:

als ein Haus, das er heiligt für ſeine Erben!

Die Kobolde

(wie vorher): ſeine Erben!

Frau Venus:

als einen Hof, wo er ſpielt mit Weib und Kind!

Die Kobolde:

Weib und Kind!

Eckart:

als einen Herd, an dem er Frieden findt!

Die Kobolde:

Frieden findt!

Der Rotbart:

eine Schwelle zum Himmel, wenn er den Kampf beſtand
für ſeine Muttererde, ſein Vaterland!

Die Kobolde
(allmählich lauter):
ſeine Muttererde, ſein Vaterland.
Eulenſpiegel
(alle zehn Finger hochſpreizend):
Dieſer Traum der Menſchheit, Michel, hat vielerlei Enden!
Die Kobolde:
vielerlei Enden!
Frau Venus:
laß dich nicht von Träumen, die eitel ſind, blenden!
Die Kobolde
(plötzlich niederknieend, Hände vors Geſicht): blenden!
(Die ferne Tanzmuſik hört auf.)
Eckart:
Bei dem Gott, dem der Geiſt deiner Väter entſprang —
Der Rotbart:
bei deines Namens hellem Erzengelklang —
Eulenſpiegel
(den Schellenzipfel gen Himmel hebend, doch noch nicht klingelnd):
bei der dunkeln Macht, über die ich weine und lache —
Frau Venus:
erwache, Michael —
Die Kobolde und Eulenſpiegel
(aufſpringend, Zipfelmützen und Schellenzipfel ſchwenkend, während der Vorhang ſich ſchließt): erwache! — —

*

Eulenſpiegel als Zwiſchenredner
(aus dem Mittelſpalt des Vorhangs tretend, mit verlegenem Achſelzucken):
Er ſchläft immer noch. Was tun? — (Aufhorchend) Jetzt ſchnarcht er ſogar.
Das iſt höchſt bedenklich; denn wir laufen alle miteinander Gefahr,

noch geiſterhafter von ihm geträumt zu werden,
und das könnte doch vielleicht unſern leiblichen Zuſtand gefährden.
Ich würde ihn wecken; aber wer weiß, was paſſiert,
wenn er unverſehens ſeine Zippelmütze verliert
und ernſtlich nachdenkt über dies nächtliche Abenteuer.
Auch unſerm Herrn Dichter übrigens ſcheint das durchaus nicht geheuer;
ich glaube, er fragt ſich lieber ſchon garnicht mehr,
wer jetzt wirklich Herr iſt, wir oder er.

(Hinterm Vorhang beginnt leiſe Tanzmuſik.)

Aha! da läßt er gleich wieder den Fidelbogen ſchwingen;
vermutlich, um den Gang der Handlung beſſer in Trab zu bringen.
Seit wir dem Michel klarmachen mußten, was er im Grunde will,
ſteht dem Herrn ſein Wille ebenſo gründlich ſtill
vor den unberechenbaren Folgen dieſer Geiſterſtunde.
Ich hör ihn bereits mit ſperrangelweitem Munde
um unſern Beiſtand gegen ſeinen ſchnarchenden Helden flehn;
ja, ſo dreht ſich der Weltlauf im Handumdrehn.
Wenn nun der Michel träumen will bis zum Jüngſten Tage,
was wird dann aus der ganzen tatſächlichen Lage?
Sein Haus fällt der Grubengeſellſchaft in die Hände,
und ſeine Glücksfee nimmt womöglich als alte Jungfer ein Ende;
ich muß doch mal nachſehn, was ſich da machen läßt.

(Er ſteckt einen Augenblick den Kopf in den Vorhangſpalt.)

Halt! er ſchnarcht nicht mehr. Er liegt bombenfeſt;
nicht einmal ſeine Krone iſt verſchoben,
und man hat ihn inzwiſchen ſogar auf den Thron gehoben.
Da heißt's doppelt Vorſicht. Ich warne nochmals Jeden vor Schaden;
denn Sie wiſſen, er iſt reichlich mit allerlei Sprengſtoff geladen,

und wie leicht kann der plötzlich ganz von selber loskrachen!
Also werd ich ihm mal Platz für den Explosionsfall machen.

(Er schiebt den Vorhang nach rechts beiseite.)

Vierter Aufzug

(Bild: wie beim zweiten Aufzug. Doch ist jetzt die Bank mit dem angebundenen Michel quer auf zwei zusammengerückte Tische gesetzt, die rechts unter dem Laubengang stehn; und überhaupt sieht alles ziemlich verrattert aus. Hinter Michel, auf Stühlen zu ebner Erde, sitzen der Rotbart und Eckart, ebenfalls schlafend; und an dem langen Tisch links schläft der schwarze Karl, mit einer leeren Flasche im Arm. Vorn, unten vor Michel, sitzt und wacht Lise Lieb, noch immer als verschleierte Glücksfee; neben ihr steht der maskierte Bergrat, mit zwei Sektgläsern in der Hand. Die leise Musik im Saal dauert fort; man sieht, es wird eine Cotillontour getanzt, und ab und zu huscht ein Pärchen heraus in die Büsche.)

Eulenspiegel
(prallt mit dem Vorhang an den Bergrat, sodaß dieser die Sektgläser fallen läßt):
Oh Pardon, Herr Rat!

Der Bergrat:
O zum Teufel, Sie Tr —

Eulenspiegel:
Tr —?

Der Bergrat:
Sie — Traumspuk mein'ich!

Eulenspiegel:
Ah, danke höflichst, Sie Rr —
Sie Raumspuk mein'ich — und werde sofort das Glas neu erscheinen lassen;
unterdeß dürften Scherben nicht schlecht zu dem Fräulein Glücksfee passen.

Der Bergrat:
Also zwei Gläser, bitte.

Lise Lieb:
Nein, danke! Nichts mehr! nicht einen Tropfen!
(Halblaut zum Bergrat, etwas kokett):
Ach, ich fühle mein Herz schon rasch genug klopfen.

Eulenſpiegel:

Alſo eins, Herr Glücksrat?

Der Bergrat:

Nein, danke gleichfalls! danke!

Eulenſpiegel:

Alſo keins. Glückauf, Spuk! (Ab nach dem Saal.)

Der Bergrat

(Liſens Schleier faſſend): O dieſe ſchwarze Schranke,
wann wird ſie endlich von dem klopfenden Herzchen weichen?!
O wüßt ich den Preis, ſpröde Fee, für dies Glück ohnegleichen!

Liſe:

Nicht ſo ſtürmiſch, Herr Ritter; Ihr werdet ſogleich erſchrecken.
Ihr habt den Preis nämlich in der Taſche ſtecken.
Ja ja! Und er iſt nur ein Blatt Papier.

Der Bergrat

(ſeine Brieftaſche herauslangend):
Aber Herz, natürlich! Wie hoch ſoll der Check ſein? Hier!

Liſe:

Check? was iſt das? — Ach ſo! Hahahah! Nein, danke recht ſehr;
ich meinte — (zupft an dem Vertragspapier; — plötzlich ſchreckhaft) ogott! er hat ſich gerührt!

Der Bergrat

(den Vertrag raſch wieder einſteckend): Was! Wer!

Liſe:

Na, Er! Wenn er aufwacht! Ach bitte, Herr Bergrat: ſchnell: bringen Sie mich heim!

Der Bergrat:

Ja natürlich, Schatz! In welches Hotel?

Liſe:

Hotel? Nein, nach Hauſe!

Der Bergrat:

Hauſe?

Liſe:

Ja bitte! geſchwind!

Der Bergrat:

Hm — wer biſt du denn?

Liſe:

Ach, Herr Rat — blos dem Michel ſein Pflegekind.

(Die Tanzmuſik ſetzt ab.)

Der Bergrat:

Ach ſo —! Hahahah! — Süßer Racker!

Liſe:

Er darf mich hier nicht finden!
Will ihn blos noch raſch von der Bank losbinden.

(Sie tut es.)

Eulenſpiegel

(erſcheint im Hintergrund mit der noch immer maskierten Bürgermeiſterin):

Bitte dort, ſchöne Frau; Sie ſehn, man will ſchon verſchwinden.

Der Bergrat

(Liſens Arm nehmend):

Alſo los!

Die Bürgermeiſterin

(nach vorn eilend, während Eulenſpiegel zurück in den Saal geht):

Ah, monsieur, Sie treiben's ja rein ſchon zum Skandal!

Der Bergrat:

Oui, madame! drum verlaſſ ich auch das Lokal.
Ihr Diener!

Liſe:

Empfehl mich, Madam!

Die Bürgermeiſterin

(während die Beiden nach rechts verſchwinden):

Sie Dirne! Sie freches Stück!
O, meine Nerven! — O Theodor, komm zurück!!! —

(Sie iſt dabei auf den Stuhl geſunken, auf dem vorher Liſe geſeſſen hat. Die Tanzmuſik ſetzt wieder ein.)

Eulenſpiegel

(erſcheint mit dem etwas ſchwankenden Bürgermeiſter):

Bitte dort, Herr Bürgermeiſter — (entfernt ſich wieder) —

Der Bürgermeiſter

(gleichfalls noch immer maskiert, mit einigen Cotillon-Orden am Domino):

Aber Wally, was ſollen die Leute denken!
ſo mitten aus dem Cotillon abzuſchwenken!
ich bitt dich!

Die Bürgermeiſterin

(ſchluchzend): Ach, Männe!

Der Bürgermeiſter:

Ach, laß das Getu!

Die Bürgermeiſterin:

Was?! — (kreiſchend:) Pfui, du Flaps! du elender Fatzke du!
Geh!!!

Der Bürgermeiſter:

Aber Frauchen!

Die Bürgermeiſterin:

Geh, ſag ich! oder ich ſchrei!!!

Der Bürgermeiſter:

Um Gottes willen — (er ſchlägt ſich nach rechts in die Büſche) —

Die Bürgermeiſterin

(ſchluchzend): So'n Stieſel! Und riecht noch nach Bier dabei! —

Eulenſpiegel

(erſcheint im Hintergrund mit dem Kaplan):

Bitte dort, Ehrwürden — (dann wieder ab in den Saal) —

Der Kaplan

(auch ſchon ein bißchen ſchwankend, zur Bürgermeiſterin):

Ei, teuerſtes Beichtkind, ei:
ſo vereinſamt inmitten der Fröhlichkeit?

(Er nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich dicht neben ſie.)

Die Bürgermeiſterin:

Ach, Ehrwürden, es gibt ſoviel Herzeleid!

Der Kaplan
(ihre Hand nehmend):

Ei, ei —

Die Bürgermeiſterin:

O fühlen Sie, wie ich zittre und bebe —

(ſie drückt ſeine Hand an ihren Buſen, während Michel oben hinter ihnen erwacht und unbemerkt ſich allmählich auf ſeiner Bank zurechtſetzt)

Ach —

Der Kaplan:

Ach —

Die Bürgermeiſterin:

O hätt ich etwas, wofür ich lebe!
mir iſt manchmal ſo ſchwach, ſo unbeſchreiblich ſchwach!

Der Kaplan:

Ja, ich fühl es —

Die Bürgermeiſterin:

Ach, wie das wohltut — ach —
wie das wonnig klang, als Sie ſagten: Ei, ei —

Der Kaplan
(weiterfühlend):

Ei, ei —

Die Bürgermeiſterin:

Ach, mir wird auf einmal ſo anders, ſo frei!
wie das himmliſch iſt, ſo getröſtet zu werden!

Der Kaplan:

Ja, da fühlt man das Paradies auf Erden —

Die Bürgermeiſterin:

Ach — wenn ich auch etwas abgehärmt ſcheine —

Der Kaplan:

O — das ſind ja gottgeſegnete Beine —

Eulenſpiegel
(erſcheint im Hintergrund mit dem Paſtor):

Bitte dort, Herr Paſtor —

Michel

(breit von oben herab zu dem Pärchen):

Ihr Schweine —

Die Bürgermeisterin:

Huch — (läuft nach rechts davon) —

Der Kaplan

(ruhig aufstehend):

Was! Er Säufer erfrecht sich, hier fromme Gespräche zu stören?

Michel

(über die Stühle vom Tisch niedersteigend):

Platz da, Pfaff!

Der Rotbart und Eckart

(von Eulenspiegel wachgemacht, treten aus dem Laubengang):

Platz! Platz!

Der Kaplan

(vor Michel zurückprallend): Ah! Er soll von mir hören! Wart, Bursch! (Ab in den Saal mit dem Pastor zusammen, der im Hintergrund gewartet hat.)

Eulenspiegel:

Nun, hehrer Helde? zurück aus dem Geisterland? wie steht's?

Michel

(ganz mit sich beschäftigt, schlägt nach der Troddel der Zippelmütze):

Verdammtes Gebammel! (und reißt sie sich vom Kopf.)

Eulenspiegel:

O aber! Solch Ehrenpfand, das schlägt man doch nicht!

Michel

(die Mütze anstarrend): Was ist das? was soll das? — Hee: wer tat das, Schwarzer?!

Der schwarze Karl

(von Michel gerüttelt): Hilfe! mein Portepee! Josef-Maria — (ist aufstehend über seinen Degen gestolpert, fällt unter den Tisch und schläft weiter) —

Michel:

Viehklumpen! — Und Ich?? — O Vieh, Vieh, Vieh!!!

(Die Mütze zerfetzend und zu Boden ſchleudernd:)

Schandlappen verfluchter! da lieg, du Infamie!
O, ich Narr! ich Stadtnarr!!! (Er faßt ſeinen Kopf mit beiden Händen;
die Tanzmuſik ſetzt wieder ab) Halt, Michel, halt!
beſinn dich, Menſch! — (Er blickt ſcheu nach dem Rotbart und Eckart hinüber,
taſtet an ſeiner Bruſt herum, holt das Vertragspapier aus der Taſche, entfaltet es,
ſtarrt es kopfſchüttelnd an.)

Eulenſpiegel

(nimmt unterdeſſen Eckart beiſeite):

Excellenz —

(und da dieſer ihm raſch den Mund zuhält)

ah, Pardon — aber gehn wir nicht bald?
wir könnten leicht den rechten Moment verpaſſen.

Der Rotbart

(iſt zu ihnen getreten):

Nein, wir dürfen den Mann nicht in ſeinem Zorn verlaſſen.

Eulenſpiegel:

Wie's beliebt, gnädiger Herr — —

Michel:

Wo iſt er? Er ſoll mir heraus!

Der Rotbart:

Wer, Michel, wer?!

Michel:

Dem ich hier mein Haus
vorhin verſchrieb ohne Sinn und Verſtand!

(Er zerknautſcht das Papier, will es wegwerfen, hält plötzlich inne und ſteckt's in
die Bruſttaſche.)

Eulenſpiegel:

Der, Herr Vetter, iſt leider inzwiſchen kurzerhand
mit deiner Glücksfee durchgebrannt.

(Die Tanzmuſik ſetzt wieder ein.)

Michel

(nimmt seinen Hut und Stock von dem Tisch unter der Bank):

Ihr Herren! Ich bin nur ein Mann in geringem Kleid
und mit Ehrfurcht im Leibe; aber was ihr auch seid,
ich schätz mich zu wert, euern Schabernack einzustecken!
Ich bin kein Hanswurst für naseweise Gecken,
und im Wirtshaus ist jedermann nichts als Zechkumpan!

(Auf die zerrissene Mütze deutend:)

Wer hat mir den Schimpf da angetan?!

Eulenspiegel:

Da mußt du den dort fragen, Freund Grobian.

(Er zeigt nach hinten, wo eben der maskierte Landrat erscheint, ganz mit Cotillon-Orden bepflastert, begleitet vom Kaplan und vom Pastor, alle drei den Hut auf dem Kopf und nicht mehr vollkommen fest auf den Beinen.)

Michel

(sich gleichfalls den Hut aufstülpend):

Ahh, Herr!

Der Landrat

(sich mit dem Taschentuch fächelnd):

Ä —: Ah —? was Ah?!

Michel:

Ich fordre Aufklärung, Herr!

Der Landrat:

Pahaháh! Ist ja gottvoll! — Na also, Sie Aufklärererr:
erst mal Hut ab, wenn Sie hier um was bitten!

Michel:

Mit Verlaub: mein Hut kehrt sich ganz nach Anderleuts Sitten!

Eulenspiegel

(mit Fistelton): ja Sitten!

Der Rotbart und Eckart

(tief und schwer): Sitten!

Der Landrat:

Himmelkreiz, Ruhe! — Das ist ja -áh- unerhört!

Der Kaplan und der Pastor:

Unerhört! Unerhört!

Der Landrat:

Er beſoffner Flegel, merk er ſich: Wenn er das Feſt weiterſtört

Michel

(den Hut kurz lüftend):

Um Verzeihung, Herr Landrat: Wer iſt hier beſoffen?
Ich für mein Teil hab meinen Rauſch ausgeſchloffen.

Der Landrat

(immer heftiger fächelnd):

Ruhe!!!

Michel

(wie vorher): Sehr gern, Herr Landrat. Nur bitt ich noch dieſe Nacht
um Antwort: Wer hat mich beſoffen gemacht?!
Und im Übrigen bitte: hier leg ich hin,
was ich etwa irgendwem dafür ſchuldig bin!

(Er langt eine Handvoll Geld aus der Hoſentaſche und wirft ſie dem Landrat vor die Füße.)

Der Landrat

(etwas zurückweichend):

Aber das iſt ja ein ganz -á- ganz unglaubliches Vieh!

Der Kaplan:

Ja, ein Vieh!

Michel:

Ahh!!! (hebt in heller Wut ſeinen Stock.)

Der Rotbart und Eckart:

Halt, Michel! Halt!

Michel

(bezwingt ſich): Ja, wahrhaftig: für die,
die Bieſter da, iſt mein Stock zu gut.
Aber eh ich ihn heimtrag, ihr Kröten-und-Unkenbrut,
ſoll euch doch mal erſt, und müßt ich den Hals drum wagen,
eine Menſchenſtimme ans Trommelfell ſchlagen!

(Der Landrat holt Notizbuch und Bleiſtift heraus.)

Ja, notieren Sie's nur! ich ſtell's gerne auch noch unter Eid!

O, mit welchem Bruſtkorb voll Feiertagsgläubigkeit
kam ich heut auf dies Feſt, dies Volksfeſt, her in die Stadt!
Wie hatt ich mein einſames altes Waldneſt ſatt!
wie ſah ich die Welt hier von neuen Lichtern leuchten,
die mir alles Leben weiter und größer zu entfalten deuchten!
(halb zum Rotbart und Eckart hingewendet:)
wie war ich willens — die Herren da ſind mir Zeugen —
jedem überlegnen Geiſt mich mit Kopf und Kragen zu beugen!
wie glaubt ich, daß hier, wo Männer zum Wahlkampf rüſten,
die rechten, anfrechten Vorbilder ragen müßten,
einen Kerl wie mich zu vornehmer Art anzuleiten!
Und was fand ich? (Zornſchluchzend:) Lauter Gemeinheiten!

Eckart
(dumpf): Gemeinheiten.

Eulenſpiegel:
Na heul nicht, Michel!

Der Rotbart:
haſt höhere Obrigkeiten!

Der Landrat:
Was?! Schwerebrett ja, was unterſtehn Sie ſich!
Ich verbitt mir, meine Herrn da — wer ſind Sie eigentlich?!
wie heißen Sie?! (Inzwiſchen hat ſich im Hintergrund ein Haufen maskierter Leute verſammelt, darunter das Bürgermeiſterpaar Arm in Arm, und ein lärmender Wirrwarr drängt gegen den Rücken des Landrats.)

Drei Bengelſtimmen
(plärren aus dem Gedränge):
(weinerlich) Fritze! (dreiſt) Peter Paul! (ruppig) Ludewich! —

Der Landrat:
Himmelkreizrudiment, Herr Kaplan, da ſoll man nicht fluchen?!
(Drei Kobolde kommen plötzlich zum Vorſchein, der erſte ohne Mütze und mit flennender Miene.)

Michel (für ſich):
Träum ich?

Der Landrat:

Verflixte Bengels, was habt ihr hier noch zu suchen!
Ehrwürden hat euch doch extra vorhin zu Bett gejagt!

Der Pastor:

Ich auch, Herr Landrat!

Erster Kobold

(weinerlich): Ich will meine Mütze!

Der Landrat:

Waas?

Zweiter und dritter Kobold:

Mütze!

Erster:

Ja —! Mutter hat gesagt:
Fritze, hat sie gesagt —

Zweiter und dritter:

Dusselfritze!

Erster

(weinerlich): Dusselfritze —

Zweiter:

erst gehst du und holst deine Zippelmütze!

Erster:

Zippelmütze —

Dritter:

Da liegt sie!

Der Landrat

(verlegen sich wegdrehend): A — bitte, Herr Bürgermeister!

(Er nimmt ihn beiseite, gestikuliert mit ihm.)

Erster Kobold

(hat die Mütze vom Boden genommen):

Kaputt — (und läßt sie wieder fallen) —

Michel:

Na heul nicht, Fritze. Kuckt, kleine Geister,
was hier liegt!

Die Kobolde:

Geld! richt'ges Geld!

Michel:

und'n ganzer Haufen!

Da grappſcht! da könnt ihr zehn neue für kaufen.

(Während ſie auffammeln)

Und ſagt eurer Mutter: der deutſche Michel läßt grüßen,
und die alte Schlafmütz, die hat er heut Nacht zerriſſen.
So; nn geht zu Bette!

Erſter Kobold:

Dank ſchön.

Zweiter:

Hurrra!

Dritter:

der deutſche Michel ſoll leben!

Erſter und zweiter:

leben! leben!

Eulenſpiegel

(während die Kobolde verſchwinden):

So, Herr Vetter; nun könnten wir uns auch wohl ins Neſt
begeben!

(Die Tanzmuſik macht wieder Pauſe.)

Michel:

Wir? — Ich hab meine Rechnung hier noch nicht klapp!

Der Landrat:

Iſt geſchenkt! Er kann jetzt abſchwirren. Ab!
Man kennt ihn!

Michel:

Man ſoll ihn noch mehr kennen lernen!

Der Paſtor:

Ein Diener des Friedens rät Ihnen, ſich zu entfernen,
Herr Michael. Wahrlich, Sie mißbrauchen

Der Landrat:

Schon gut, Herr Paſtor; den muß man anders anhauchen.
Marſch nach Hauſe, Burſche! (Michel zuckt auf.)
Und ſollt er ſich weiter erfrechen,
dann — (er gibt dem Bürgermeiſter ein Zeichen) —

Der Bürgermeiſter:

Sofort, Herr Landrat! (geht eilends ab.)

Michel

(den Hut lüftend):

Herr Paſtor, ich will den Herrn Bergrat ſprechen;
wo iſt er?

Der Landrat:

Er hat hier garnichts zu wollen!

Michel:

Wo iſt er?!

Der Landrat

(zurückweichend, etwas torkelnd):

Kreuzſchwerebrettnochmal, er ſoll ſich nach Hauſe trollen!
verſtanden?!

Der Rotbart:

Michel Michael, halt deine Hand im Zaum!

Eckart:

Bleib deiner mächtig, Mann; alles Andre iſt Traum.

Michel:

Wo iſt der Bergrat?! Er wird mir Rede ſtehn;
er verſteht mit uns Volk menſchlich umzugehn.

(Die Tanzmuſik ſetzt wieder ein.)

Der Landrat:

Meine Herren und Damen! ich rufe Sie ſämtlich zu Zeugen:
ich habe -ä- Alles getan, um Exzeſſen vorzubeugen.
Hab ich, meine Herren?

Chor der Herren:

Jawohl, Herr Landrat! Alles!

Der Kaplan:

fast übergebührlich!

Der Landrat:

Meine Damen?

Chor der Damen:

Jawohl, Herr Landrat!

Die Bürgermeisterin:

schon beinah unnatürlich!

Der Landrat:

Demnach -á- warn'ich den Delinquenten zum letzten Mal: derselbe hüte sich hierorts, in diesem -á- städtischen Festlokal, vor Widerstand gegen die Staatsgewalt!

Michel:

Wie? — Ich seh hier nur Leute in allerhand Maskengestalt.

Der Landrat:

Ruhe!!!

Der Kaplan:

Wenn Sie wünschen, Herr Landrat, bin ich im Amtskleid erbötig

Michel:

Ja: Enresgleichen hat keine Maske erst nötig!

Eine Dame:

Hihihi —

Einige Herren:

hähähä — hahahah —

Der Kaplan:

Unerhört!!

Der Pastor:

Es scheint, Herr Collega, der Ärmste ist geistig gestört.

Der Landrat:

Ja! Sag er mal, Wertſter: ihm brennt's wohl im Kopp, das Stroh?!

Michel:

Darauf, Allerwertſter, darauf antwort ich ſo — —

(er kehrt ihm den Rücken und ſchlägt ſich aufs Hinterteil; die Tanzmuſik bricht quietſchend ab, und ein langer ſtarker Baßton erfolgt) — —

Die Herren:

Hä!!

Die Damen:

Ohh — — (man fährt mit den Taſchentüchern zur Naſe und wendet ſich ruckhaft von Michel weg.)

Der Landrat:

Aber das ſchreit ja zum Himmel mit dem Rüpel da!
Iſt denn kein Gummiknüppel da?!
Herr Bürgermeiſter!!!

Der Bürgermeiſter

(vom Hintergrund her): Sofort, Herr Landrat!

Der Landrat:

Ja bitte, fix!!
Platz da, meine Damen!

Der Bürgermeiſter:

Vorwärts, Leute! da ſteht der Taugenix.

(Drei Poliziſten marſchieren auf.)

Eulenſpiegel

(mit der Pritſche klappend):

Halt! Vorſicht! hier riecht's nach Dynamit!

Der Landrat:

Ruhe!!! Vorwärts, Kerls! Loſungswort: Moabit!
Los!

Der Bürgermeiſter:

Los, Leute!

Michel

(mit beiden Händen ſeinen Stock aufſtemmend):

Halt!! Noch ſteh ich Gewehr bei Fuß;
aber wer den Michel anrührt, den haut er zu Mus!

Der Landrat!

Alſo Achtung! Plempen raus! Hoch das Bein! Immer druff!

Die Poliziſten

(blank ziehend und vorrückend):

Immer druff! immer druff! immer druff —

Michel:

druff! knuff!!

(rennt ſie mit quergenommenem Stock übern Haufen.)

Die Damen:

Huch — (flüchten ſamt den Herren nach hinten; zugleich aber kommen drei andre Poliziſten von rechts aus dem Laubengang geſtürzt, fallen Michel in den Rücken und nehmen ihn feſt) —

Die Poliziſten:

Du Luder! du Miſtvieh! du Aas! Lumpenhund!
Uff, Kanalje! Uff jetzt! Na warte: wir drehn dir die Knochen
ſchon rund!

(Sie zerren Michel vom Boden und drücken ihn in die Kniee; zwei Mann halten ſeine Füße gepackt, je zwei ſeinen rechten und linken Arm.)

Der Landrat

(wieder nähertretend):

Stillgeſtanden! — So, Burſche: jetzt wird er wohl kirre ſein.
Legt ihm Handſchellen an!

Michel

(aufbrüllend): Nein!!! Nein, ſchrei ich! Nein!
Beim ewigen Gott: lieber hackt mir die Arme vom Rumpf!

Der Landrat:

Ruhe!!!

Michel:

Ich will Alles, was ich habe, mein Haus, Stiel und Stumpf,
der Staatskaſſe ſchenken!

Der Landrat:

Schluß jetzt! (Zu den Polizisten) Tut eure Pflicht!

Der Rotbart:

Halt! Das wird nicht geschehen! dem Mann da nicht!

Eckart:

Trage Jeder, der richtet, Scheu vor höherm Gericht!

Der Landrat:

Waas! — Ja zum Teufel, da soll doch — das ist ja wahrhaftigen Gott
das reine Anarchistenkomplott!
Herr Bürgermeister!!

Der Bürgermeister:

Herr Landrat? —

Eulenspiegel

(während die Beiden erregt zusammen tuscheln und der knieende Michel stumm mit den Polizisten ringt, zum Rotbart):

Gnädiger Herr, ists erlaubt,
die Narrheit loszulassen gegen ein närrisches Haupt?

Der Rotbart:

Tu, Schalk, was dein Witz und — dein Herz dir erlaubt!

Eulenspiegel:

Dank, Herr — (er verneigt sich und eilt nach links davon) —

Der Bürgermeister

(vor Michel und seine Häscher tretend):

Halt, Leute! — Arrestant Michel Michael,
wir wollen Rücksicht nehmen auf Ihren submissen Gnaden-Apell
und Sie einfach abführen lassen, ohne Verwendung von Handschellen,
unter der Bedingung: Sie nennen Ihre Spießgesellen.

Michel:

Wie —?

Der Bürgermeister

(auf den Rotbart und Eckart hinüberweisend):

Wer sind diese Herren, mit denen Sie sich nicht schenten,
unsre vaterländische Feststimmung unziemlich auszubeuten?

Michel

(immer noch knieend, ſtier vor ſich hin):

O Deutſchland — —

Der Landrat:

Na wirds bald?!

Stimme des roten Karls:

man ſtopp!!!

Immer mehr Stimmen von draußen her:

man ſtopp! man ſtopp! man ſtopp!

(Zugleich wird wieder das dumpfe Geräuſch der ſtampfenden Maſchine hörbar.)

Der Landrat

(ſich die Ohren zuhaltend):

Himmelkreizſackerment, tanzt denn heute der Deibel Galopp?!

(Von links erſcheinen Eulenſpiegel, der rote Karl in ſeiner Militär-Uniform, jetzt aber mit Schlapphut und ohne Geſichtsmaske, und die maskierten Bergknappen; die meiſten etwas angezecht, alle mit leeren Sektflaſchen, die ſie bedrohlich wie Keulen ſchwingen.)

Der rote Karl

(während Eulenſpiegel mit der Pritſche den Takt dazu klopft):

Stopp! Hie Knappſchaft!

Die Bergknappen:

Knappſchaft!

Der rote Karl:

Glückauf!

Die Bergknappen:

Glückauf!

Der rote Karl:

Jeder Knappe im Schacht

nehm ſich vor falſchen Wettern in Acht!

Licht aus!!! (Er haut ſeine beiden Flaſchen aneinander zu Scherben; ſofort erlöſchen die elektriſchen Ampeln. In der Dunkelheit geben jetzt nur die Laternchen an den Tſchakos der Bergknappen ſpärliches Licht. Man ſieht, wie ſich Michel von ſeinen Häſchern losreißt, ſeinen Stock ergreift und um ſich ſchlägt. Dazu Geraſſel von Säbeln und zerſchmiſſenen Flaſchen, Geſchrei der flüchtenden Damen und Herren, und Eulenſpiegels Pritſchengeknalle.)

Die Bergknappen
(durch den Tumult hin und her trottend):
Aus das Licht! Aus das Licht!
Irrwischfunken zünden nicht!
(Michel stimmt ein):
Sumpfgesindel! Unkenbrut!
fang mal Feuer, faules Blut!
Der Rotbart:
Aber Michel! Kerl! du verbläust ja mein Schwert!
Michel:
Immer druff! Meines Vaters Stock ist zehn Schwerter wert!!!
Die Bergknappen:
Wert oder nicht, wert oder nicht,
schlagt in Stücken, was zerbricht!
Michel:
Sind zerbrochen alle Klingen,
kann man noch den Knüppel schwingen!
Sieg!!!
(Man sieht im Hintergrund durch den Saal die letzten fliehenden Amtspersonen mit flüchtig aufflammenden Zündhölzchen rennen.)
Die Bergknappen:
Sieg! Hurra, Sieg!!!
Der rote Karl:
Glückauf, Genossen!
Die Bergknappen:
Glückauf!!!
Eulenspiegel
(mit Schellengebimmel):
Es lebe der ganze, allbeglückende Volksfestverlauf! —
Nun, Held Michel, wie steht's? vollständig heil und gesund?
Laßt mal sehn! (Die Bergknappen nehmen die Tschakos ab und beleuchten ihn mit den Grubenlichtern.)
Michel:
Mir fehlt blos ein guter Trunk zur Stund.

Eulenſpiegel:

Ih! — Na, dann mal her den Reſt von der Keſſelbefeuchtung!

Michel:

Nein, Waſſer!

Eulenſpiegel:

Ah, Waſſer!

Die Bergknappen:

Hahahah! Proſ't!

Eulenſpiegel

(nochmals bimmelnd und nach draußen gewendet):

Heeda! Beleuchtung!

wo gibts hier Waſſer?! Licht an!!! (Die elektriſchen Ampeln flammen zum Teil wieder auf; man ſieht am Boden zerbrochene Flaſchen, zertrampelte Zylinderhüte und zerriſſene Maskenſtücke liegen.)

Michel:

Aber erſt ſag ich Dank!

Roter Karl, ich werd's dir mein Lebenlang

nicht vergeſſen! (er ſchüttelt ihm die Hand.)

Der rote Karl:

Genoſſen, ſeht ihr?! was hab ich geſagt!

jetzt iſt er Unſer! (klopft ihm gnädig die Schulter.)

Die Bergknappen:

Hurrra!

Michel

(zurücktretend): Wie??

Der rote Karl:

Na, man unverzagt!

Hurra ſchrein wir blos noch ſo aus alter Gewöhnung.

Michel:

So —: Das alſo iſt eure Menſchenbrüderverſöhnung:

(draußen klappt plötzlich die eiſerne Tür zu, und das Geräuſch der Maſchine verſtummt)

einen Mann aus den Klauen der Überzahl glücklich raus-

zukloppen,

um ihn dann in euern Mehrheitsrachen zu ſtoppen —:
die Sorte Brüderlichkeit, die iſt mir zu gleich und frei!

(Ein Maſchinenheizer, unmaskiert, bringt ein Bierglas voll Waſſer; Michel ſchiebt ihn unſanft beiſeite.)

Weg da! Bleibt mir vom Leibe mit eurer Nothelferei!
die könnt ich beſſer bei der Bergratsgeſellſchaft finden.

Die Bergknappen:

Hoh! Frechheit! Haut ihn!

Michel:

Ja, haut ihn, den Plumpſackblinden!
Ihr habt viel gelernt von denen, die euch ſchinden,
aber eins, darin ſind ſie euch doch noch voran:
ſie ſehn blanke Pfennige nicht für Goldſtücke an,
ſie wiſſen Beſcheid über ihre eigne erbärmliche Kleinheit —

(zu Boden ſtarrend, halb für ſich:)

O Menſchheit, dein Erbteil heißt Gemeinheit! —

Die Bergknappen

(zumteil vom Leder ziehend):

Was?! Lyncht ihn! ſpießt ihn! Du Scheißkerl! Schuft! Lauſejunge!

Der Rotbart

(ſein Schwert aus der Scheide reißend):

Zurück!!!

Eckart

(einen großen Revolver aus der Kutte langend):

Sonſt ertönt hier eine noch lautere Zunge!

Enlenſpiegel:

Und, meine Herren, Sektproppen knallen doch angenehmer.
Auch läßt ſich der Reſt der Ladung viel ſicherer und bequemer
ohne Bratſpießgefuchtel fürs Allgemeinwohl verwenden,
zumal da ſich Spieße leicht umdrehn unter Geiſterhänden.

Einige Bergknappen:

Hahahah!

Eulenſpiegel:

Ja, die Welt iſt ſeit Alters voll ſcharfer Plempen;
und wie bald, wie bald kann das Häuflein Gemeinheitskämpen,
das vor Unſerm Gemeinſinn ausriß mit Haſenbeinen,
verſtärkt als Werwolfshaufen wieder erſcheinen!
Alſo, meine Herren, verzeihn Sie: ich möchte meinen —

Die Bergknappen:

Hm — ja — verdammt ja — ſehr wahr! — Weg!! Kommt, Kinder! Weg!
Nach Hauſe!!

Der rote Karl:

Still, Genoſſen!

Die Bergknappen:

Hoh! ohoh!

Der rote Karl:

Aber Schwerenotdonnerblech,
ſo hört doch!

Die Bergknappen

(ihre Degen einſteckend und torkelbeinig nach links abziehend):

Blech! marſch! halt die Schnauze! ſonſt gibts'n Tritt!
komm unſern Sekt ausſaufen! marſch! nach Hauſe! komm mit!

Der rote Karl:

Dann ſanft, Viecher — (lauter) Michel, wir ſind noch nicht quitt! — —

(Er ſchreitet langſam den Andern nach.)

Eulenſpiegel

(da Michel mit ſeinem Stock am Boden herumbohrt):

Nun, Gevatter Helde? du ſchauſt ja ſo tiefſinnig nieder.
Es ſcheint, deine Zippelmütze bezaubert dich wieder.

(Indem er ſie auflangt:)

Sie iſt zwar ein bißchen ſtark ramponiert;
aber vielleicht haſt du jemand, der ſie dir repariert? —
Bitte — (er überreicht ſie ihm) —

Michel
(in ſich gekehrt):
Ja —: zur Erinnrung an dieſe Geiſternacht —
und zum Zeichen: der Michel iſt aufgewacht! —

Eulenſpiegel:
Iſt er? —

Der Rotbart und Eckart
(während der Vorhang ſich ſchließt):
aufgewacht — —

*

Eulenſpiegel als Zwiſchenredner
(von links kommend, klappt mit der Pritſche):
Hochgeſinnte Gönner! (bimmelt mit der Schelle) ſinnige Gönnerinnen!
der Akt der Rache kann jetzt beginnen.
Sie ſuchen wahrſcheinlich bereits mit dem Operuglaſe
nach der wohlverdienten, geſpenſtiſch langen Naſe,
die ich unſerm Dichter untertänigſt in Ausſicht ſtellte.
Jedoch ich frage Sie: wäre er dann der Geprellte?
Nein, dieſen Kopfverdreher müſſen wir noch verdrehter anfaſſen.
Er hat ſich ohnehin zu Anfang gewiß nicht träumen laſſen,
hier als Nachtmützenhüter für Michels Haushalt zu enden;
ich bitte ihm alſo Ihren wärmſten ſtaatsbürgerlichen Beifall zu ſpenden,
das wird ſeinen Weltbürger-Größenwahn gründlich vernichten.
Er wollte drum — im Vertrauen geſagt — garnicht weiterdichten,
aber da kennt er die Traumweltgeſetzgebung ſchlecht:
unſer Herr und Meiſter, jetzt iſt er unſer Knecht!
Soll uns etwa, ihm zu Gefallen, der Weltgeiſt ſpurlos verſchlingen

und die deutſche Geheimpolizei immer mehr in Mißkredit bringen?
Noch ahnt ja keine Seele, was wir in Wirklichkeit ſind;
an Geiſtererſcheinungen glaubt doch kaum noch ein Kind.
Vor allem ſind wir — auf den Ausgang der Handlung geſpannt;
denn es iſt doch für den Fortbeſtand
der chriſtlich-germaniſchen Menſchheit die unumgänglichſte Pflicht,
daß der Michel ſeine Liſe krigt.

(Hinterm Vorhang rhythmiſches Händegeklatſch.)

Da! man klatſcht ſchon! — Heiliger Pritſchenſchall,
das klappt ja, als wär bereits Hochzeitsball.

Liſe Lied

(ſingt hinterm Vorhang,
und Eulenſpiegel ſpricht horchend Zeile auf Zeile nach):

Tapp tapp, wer kommt da querfeldein?
Nur raſch, nur raſch, Herr Morgenſchein,
Trab Trab!
Die Jungfer Tauduft putzt ſich hier;
ſie ſchlägt den Schleier auf vor dir,
klapp klapp!

Eulenſpiegel

(nachdem er die letzte Zeile wiederholt hat):

Sie ſchlägt vielleicht noch mehr auf, klapp;
da geh ich diskreterweiſe ab.

(Er verſchwindet nach links, den Vorhang mit wegziehend.)

Fünfter Aufzug

(Bild: wie beim erſten Aufzug. Am Gartentiſch ſitzt Liſe mit dem noch immer maskierten Bergrat; Beide klatſchen mit den Händen den Takt des Liedes. Sie hat den Schleier zurückgeſchlagen, und ihr Wünſchelſtab ſteht an die Haustür gelehnt. Es iſt noch erſtes Morgengrauen; ſpäter wird der Himmel hinter den Bäumen heller und färbt ſich ſchließlich mit goldner Röte.)

Liſe
(ſingt weiter):
Klapp klapp, ſie lädt dich ein zum Tanz;
nur hol erſt deinen goldnen Kranz,
Trab Trab!
Wer zu ihr will, muß früh aufſtehn;
wer's tut, dem patſcht ſie auf die Zehn,
ſchwapp!

Der Bergrat
(ihre Hände faſſend):
Schwapp, gefangen! Jetzt fordr'ich Löſegeld.

Liſe:
Das kann doch keiner zahlen, dem man die Hand feſthält?

Der Bergrat
(ſie freigebend):
Ach, Fräulein Liſe: wirklich: Sie machen mich rein zum Kind.
Sie tun ja viel ſtachliger, als Sie ſind.

Liſe:
So? Wie bin ich denn?

Der Bergrat:
Sie ſind ſo zum küſſen nett,
ſo wie Dornröschen in ihrem moosgrünen Bett,
als endlich der Ritter kam und ſie nannten ſich Du —

Liſe:
Halt, Herr Ritter: ſo ſpornſtreichs gehts nur im Märchen zu.

Der Bergrat:
Aber ich bitte doch ſchon die ganze Nacht ſo heiß
wie ein Glühwurm, Schatz!

Liſe:
Herr Glühwurm, erſt für den Schatz den Preis!

Der Bergrat:
Aber Kind, du liegſt ja wie'n Füchslein danach auf der Lauer.

Liſe:
Ja, Herr Fuchs; ſonſt bleiben die Trauben ſauer.

Der Bergrat:

Liebes Fräulein Liſe: hier, bitte, ſehn Sie mein ehrlich Geſicht!

(Er will ſich die Maske abnehmen.)

Liſe

(ihn naſenſtübernd):

Nein, lieber nicht.
Ich finde die meiſten Herren maskiert viel netter.

Der Bergrat:

Alle Wetter! —
Ja aber, du Satansmädel:
was ſpukt dir im Schädel!
ſolch Grundſtück iſt doch kein Puppenlappen!

Liſe:

Ja aber, Herr Satan, ich bin doch auch ein recht ſchmucker Happen.

Der Bergrat:

Und blos, weil der — Vormund das Haus behalten ſoll?

Liſe:

Was dachten Sie denn?

Der Bergrat:

Mädel, mach mich nicht toll!
Sag, wo haſt du den Schlüſſel?!

Liſe:

Nein wahrhaftig, den haben die Raben;
ich muß ihn im Stadtpark verloren haben.

Der Bergrat:

Liebes goldnes Mädel, ich hüll dich in Sammt und Seide!

Liſe:

Lieber toller Herr Bergrat: bitte, drei Schritt vom Kleide!
Sonſt zieh ich gleich wieder den ſchwarzen Schleier vor
und ſtopf mir moosgrüne Watte ins Ohr.

Der Bergrat

(das Vertragspapier aus der Brusttasche nehmend und entfaltend):

Nun — dann hier, Fräulein Lise. Der Fuchs ist zwar manchmal ein Dieb,
aber immer ein Ritter.

Lise:

O, das — nein, ist das aber lieb!
Nein wirklich: das ist einfach lieb von Ihnen!

Der Bergrat:

Und die Trauben?

Lise:

Oh — die werden vielleicht noch Rosinen.
Hier schenk ich Ihnen meinen aller-aller-unsauersten Kuß.

(Sie küßt ihm die Hand und springt rasch weg; steckt das Vertragspapier dann ins Mieder.)

Der Bergrat:

Das war aber ein sehr, sehr vormundhafter Genuß.

(Auf ihr Mieder deutend):

Darf ich nicht wenigstens beim Verschluß der Schatzkammer helfen?

Lise:

Nein, das dürfen vorläufig nur im Mondschein die Elfen.

Der Bergrat:

Ach, liebstes Fräulein Lise, sein Sie doch gut zu mir!

Lise:

Ach, liebstes Herrlein Bergrat —

Der Bergrat:

Racker, ich sage dir:
mach mich nicht wild, ich hau dich!

Lise:

Erst kriegen! erst kriegen!

Der Bergrat

(ihr nachsetzend):

Na wart du! ich werd dir die Hexenbeinchen schon biegen!

(Zugleich erſcheint von links Michel Michael; hinter ihm Eulenſpiegel, der Rotbart und Eckart. Liſe ſieht es und läßt ſich vom Bergrat fangen.)

Michel

(kraß auflachend):

Hahahah, ich — heut lern ich noch blocksberghoch fliegen — —
(Dumpf) O Liſe — (Zum Bergrat, wild:) Weg jetzt!!! Marſch aus dem Garten, Sie —

Der Bergrat

(ihm ruhig nähertretend):

Sie —?

Michel:

Scheren Sie ſich! Hier bin Ich Herr!!

Der Bergrat:

Wie —?

Michel

(zuſammenzuckend, ſich abwendend):

Ja ſo! — Verflucht ja —

Der Bergrat:

Ja — jetzt bin Ich es —

Liſe

(ſpöttiſch, halblaut): So —?

Der Bergrat:

Ach ſo; verdammt ja — (wendet ſich gleichfalls ab) —

Michel

(reckt ſich wieder): Ich ſag Ihnen, Menſch, ſein Sie froh,
daß mein Stock ſchon Arbeit gehabt hat heut Nacht!
Aber nehmen Sie trotzdem, rat'ich, Ihr Corpus juris in Acht:
bis zum Räumungstermin iſt das Haus noch Mein!
Alſo Marſch jetzt!!

Liſe:

Aber Michel!

Michel:

Schweig jetzt! Pack dich hinein!
Wo iſt der Schlüſſel?!

Liſe:

Futſch.

Michel:

Quatſch nicht!!

Liſe:

Verloren.

Michel:

Lüg nicht noch obendrein!!

Liſe:

Wie werd ich denn das dem Herrn Vormund zu bieten wagen?

Michel

(an der Türklinke rüttelnd):

Himmelkreuz — (will Liſens Stab zerſchmeißen) —

Liſe:

Nicht, Michel! nicht meinen Glücksſtab zerſchlagen! o bitte, nicht wüſt ſein — (entwindet ihm den Stab) —

Der Bergrat

(den Hut lüftend): Fräulein Liſe, ich will jetzt gehn; aber ich hoffe

Michel:

auf Nimmerwiederſehn!!!

Der Bergrat:

Das dürfte wohl nicht von Ihnen abhängen, denke ich.

Liſe

(halblaut):

Wer weiß, Herr Traubenräuber —

Der Bergrat:

Ah! — Hüten Sie ſich! Der Ritter Fuchs könnte leicht ſeine Zähne demaskieren.

Eulenſpiegel

(kitzelt ihn hinterrücks mit dem Gugelzipfel am Ohr):

Dürft ich bitten, Herr Ritter, das mal dort drüben zu probieren?!

(Er weiſt höflichſt zum Rotbart und Eckart hinüber, die ſich nach rechts begeben haben.)

Inzwiſchen, ſchönſte Glücksfee, gratulier ich zum Luftſchloß-
befund;
vielleicht, Herr Vetter, paßt mein Geheimſchlüſſelbund.

(Sie machen vergebliche Verſuche, die Tür aufzuſchließen; Liſe ſchneidet dem wütenden Michel Geſichter dabei.)

Der Bergrat

(hat ſeinen Spazierſtock vom Gartentiſch geholt, tritt nun ſehr förmlich vor die beiden Vermummten):

Die Herren wünſchen? Und mit wem hab ich die Ehre?

Der Rotbart

(gedämpft, aber wuchtig):

Wir wünſchen, daß Niemand des Michel Michaels Hausſtand
verſehre.

Der Bergrat:

Aber ich muß doch ſehr bitten —

Eckart:

Wir wünſchen zum zweiten,
daß Niemand uns nötige, unverhüllt einzuſchreiten.
Hier bitte — zur ſteten Erinnerung —

(er überreicht ihm zwei Viſitenkarten und hebt einen Augenblick die Kapuze) —

Der Bergrat

(jetzt gleichfalls die Stimme dämpfend und vollkommen ſeine Haltung ändernd):

O bitte tauſendmal um Entſchuldigung! —

(Mit tiefer Verbeugung, erſt vorm Rotbart, dann etwas knapper auch vor Eckart):

Hätten Hoheit ahnen laſſen, oder Excellenz,
dies beſcheidne Volksfeſt werde Sie aus der Reſidenz
an unſern aufblühenden Induſtrieplatz locken —

Der Rotbart:

Nein, wir wünſchen wiegeſagt keine großen Glocken.

Der Bergrat:

Zu Befehl, Hoheit.

Eckart:

Und wünſchen, daß aus dem Wetterſchacht
dieſer ſpaßhaften Nacht

keinerlei ernſthafte Schläge übertag entſtehn;
Sie laſſen, Herr Bergrat, mir darüber Bericht zugehn!

Der Bergrat:

Zu dienen, Excellenz.

Eckart:

Dann auf glückhaftes Wiederſehn — —

(Er gibt dem Bergrat gemeſſen die Hand; dieſer verneigt ſich zweimal zum Abſchied, zieht dann auch vor der Haustürgruppe den Hut, wofür Liſe ihm eine Kußhand zuwirft, und verſchwindet mit ſaurem Lächeln nach links.)

Eulenſpiegel
(ſeinen Schlüſſelbund einſteckend):

Ja, Gevatter, es ſcheint, du mußt bis zum Räumungstermin
in dein Luftſchloß entweder durch den Rauchfang ziehn,
oder du nimmſt hier den Garten als Himmelbett.

Liſe:

Oder

Michel:

Still, du Maulaff!

Liſe:

Gern, Herr Vormund; mein Maul iſt nämlich ſehr nett.

(Sie geht und ſetzt ſich an den Gartentiſch, während Michel dem Bergrat nachſtarrt.)

Der Rotbart
(hat ſich mit Eckart wieder dem Haus genähert):

Oder, Michel, ſtimmt dich die Stadt da ſo tief beſchaulich?

Eulenſpiegel:

Sie deucht dir heute wohl ziemlich morgengraulich?

Eckart
(über den Garten zum Himmel hinweiſend, eindringlich):

Schau lieber dorthin, wo ſich aus höhern Gründen
reinere Lichter aufs neue entzünden!

Michel:

Ja, ihr Herren! Und Nein! Euch will ichs gerne verkünden.
Ihr habt mir beigeſtanden in dieſer Sommerwendnacht,
und die hat mein Grünjungengetreide reifer gemacht.

Ja, ich ſehe ein neues Frührot entbrennen;
aber drum, grad drum will ich nicht mehr ins Blaue rennen.
(Sein zerknautſchtes Vertragspapier einen Augenblick herauslangend):
Ich will mich mit meiner papiernen Habe aufmachen
und nicht ruhn, bis auch Andre aus ihrem Papiertraum erwachen.
Ich werde uns erdwüchſig Volk zuſammenraffen,
wir werden uns jeder Haus und Hof wieder ſchaffen,
Erde, auf der wir mit Luſt arbeiten
und unſern Kindern ein greifbar Stück Vaterland bereiten;
bis in die Städte hinein wird Garten an Garten einſt prangen,
wird aller Schöpfergeiſt edleren Boden empfangen,
Frucht gegen Frucht tauſchen, Saat gegen Saat,
Tat für Tat.
Und will er dazu ſein Handlangervolk befrein,
dann ſoll auch der rote Karl mir willkommen ſein:
jeder, der ankommt mit einer lichtfrohen Kraft,
bis wir das ganze Erdreich erleuchten, wir Neubauernſchaft!

Eulenſpiegel:

die den alten Dunſt aus der Pfeife pafft!

Michel:

Wie??

Eulenſpiegel:

O Vetter! dein Luftſchloß wird immer — hm — allgemeiner.
Du redſt ja wie'n Buch von Hertzka oder Oppenheimer.

Liſe
(vom Gartentiſch her):

Ja — ſolch Mundwerk wie der Herr Vormund hat Keiner.

Der Rotbart:

Michel Michael! willſt du plötzlich auf Andre bauen?

Eckart:

Wo blieb heut um Mitternacht dein Menſchenvertrauen?
Es war ſo zerfetzt wie dein Mützenflaus.

Michel:

O, ihr Herren, ihr kennt mich noch lange nicht aus!
Hab ich nicht Euch, ihr Unbekannten, vertraut?
Ich sag euch: Hundert Menschheiten stecken in jeder Haut! —
Seht dort: noch deutet der Himmel erst schüchtern mit Funken an,
daß da eine Sonne auflodern will und kann!
Horcht hier: noch rührt sich kein Vogelruf im Wald:
in einer Stunde schmettert alles und schallt!
So wird, wenn Einer erst wagt, Haupt und Herz zu erheben,
dieser Eine viel Andre mitbeleben,
bis Alle aufglühn zu immer hellerem Geist,
wie's im Liede heißt:

Auf Erden ist immerfort jüngstes Gericht —

Lise

(singt halblaut, in derselben Melodie wie zu Anfang des Spiels):

jüngstes Gericht —
unter Tag.

Michel:

Aus Schutt wird Feuer, wird Wärme, wird Licht —

Lise

(etwas lauter):

wird Wärme, wird Licht —
über Tag.

Michel:

Weiter!!!

Lise

(mit immer vollerer Stimme):

Wir schlagen aus jeglicher Schlacke noch Glut;
Glückauf!
Wir ruhn erst, wenn Gottes Tagwerk ruht;
Glückauf! —

Michel:

Ja, Herren! —

Eulenſpiegel:

Ja, laß dir nur gründlich die Ohren vollſingen!
Das wird dich auf immer gottvollere Sprünge bringen;

(durch die hohle Hand)

man opfert fürn Nachthäubchen ſchließlich den roſigſten Morgen.

Michel:

Dafür, Herr Haubenmatz, laß mich nur ſelber ſorgen!
Ich weiß jetzt mein Tag- und Nacht-Gebet,
das keine Lichtmaſchine mir mehr verdreht.
So wird's auch manch ander Manns- und Weibs-Herze wiſſen,
das heut emporbegehrt aus den Zwielicht-Dämmerniſſen.

(Nach der Stadt weiſend):

Und wenn da unten die Herrſchaften etwa dagegenfackeln,
dann ſolln ſchließlich ihnen die Zippelmützen wackeln!

Eulenſpiegel:

Dann wirds wohl Zeit, edler Helde, dir endlich Lebwohl zu ſagen;
ſonſt gehts womöglich erſt mal Uns an den Kragen.

Liſe:

O, der Herr Vormund kann ſich manchmal auch artig betragen.

Michel

(nach einer Drohgeberde zu ihr hinüber):

Freilich wüßt ich gerne: wem bin ich zu Dank verpflichtet?
Ihr Herren habt mich aus ſchwerer Schmach aufgerichtet.

Der Rotbart:

Daun mag deine Glücksfee dich weiter ſo dankbereit halten.

Eckart:

Schutzgeiſter müſſen geheimnisvoll walten.

(Von rechts her ein Schnurr-und-Knattergeräuſch.)

Eulenſpiegel:

Auch lockt uns plötzlich ein Zaubermaſchinenduft:
unſer Kraftwagen verdirbt deine Morgenluft.
Alſo, hehre Fee, bitte ſegne den Schickſalslauf!

Liſe:

Glückauf, ihr Geiſter!

Die Drei

(ſind inzwiſchen nach rechts geſchritten):

Glückauf! Glückauf! Glückauf!

(Sie verſchwinden nacheinander im Wald.)

Stimme Eulenſpiegels:

Ich wünſch dir, Michel, noch manche erbauliche Luftſchloßbeſtrebung!

Stimme Eckarts:

Nur zerſtör nicht den Himmel mit deiner Erdreichbelebung!

Stimme des Rotbarts:

Denn, Michel: das Erbgut der Menſchheit heißt Erhebung! — —

(Nochmals das Kraftwagen-Geräuſch.)

Michel

(iſt an der Gartenpforte ſtehen geblieben, nähert ſich nun dem Gartentiſch):

Na, du Grasaff?

Liſe:

Na, Herr Vormund?

Michel:

Dir fällt wohl's Stehn heute ſchwer?

Liſe:

Nein, Herr Vormund — (erhebt ſich) —

Michel:

So — (Aufſtampfend) Schockwetter, laß das Geſperr,
du dumme Liſe! — Was haſt du dir denn gedacht
mit deinem Gejachter, ſo in der Nacht?!

Liſe:

Ich hab mir gedacht, ſo in der Nacht,
ob der dumme Michel wohl endlich einmal aufwacht
und alldas ſtill mit nach Hauſe bringt,
wovon die dumme Liſe Lied immer ſingt.

Und weil er ſo lange iſt wer weiß wo geblieben,
hab ich mir eben derweil ein bißchen die Zeit vertrieben.

Michel:

Mit ſolchem unſtatthaften Patron!

Liſe:

Iſt doch eine ganz ſtattliche Mannsperſon.

Michel:

Der — getaufte Jud!

Liſe:

Iſt doch ein ſehr altmächtig, erdſtark, auserwählt Blut.
(Mit bebender Frage:)
Weißt du nicht mehr:
ich kam ja auch wohl aus fernem Süden einſt her —

Michel
(indem ſein Stock ihm entfällt):

Liſe!!!

Liſe:

Michel — — (unſägliche Umarmung) — —

Michel
(ſtammelnd): O, du all mein einziges, ewiges Herzbegehr —
O, wie lange haſt du mich nach dir ſuchen laſſen —

Liſe:

O, wie lange konnt ichs ſelber nicht faſſen —

Michel:

Und nun ſtehn wir, wie's einſt am Anfang war:
im Garten Eden, das erſte Menſchenpaar.
Du meine Welt, du liebe Unruh du!

Liſe:

Du meine Heimat — meine Ruh — —

Michel:

Ach, Liſe, ich hab ſo wundervoll heute von dir geträumt!

Liſe
(ſich halb aus ſeinen Armen löſend):

Und haſt beinahe dabei dein wirkliches Wunder verſäumt.

(Sie ſchreiten allmählich aus dem Garten vors Haus.)

Aber vielleicht iſt's wahr, das Sprichwort —

Michel:

ach, ſei kein Schaf —

Liſe

(küßt ihn):

ja: den Schafen gibt's der Himmel im Schlaf.
Weißt du, wo jetzt die Schwelle zu unſerm Luftſchloß ſteckt?

Michel:

Na ſag's mal!

Liſe

(auf ihre Bruſt tippend): Hier!

Michel:

Ja, Herze! das hab ich eben entdeckt.

Liſe:

Nein, wirklich!

Michel:

Wirklich?

Liſe

(am mittelſten Miederknopf drehend):

Ja, hier!

Michel:

Da? — (ſcheu) in deinem Mieder?

Liſe:

Ja —! Vielleicht findſt du da — auch den Schlüſſel wieder.
Such mal!

Michel:

Ach, Liſe —

Liſe:

Sieh mal, das macht man ſo —:

(ſie nimmt ſeine Finger und öffnet damit zwei Knöpfe) —

Siehſt du, da iſt er — ganz warm —

(ſie drückt ihm den Schlüſſel in die Hand)

Michel

(an ihr niederſinkend): O Liſe! — Oh! —

Liſe:

Na, darum fällt man doch nicht gleich um in der Welt?!

(Auf das Vertragspapier deuten, das zu Boden geflogen iſt:)

Sieh: das Beſte haſt du noch garnicht geſehn, du Held!

Komm, ſteh auf! (Sie bückt ſich und gibt ihm das aufgeſchlagene Papier.)

Michel

(ſich erhebend): Was?! Wie?! Ja, wie haſt denn Du das erfuchſt?!

Liſe:

Ja, das hat der Grasaff dem Traubenfuchs abgeluchſt.

Michel:

Du, Du —!

Liſe

(faſt ſtreng): Nein, Michel; gut ſein! (küßt ihn) —

Michel:

Du unbezahlbarer Racker!

Liſe:

Nicht wahr: mein „Maul" verſteht ſich aufs Gold-im-Munde-Gegacker?!

Michel:

Dann wolln wir aber das Teufelspapier gleich in tauſend Stücke zerreißen

und die Fetzen allen guten Geiſtern zuſchmeißen!

(Er tut es; ſie klatſcht in die Hände dazu.)

Und meins hier auch! (Er holt ſein zertnautſchtes Papier aus der Taſche und reißt die Zippelmütze dabei mit heraus.)

Liſe

(nimmt ſie vom Boden auf, während Michel das Papier zerreißt):

Nann, du: was iſt denn daas?

Michel:

O — das iſt blos ſo'n kleiner Traumgeiſterſpaß —

Liſe:

Na, dann ſchließ mal auf, du; ich werd ſie dir flicken!

Michel

(den Schlüſſel ans Türſchloß ſetzend):

In Unſerm Haus, Du —

Liſe:

Du —! nicht wieder gleich in die Kniee knicken!

Michel

(die Tür breit aufſperrend):

Aber den Trauerſchleier erſt ab!

(Er tritt von der Schwelle zurück zu ihr, nimmt ihr haſtig Diadem und Schleier vom Haar, will beides auf die Erde werfen)

Der ſoll heute Morgen für immer ins Grab!

Liſe:

Aber der Stern, der muß in mein Kämmerlein!

(Sie wirft lachend das Diadem in den Hausflur.)

Und mein Glücksſtab, Michel, hinterdrein!

(Sie ſchleudert den Stab, den ſie bis jetzt immer feſthielt, in hohem Bogen durch die Tür; man hört ihn auf der Treppe poltern.)

So! — (Sie hebt winkend die Zippelmütze —: läßt plötzlich ſchreckhaft den Arm wieder ſinken, da Michel wie entgeiſtert zurückweicht, die eine Hand aufs Herz preſſend, die andre vor die Stirn ſchlagend.)

Aber was denn, Michel?! Was träumt dir?!

Michel:

Nein —

Nein! — Sehr wirklich! — Dieſes Haus iſt nicht mein!
Du ſollſt mich nicht zu Unehr mit deinem Gewinke verführen;
lieber will ich nie wieder ein Glied von dir berühren!
Ich habe mein Wort, du, meinen Handſchlag dem Mann da verpfändet;
das wird nicht durch Weiberfingerſpiel umgewendet!

(Auf die Papierfetzen weiſend):

Da, die Schrift da, die kann der Wind verwehn;
hier das Wort in mir, das bleibt ewig ſtehn!
Und will mich der Bergrat noch heute aufs Straßenpflaſter jagen,

ich werde gehn, und müßt ich den ganzen Kram drin zerſchlagen!
Das iſt einfach meine verfluchte Pflicht,
ſchlicht und richt;
ich hab ſie mir ſelber zuzuſchreiben.

Liſe:

Aber

Michel:

Nichts „aber"! Willſt du 'nen Hundsfott beweiben??
Und geſetzt ſelbſt, wir wollten's ſo hündiſch treiben:
ich ſag dir: macht ſich der Menſch mal gemein,
die Welt wird noch x-mal gemeiner dann ſein.
Heute Nacht der Bergrat gab mirs ſehr dürr zu kauen:
die Grubengeſellſchaft hat Alles hier ſowieſo in den Klauen.

Liſe
(für ſich):

O Fuchs —

Michel
(ſich reckend):

Alſo bleibts dabei: Neu Land wird beſchafft,
wo keine Maulwurfshand uns die Wurzeln wegrafft!
wo wir Kraft haben dürfen wie unſre Erdſchollen
und Luft und Licht ſchöpfen, ſoviel wir wollen!
Und gibt die Heimat kein ſolches Land mehr her,
(wild und weh:)
dann, Liſe, dann tragen wir Deutſchland übers Meer!
Verſtanden?!

Liſe:

Dann, Michel, dann will ich nur beten,
daß unſre Schutzgeiſter gnädigſt dazwiſchentreten,
du lieber, einziger, grenzenloſer Mann!
Denn wenn ſie's nichttun: (beklommen) wo ſoll denn dann
unſre — Hochzeitsfeier ſein? und wann?

Michel:

Wann? — Wann?? —

(nimmt ſie ſtürmiſch auf beide Arme hoch)

Liſe:

Nein, Michel, nicht!!!

Michel:

Nein?? —

(macht grimmig Miene, ſie niederzuſetzen)

Liſe

(ihn bang umhalſend): Ja, Michel, ſchnell — —

(Er trägt ſie über den ſchwarzen Schleier hinweg ins Haus; auf ſeinem Rücken baumelt in ihrer Hand die zerriſſene Zipfelmütze.)

Eulenſpiegel

(taucht aus dem Souffleurkaſten auf, ſeinen Schellenzipfel ſchwingend):

Es lebe dein Stammhalter, Michel Michael!!!

(Vorhang)

* * *

UNIV. OF MICHIGAN

MAY 16 1914

Übersicht

(Die mit * bezeichneten Stücke sind neu aufgenommen)

Lebensblätter

Seite

Die Rute 7
Der Werwolf 24
Der Menschenkenner und sein Gleichgewicht 36
Das Gesicht 45
*Das hölzerne Bein 52
Die gelbe Katze 60
Die Gottesnacht 67

Betrachtungen

Kunst und Volk 101
*Nationale Kulturpolitik 111
Kunst und Persönlichkeit 117
*Das Buch und der Leser 126
*Philosophische und poetische Weltanschauung 133
*Der Olympier Goethe 137
*Grabrede auf Lilienecron 141
Naivität und Genie 144
Kultur und Rasse 168

Schauspiele

Der Mitmensch 193
*Michel Michael 269

Einzelausgaben Dehmelſcher Werke:

Erlöſungen. Gedichte und Sprüche. 6. Aufl. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 4.50

Aber die Liebe. Zwei Folgen Gedichte. 6. Aufl. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 4.50

Weib und Welt. Ein Buch Gedichte. 6. Aufl. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 4.50

Schöne wilde Welt. Neue Gedichte und Sprüche. 3. Aufl. Geheftet M. 3.—. Gebunden M. 4.—

Die Verwandlungen der Venus. Erotiſche Rhapſodie mit einer moraliſchen Ouvertüre. 5. Aufl. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 4.50

Zwei Menſchen. Roman in Romanzen. 14. Aufl. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 4.50

Der Kindergarten. Gedichte, Spiele und Geſchichten. 3. Aufl. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 4.50

Lebensblätter. Novellen in Proſa. 4. Aufl. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 4.50

Betrachtungen über Kunſt, Gott und die Welt. Eſſays u. Dialoge. 3. Aufl. Geheftet M. 3.50. Gebund. M. 4.50

Der Mitmenſch. Tragikomödie. Nebſt einer Abhandlung über Tragik und Drama. 4. Aufl. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 4.50

Lucifer. Pantomimiſches Drama. Mit einem Vorwort über Theaterreform u. einem Reigenſpiel: Die Völkerbrautſchau. 4. Aufl. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 4.50

Michel Michael. Komödie in Verſen. 2. Aufl. Geheftet M. 3.—. Gebunden M. 4.—

Traumſpiel Fitzebutze. 2. Aufl. Geheftet M. 0.60

Hundert Ausgewählte Gedichte. 20. Aufl. In Leinenband M. 5.—. In Lederband M. 6.—

Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig.